

LENNEP, JACOB VAN

Das Turnier zu Harlem :

historischer Roman : Th. 1

Verl. d. englischen Kunstanst., Payne
Leipzig : Dresden
1855

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

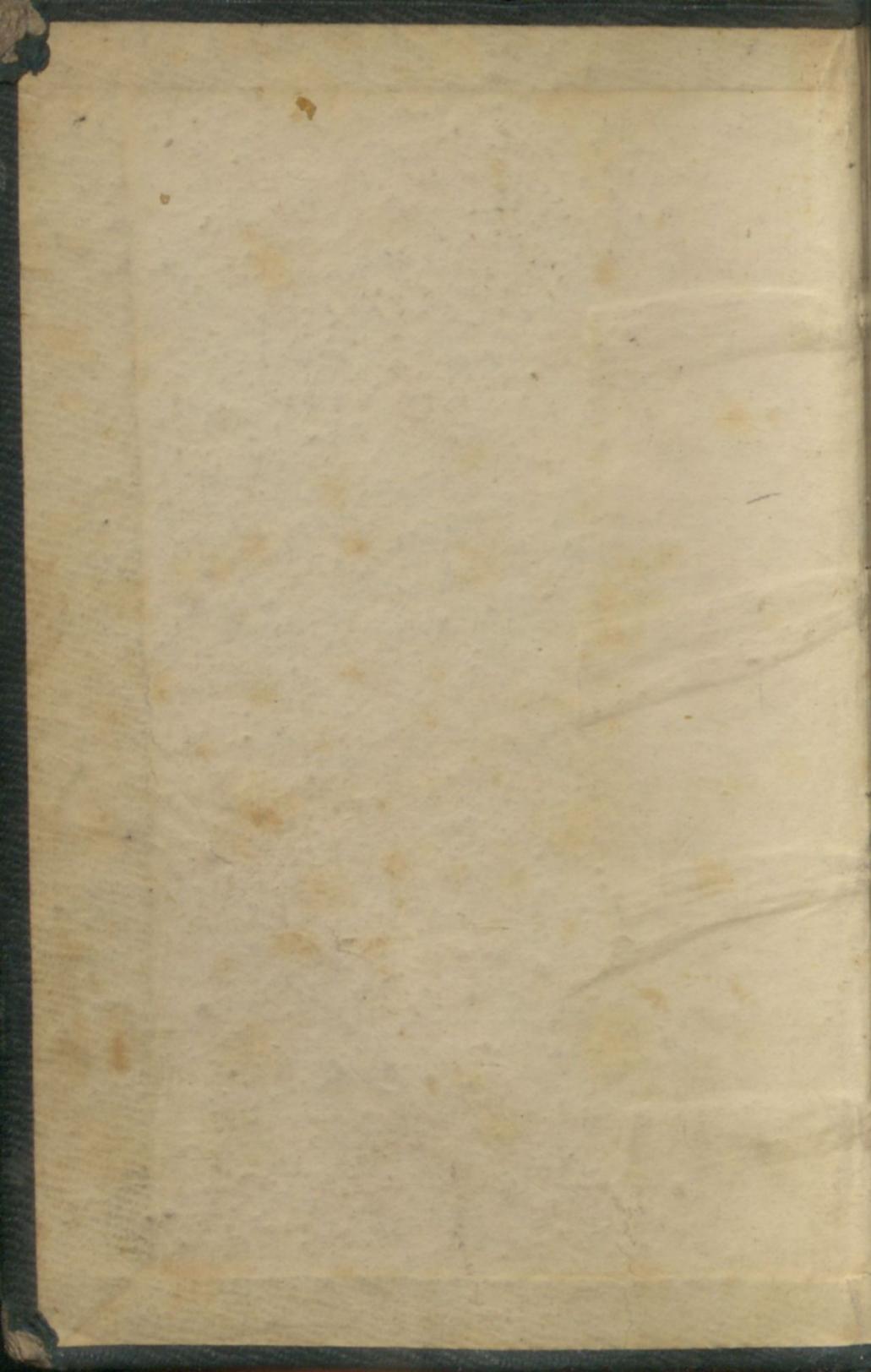
Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

I
416208

II 20-22

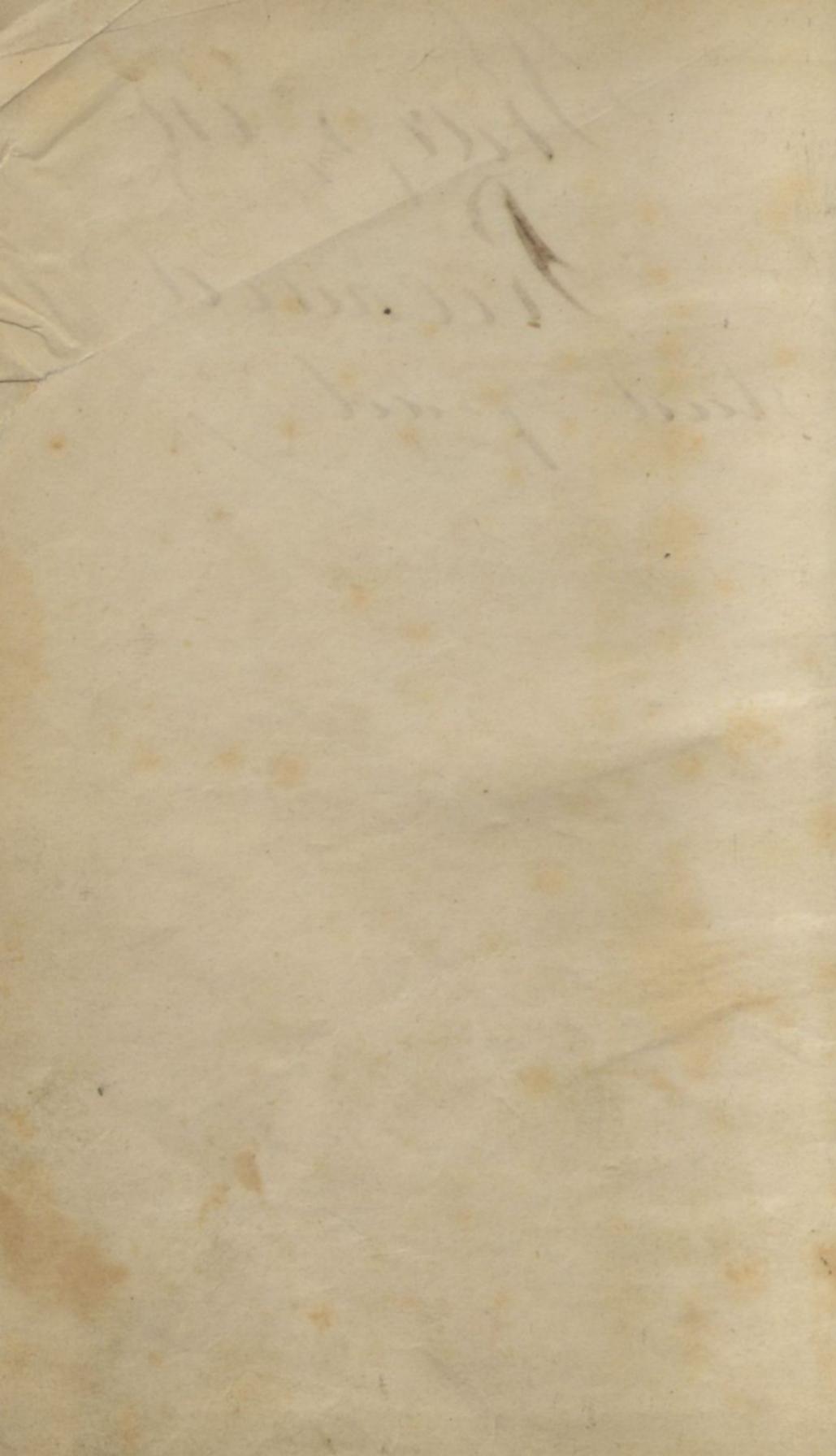


W
Karpfen

Richard.

stad. pad

ES



Das Turnier zu Harlem.

Historischer Roman.

Frei nach dem Holländischen

akob von
J. van Lennep.

Erster Theil.

Leipzig und Dresden,

Verlag der Englischen Kunstanstalt von A. H. Paque.

27. Februar 1855

I
416208/20-22

II



mit 1 Taf.

1916/17 Gesch. d. n. ö. Sa. H. 1

I.

Es war im Frühjahr 1345, als eine zahllose Menge von Nah und Fern nach Harlem geeilt war, um einem feierlichen Feste beizuwohnen, mit welchem Graf Wilhelm der Vierte von Holland seine Rückkehr von einem Zuge nach dem gelobten Lande feierte.

Kein Schloß, keinen Edelsitz gab es in der Umgegend von Harlem, wo nicht Gäste eingelehrt wären. Die damals in Europa noch allgemein herrschende Gastfreiheit schrieb nicht bloß den Schloßvögten die Aufnahme von Fremden als eine Pflicht vor, sondern es waren auch die holländischen Edeln durch verwandtschaftliche Bande mit den besten Häusern in Brabant, Flandern, Geldern, Hennegau und Deutschland eng verbunden, und vergalteten durch glänzende Aufnahme die ihnen früher in gleicher Weise geleisteten Dienste.

Die Bürger von Harlem und die freien Inassen der umliegenden Dörfer unterließen es nicht, dem Beispiele der Edeln zu folgen. In unserer heutigen gebildeten und aufgeklärten Zeit würde eine Gelegenheit, wie die erwähnte, von den Eingeseffenen begierig benutzt werden, um aus der Verlegenheit der Unterkommen suchenden Fremden Vortheil zu ziehen; aber damals schien man den Werth des Geldes noch nicht gehörig zu kennen, sondern gab willig alle einigermaßen entbehrlichen Räume hin — ja selbst die Nahrungsmittel noch obendrein.

Für Diejenigen, welche sich weder in einem weltlichen, noch in einem geistlichen Gebäude eine Aufnahme hatten verschaffen können, waren rund um die Stadt Zelte aufgeschlagen, oder sie brachten nachdem sie den ganzen Tag auf den Beinen gewesen, die Nacht in den Wagen und Fahrzeugen zu, mit denen sie gekommen waren.

Besonders war der Sparen nebst seinen Ufern von einer Menge von Fremdlingen bedeckt, die, gleich eben so vielen Zugvögeln, für die Dauer der Feste sich niedergelassen hatten.

Der Sparen, welcher jetzt die Stadt Harlem in zwei Theile scheidet, bildete in jener Zeit deren südliche Grenze, indem der neue Stadttheil damals noch nicht angebaut war.

Am dem südlichen Ufer desselben erblickte man in den Tagen, in welche wir uns versetzen, eine ausgedehnte Reihe von Zelten, verschieden an Gestalt, Farbe und Umfang, welche den Anschein eines fliegenden, gegen die gute Stadt Harlem gerichteten Heerlagers hätten gewähren können, wenn nicht die bunte Kleidung der zahlreichen Lustwandler, die zwischen den Zelten auf- und abwogten, und die nichts Kriegerisches an sich hatten, die Menge der Frauen und Kinder, die sich laut sprechend und heiter lachend umhertummelten, das Umhertreiben von Bänkelsängern und Possenreißern, von Quacksalbern und Gauklern, mit einem Worte das ganze frohe Treiben, welches dort herrschte, den augenfälligsten Beweis geliefert hätte, daß der zerstörende Kriegsgott mit diesem Lager nichts zu schaffen habe.

Von Entfernung zu Entfernung zeigte sich ein Zelt, größer an Umfang und reicher verziert, als die übrigen, selbst wohl eine Bretterhütte, über deren Eingang ein ausgehängter Kranz den Vorübergehenden verkündete, daß hier frisches Bier, süßer Meth oder selbst echter Claret, Kräuterwein und Malvasier zu finden sei.

Hier hatte sich auch in den Morgenstunden eines Tages kurz vor dem Anfange der feierlichen Feste ein Häuflein von Bürgern und Bauern um ein Gerüst versammelt, auf welchem ein Quacksalber seine eigenthümliche Apotheke zur Schau stellte, indem er zugleich durch gewandte Taschenspielerkünste die Aufmerksamkeit fesselte.

Das Aeußere des merkwürdigen Mannes stimmte vollkommen mit der von ihm gespielten Rolle. Sein Kopf war mit einem schwarzen Tuche umwunden, welches unter dem Kinne festgebunden und außerdem mit einer Krone von Flittergold geschmückt war. Sein gleichfalls schwarzer Mantel mit gezackten rothen Säumen und weiten Ärmeln, die ihm bei seinen Escamotagen trefflich zu statten kamen, war mit Sternen von Flittergold besäet und reichte bis zu den Füßen, ließ aber, vorn geöffnet, ein rothes Unterkleid

sehen, das eng zusammengehalten wurde von einem Gürtel, auf welchem der Thierkreis abgebildet war. Auf seiner Brust prangte eine vierfache, dem Anscheine nach vergoldete Kette, an der ein birnförmiger Halbedelstein hing, der wahrscheinlich ein Talisman sein sollte. Mit seiner langen und dünnen Hand bewegte er unablässig den elfenbeinernen, in ein goldenes Händchen endenden Zauberstab, der schon damals ein unerläßliches Geräth aller Hokus-pokusmacher war.

Des Gauklers Gesicht war, gleich seiner ganzen Gestalt, lang und hager. Pferdemaßen nicht unähnlich fielen die straffen, rabenschwarzen Haare bis zu den Schultern und vermahlten sich mit dem langen gleichfarbigen Barte. Die Nase glich dem Schnabel eines Raubvogels, und von den glühenden schwarzen Augen würde man nimmer zu sagen vermocht haben, wohin sie gerichtet seien.

Der Teufelsbanner, wie ihn die Bauern nannten, beobachtete ein strenges Schweigen, sei es, daß er der holländischen oder, wie man damals noch sagte, niederdeutschen Sprache nicht mächtig genug war, oder daß er seiner Würde etwas zu vergeben glaubte, wenn er mit gewöhnlichen Menschen redete. Dieses Geschäft überließ er seinem Hanswurst, der seiner geläufigen Zunge eben so viel Bewegung verschaffte, wie der Meister der seinigen Ruhe gönnte.

Dieser Hanswurst prunkte in einem halb rothen, halb grünen Wams und gelben Hosen. Eine Pritsche in seinem Gürtel und die Schellen seiner Kappe vollendeten seine Narren-Uniform. Eine rothe, nach oben gebogene Nase, die eine nicht geringe Vertraulichkeit mit dem edlen Traubensaft bekundete, lebhaft graue Augen und zwei Reihen perlweißer Zähne gaben seinem Gesichte einen fröhlichen sorglosen Ausdruck, welcher nicht wenig durch die weißgeschminkte Stirn und die rothgefärbten Wangen erhöht wurde.

Auf seiner Schulter saß ein Affe und ärgerte nicht wenige der Umstehenden durch seine Kleidung, welche aus einem Pilgergewand und einem Muschelhute bestand.

Es war die Aufgabe des Narren, die Zuschauer auf die großen Verdienste seines Patrons aufmerksam zu machen.

„Ja, fromme Bürger und Landleute,“ sagte er, „wie könnte ich alle die großen und unglaublichen Turen erzählen, welche mein Meister Barbanera, was zu Deutsch Schwarzbart bedeutet, in aller Herren Ländern durch seine Kunst zu Stande gebracht hat.

Doch wird es Euch genügen, den Mann nur anzusehen, um von seiner Kunst und Geschicklichkeit überzeugt zu sein. Und wie alt meint Ihr, daß er sei? Fünfzig, sechszig Jahre? Weit gefehlt. Zweihundert und zehn Jahre ist er alt, und wenn er noch so flink und kräftig da vor Euch steht, so ist das nur Folge seiner Kunst. Glaubt Ihr vielleicht, daß ich Euch ein Märchen ausbinde? Kauft nur sein Lebenselixir und seine Krähenmarksalbe, und Ihr werdet an Euch selbst die Wirkungen dieser unbezahlbaren Medicamente erproben."

Bei diesen Worten nahm der Quacksalber ein Fläschchen und ein Töpfchen aus seinem Kasten und zeigte sie mit emporgehobenen Händen dem Hausen.

"He! frommer Vater," fuhr der Narr fort, indem er sich an einen Karmelitermönch wandte, "kauft das Elixir, und Ihr werdet alle Euere Brüder überleben, werdet Propst, Abt und selbst Bischof werden. Glaubt mir, der heilige Erzbischof von Kantelberg wäre ohne dieses Mittel als Benedictiner gestorben."

"Na!" setzte dann der Narr hinzu, als er sah, wie sich der Mönch verächtlich abwandte, "Ihr werdet uns doch nicht glauben machen wollen, daß Ihr nicht lieber als reicher Bischof Euere Vasallen, denn als armer Mönch die Hühner für des Grafen Tafel pflückt!"

Ein allgemeines Gelächter entstand auf Unkosten des armen Vaters, denn es war bekannt, daß zur Zeit drängender Geschäfte bei Mahlzeiten und Festen, wie die, welche eben zu Harlem stattfanden, das Pflücken des Geflügels den Klöstern übertragen wurde, welche sich diesem Geschäft gegen ein mäßiges Trinkgeld unterzogen.

Der Mönch entfernte sich schnell, während der Narr sich um das zürnende Gesicht desselben wenig kümmerte und die Rede an ein schönes Landmädchen richtete, das unter der Menge stand. "Und Du," fragte er das Mädchen, "willst Du immer Deine schönen schwarzen Haare behalten? So kaufe Dir Salbe vom Meister Barbanera, und Dein Freier wird Dich in unvergänglicher Jugend erblicken. — Hierher, mein wackerer Jägermann, diese Phiolen enthält zwei Tropfen von dem Blute des heiligen Subertus; ein Pfeil dahinein getaucht, verfehlt nie sein Ziel."

„Darf man die Wirksamkeit des Mittels vorher erproben?“ fragte der Jäger.

„Erproben!“ rief der Narr aus. „Weißt Du, daß das Spott treiben hieße mit der heiligen Reliquie? Kauf das Fläschchen oder lauf es nicht — und fast glaube ich, daß es Dir doch nicht helfen würde, denn es hilft nur denen, welche Absolution erlangt haben. Und wenn ich die Karfunkel betrachte, welche Deine Nase schmücken, so glaube ich, daß manche alte Sünde dahinter steckt, von der Dein Beichtvater noch nichts vernommen hat, und daß Deine arme Frau von Deiner Kunst im Treffen nur zu überzeugt ist.“

„Abermals entstand ein lautes Gelächter unter den Umstehenden, denn der Hanswurst hatte die Wahrheit errathen, und der Jäger drohte ihm mit seinem Jagdspieße.“

„Cäsar, grüße die würdige Versammlung,“ wandte sich der Narr an seinen Affen, „damit es nicht an Abwechslung fehle. Gehe und frage die braven Leute, ob sie Dir eine Kleinigkeit schenken wollen, damit wir auf ihre Gesundheit trinken können.“

Cäsar sprang von der Schulter des Narren, nahm den Hut ab und machte eine demüthige Verbeugung gegen die Versammlung.

Dann glitt er an einem Stricke von dem Gerüste hinab und hielt den Umstehenden seinen Hut vor.

„Ein Almosen für den armen Pilgrim!“ ergänzte der Narr die stumme Geberde des Affen; „er kommt weit her und hat es nöthig. Aber gib Acht, Cäsar, und nimm keine andere, als landesübliche Münze.“

„Packe dich, Satansvieh!“ grollte der Jägersmann, als auch ihm der Affe seinen Hut hinhielt. „Wenn dein Meister ein so gewaltiger Künstler ist, so kann er sich selbst Geld machen und hat nicht erst nöthig, unsere Taschen in Anspruch zu nehmen.“

Der Affe schüttelte drei Mal die Münze, welche schon in seinem Gute lag, zeigte dann, als er die Vergeblichkeit seiner Bitte erkannte, dem Jäger boshaft die Zähne und begab sich zu mildthätigeren Zuschauern.

Nach vollendeter Sammlung kehrte er auf das Gerüst zurück, und der berühmte Meister Barbanera hielt es nicht für unter seiner Würde, die empfangene Spende sorgfältig nachzuzählen. Dabei entdeckte er bald eine fremde Kupfermünze und reichte sie kopfschüttelnd seinem Narren.

„Du hast nicht aufgepaßt, Meister Cäsar,“ sagte dieser zu seinem Affen und hielt ihm das Geldstück mit strafender Miene vor. „Ich befahl dir, nur inländische Münze zu nehmen, und du bringst mir da ein nur bei Heiden und Türken gangbares Stück. Geschwind, bring es zurück und erbitte dir ein anderes.“

Cäsar kehrte unter die Zuschauer zurück, und wanderte prüfend zwischen ihnen umher, bis er endlich, wahrscheinlich auf ein geheimes Zeichen des Hanswursts, vor einem riesigen Burschen stehen blieb und ihm das Kupferstück hinhielt.

„Ihr seht, guter Freund,“ verdeutlichte der Narr die Geberde seines Affen, „daß sich Cäsar nicht täuschen läßt. Seit also so gut, ihm ein anderes Geldstück für seine Mühe zu geben und nehmt Eure falsche Münze zurück.“

Der junge Mann, an welchen diese Worte gerichtet waren, hatte nicht weniger als sechs Fuß Höhe und außerdem Muskeln, die eines Herkules würdig waren, obgleich die hellen blauen Augen ein gutherziges Wohlwollen ausdrückten. Seine Kleidung kündete den Friesen an. Er trug einen braunen, vorn offenen Rock mit buntem Rande und in der Mitte mit einem schwarzen, ledernen mit Silber verzierten Gürtel geschlossen. Auf seinen silberblonden Haaren saß eine bunte Mütze mit silberner Troddel, während ein scharfes Messer mit breitem silbernem Griffe in seinem Gürtel blitzte. An seinem Arme hing ein kleines liebliches Mädchen, deren Haupthaar vollkommen versteckt war unter einem buntkarrirten Tuche, dessen Enden sich um Hals und Kinn schlangen. Ihr Kleid war von einem schweren wollenen Stoffe von gelber Farbe mit blauen Streifen und über den Hüften mit einem silbernen Gürtel befestigt. Eine Art Brustharnisch, gleichfalls von Silber und auf den Schultern mit kleinen Agraffen geschlossen, gab ihrer Erscheinung ein noch fremdartigeres Aussehen.

Schon lange war mancher verwunderte Blick auf die junge Friesin gerichtet und mancher Spott laut geworden, denn es ist dem auf seine Bildung stolzen Europa eigen, daß sein Pöbel nie begreifen kann, wie Jemand in einer andern als der landesüblichen Tracht zu erscheinen vermag.

Glücklicherweise hatte aber weder die Friesin noch ihr Begleiter etwas von jenen Spottworten verstanden, denn es hätte sonst der Letztere gewiß schon längst sein blitzendes Messer gezogen.

Jetzt nahm er dem Affen das Kupferstück ab und betrachtete verwundert bald dieses, bald die ihn angaffende Menge.

„Thue dem Bavian seinen Willen,“ sagte der Jäger zu ihm, „und schenke ihm einen Achtstüber, so wird er wohl zufrieden sein.“

„Es gibt nur gute Münze in Friesland,“ entgegnete der Riese in stark friesischem Dialekt.

„Möglich,“ versetzte der Jäger darauf, „aber wir sind hier in Holland und können Eure friesische Münze nicht gebrauchen. Steckt sie nur ruhig wieder ein und verbergt auch Euer friesisches Messer, ehe die Büttel Euch beim Schopfe ergreifen als Falschmünzer und Störer des Grafenfriedens.“

„Ein Schurke spricht von falscher Münze!“ rief der Frieser drohend aus.

„Hoho!“ lachte der Jäger, „nur ganz leise aufgetreten, denn Du bist nicht in Deinem freien Frieslande, wo man ungestraft die Holländer verhöhnt.“

„Es ist gewiß,“ krächte ein kleines schwarz gekleidetes Männchen, welches sich in den letzten Augenblicken durch den dichten Knäuel der Umstehenden gedrängt hatte, „es ist gewiß, daß zufolge Privilegii König Wilhelm's, Niemand im Bann von Harlem ein Messer tragen darf, bei einer Buße von zehn Pfund, wovon die Hälfte —“

Der gutmüthige Ausdruck in den Augen des Friesen verwandelte sich in einen zornigen, und er griff nach dem Hefte des Messers.

„Rebellion gegen Artikel 15 des Privilegii,“ krächte das kleine Männchen, gleichzeitig mit dem Ausdrucke des Entsetzens zurückweichend; „wer das Messer zieht binnen der Stadt Harlem, oder deren —“

„Hier ist mein Privilegium!“ höhnte der Frieser und schwang das Messer über seinem Kopfe.

„In den Stock mit ihm! Nieder mit ihm!“ ertönte es von allen Seiten, und die bisher so friedliche Menge gewährte bald ein Bild der Unruhe und Verwirrung.

Niemand wagte es, von vorn einen Angriff auf den Friesen zu machen, doch suchten Einige, ihm von hinten beizukommen.

Raum hatte jedoch der Riese dieses Unterfangen bemerkt, als er sich umdrehte. Mit Blitzesschnelle beschrieb sein Arm einen

Halbkreis, wobei sein scharfes Messer längs der Gesichter und Kleider der Angreifer dahin glitt, und unterwegs einige Lappen Tuch und Fleisch, sowie einen Theil von dem Hute des kleinen Männchens mitnahm.

Zugleich gewann dabei der Frieser das Gerüst des Gauklers und lehnte sich an dieses, um sich den Rücken zu decken.

Dadurch war er aber von seiner Begleiterin getrennt, welche sich plötzlich von fremden Leuten umgeben sah und weinend nach ihrem Freunde Feiko rief.

Der hatte aber genug zu thun, um sich gegen die ihn angreifende Menge zu vertheidigen.

Ihm gegenüber stand der Jäger und erhob seinen Speiß, um den Friesen mit einem gewaltigen Schläge auf den Kopf nieder zu schmettern.

Der aber kam ihm zuvor, indem er schnell das rechte Bein erhob und dem Jäger einen Tritt vor die Brust gab, daß er sprachlos zu Boden sank.

In diesem Augenblicke bekamen die Angreifenden einen Bundesgenossen, auf den sie nicht gerechnet hatten.

Der Affe, welcher bei dem Beginn der Verwirrung auf das Gerüst des Gauklers zurückgeflüchtet war, näherte sich dem Friesen von hinten und raubte ihm seine Mütze.

Feiko wandte sich, um sich gegen den unerwarteten Angriff vom Rücken her zu vertheidigen, aber in demselben Augenblicke warfen sich etwa zehn seiner nächsten Gegner auf ihn.

Jedoch nur mit Mühe konnte man seiner Meister werden, ihm das Messer entreißen und ihn dann mit einem Stricke, der von dem Gepäcke des Quacksalbers abgerissen wurde, knebeln.

„Feiko! Feiko!“ rief das junge Mädchen, welches durch den Volkshaufen wieder vorgedrungen war, und wand die Hände, als es den hilflosen Zustand seines Landsmannes sah.

„Sytiske, lauf zum Aldermann!“ brüllte der überwundene Löwe, „und sage ihm, wie die Hunde mit einem freien Friesen verfahren.“

„Kümmere Dich nicht, schöne Magd,“ sagte der Jagdwärter, der inzwischen wieder auf die Füße gekommen war, während er Sytiske's Hand ergriff; „ich will Dich geleiten, wohin Du es wünschest.“

„Hinweg von mir, Schurke!“ rief die Friesin und war bemüht, sich aus den Armen des Jägers zu befreien; „ich gehe nicht mit Dir, denn Du bist an Allem Schuld.“

„Laß das Mädchen, Freund Walger,“ ermahnte das schwarze Männchen, „denn nach Artikel 17 des Privilegiums —“

„Geht mit Euern Privilegien, Meister Klas Gerrits,“ lautete des Jägers Antwort, „denn ich bin kein Harlemer Bürger, sondern des Grafen Waldwärter und werde das liebe Kind bringen, wohin es will, ohne mehr als ein Küßchen zur Belohnung zu verlangen.“

Schon wollte er sich einer abschläglichen Zahlung versichern, als Sytseke sich mit einem Male seinen Armen entwand und unter Freudengeschrei einem jungen Manne entgegenflog, der in geringer Entfernung vorüber ging.

II.

„O, Junker Seerp,“ rief Sytseke, „helft dem armen Feiko, den man in das Gefängniß bringen will.“

Der Angeredete war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, lang und hager, aber von kräftigem Muskelbau. Seine Züge waren regelmäßig, aber von einem zu scharfen Schnitt, um einnehmend zu sein, und sein Blick verrieth Hochmuth und Dünkel. Seine Kleidung glich derjenigen Feiko's, war aber von kostbarerm Stoffe. Ein gelbseidenes Tuch mit silbernen Carrés und Fransen war um sein Haupt gewunden und hing an der linken Seite in breiten Falten hinab, das Haar völlig bedeckend, welches nach der Sitte des friesischen Adels rund um den Kopf, bis hoch über die Ohren, kahl abgeschoren war. Der seidene Mantel war gelb, mit goldenen Rändern versehen und mit vergoldeten Häkchen geschlossen. Ein prächtiger Dolsch steckte in dem zierlichen Gürtel, von dem auch ein krummer Türkenfäbel herabhing. Die Gefäße der Waffen und die Verzierungen des Gürtels waren stark vergoldet. Eine dreifache goldene Kette prangte um seinen Hals, war jedoch theilweise unter dem hellgrünen Ueberrock versteckt. Beinkleider von grünem Tuch und spitze, mit goldenen Sternen reich besäete Schuhe vollendeten seinen Anzug.

Ein Blick hatte dem Junker gezeigt, was hier vorgehe.

Ohne ein Wort zu sprechen, trat er denen entgegen, welche sich alle Mühe gaben, den gefesselten Feiko mit sich fortzuschleppen, schob sie zur Seite und zerschnitt mit seinem Dolche den Strick, mit welchem der Gefangene gebunden war.

„Neue Rebellion!“ rief Meister Klas Gerrits; „holla, wackere Bürger, laßt den Gefangenen nicht entweichen!“

„Ihr werdet mich doch nicht gegen den Willen des Junkherrn Seerp Adelen halten wollen?“ rief Feiko, dem ein friesischer Edelmann mehr galt, als alle Fürsten der Welt.

„Wir wollen sehen,“ sagte Adelen, „wer sich hier vermessen darf, die Hand an Jemand zu legen, der unter meinem Schutze steht. Ich bin Abgeordneter von Friesland und stehe nur unter dem Gesetze meiner Heimath. Folge mir, Feiko.“

Damit wandte er sich und schritt langsam fort. Feiko und Sytke folgten ihm.

Anfangs hatten die Holländer verblüfft geschwiegen. Als sie aber die Flammenaugen des Friesen nicht mehr sahen, begannen sie lauter und lauter zu murren; aus dem Murren wurde ein Schimpfen und endlich flog ein Hagel von Erdklümpern und Scherben den sich entfernenden Friesen nach.

Adelen setzte eine Zeit lang seinen Weg ruhig fort, als gingen die Beleidigungen ihn nichts an; als aber endlich eine Topfscherbe ihn am Kopfe traf und in den Falten seiner Mütze hängen blieb, flog sein Säbel aus der Scheide und er selbst seinen Angreifern entgegen.

Einige indeß herbeigeeilte Büttel riefen vergebens des Grafen Frieden aus; Seerp hörte nicht, sein Säbel hatte schon Blut vergossen und das Volk wurde von Wuth ergriffen.

Jedenfalls würde der Kampf zum Nachtheile der Friesen ausgefallen sein, wäre derselbe nicht durch die Ankunft einiger neuen Personen beendet worden.

Diese Neuankömmlinge waren zwei Edelleute aus dem Gefolge des Grafen Wilhelm, mit Namen Reinald und Deodat von Verona.

Sie kamen mit einigen Dienern und Stallknechten aus Harlem herangeritten, wo sie einen Auftrag ihres Herrn ausgerichtet hatten, und erreichten den Kampfplatz gerade in dem Augenblicke, als Junker Seerp mit einem Haken zu Boden gerissen wurde.

„Ruh' und Friede, Satansgeschmeiß!“ donnerte Reinald, sich in den Steigbügeln erhebend. „Fort mit Euch, oder es soll Schwertschläge regnen, dichter als der Hagel an einem Sommertage! Und Du, Schurke von einem Förster,“ fuhr er dann gegen Walger gewandt fort, „wenn der Graf erfährt, daß Du, statt auf die Holzdiebe und Räuber zu achten, hier in Streit und Händel Dich mischest, so wird es schlecht mit Dir aussehn.“

„Der Schurke dort trägt von Allem die Schuld,“ brummte Walger, indem er auf Feiko wies.

„Ist es der Wille des Grafen,“ fragte Adelen, der indeß wieder aufgestanden war, „daß man Frieslands Abgeordnete mit Schmach überhäufe?“

„Wenn Frieslands Abgeordnete Rebellion beginnen,“ rief Klas Gerrits, „so dient Artikel 16 des Privilegiums —“

„So hat ein hungriger Marktschreiber sein Maul zu halten!“ donnerte Reinald.

„Ich sage Euch meinen Dank,“ wandte sich Seery an die beiden jungen Ritter, „denn ohne Eure Hilfe hätte ich vielleicht Friesland nicht wiedergesehen. Allein bitten muß ich Euch doch, Euerm Grafen zu sagen, daß er seine Unterthanen besser im Zaume halte, denn eine zweite Beleidigung gegen Frieslands Abgeordnete möchte auf eine für ihn unangenehme Weise gerächt werden.“

„Wir sind nicht gewohnt, Euerm und meinem Herrn dergleichen Botschaften zu überbringen,“ antwortete Deodat etwas betroffen.

„Unser Herr weiß Beleidigungen zu verhindern,“ setzte Reinald hinzu, „aber er weiß sie auch zu rächen, an wem es auch sei.“

„Unser Herr!“ brummte Adelen mit Bitterkeit; „elendes Sklavenvolk!“

Dann entfernte er sich ohne einen Gruß mit Feiko und Sytske.

„Der Unverschämte!“ rief Reinald aus; „noch ein Wort, und mein Schwert hätte ihn in der Sittenlehre unterrichten sollen.“

„Laß ihn,“ ermahnte dagegen Deodat, „ein verächtliches Schweigen ist Alles, was man solch ungeleckten Bären entgegensetzen muß. Aber nun laß uns eilen, sonst kommen wir zu spät zum Mittagsmahle.“

Die beiden Ritter gaben ihren Pferden die Sporen und waren bald hinter einer Staubwolke verschwunden.

„Wie es scheint haben die Eingefessenen nichts mehr zu bedeuten,“ sagte Klas Gerrits, den Kopf schüttelnd.

„Es ist allerdings bunt,“ entgegnete Walger, „daß zwei Friesen hierher kommen, um unsere Landsleute zu verstümmeln, und dann von zwei Italienern der Strafe entzogen werden.“

„So etwas,“ nahm der Marktschreiber wieder das Wort, „würde unter Graf Wilhelm, der uns das Privilegium gab, nicht vorgekommen sein, aber — was wollt Ihr, ist doch unser jetziger Graf selbst ein Ausländer!“

Vielleicht werden unsere Leser ebenfalls erstaunt sein, zwei Italienern im Herzen von Holland zu begegnen, und wir sind wegen der wichtigen Rollen, die jenen beiden jungen Männern in unserer Erzählung zukommen, schon jetzt zu einigen Erklärungen gezwungen.

Diejenigen, welche mit der Geschichte Hollands nicht ganz unbekannt sind, wissen, daß Jan van Beaumont, des Grafen Oheim und einer der vollendetsten Ritter seiner Zeit, im Jahre 1331 einen Zug gegen die Sarazenen in Spanien unternahm, und daß ihm dahin viele holländische und hennegauische Ritter folgten. Aber auch manche Edelleute weiter entfernter Länder wurden von dem Verlangen ergriffen, sich unter einem so ausgezeichneten Feldherrn in der Waffenkunst auszubilden und Lorbeeren zu ernten. Unter diesen Letzteren zeichnete sich namentlich ein italienischer Edelmann, Carlo della Scala, aus. Zwei Knappen, Beide der Kindheit kaum entwachsen, waren mit ihm gekommen und dem Grafen von Beaumont unter den Namen Reinald und Deodat von Verona vorgestellt. So jung sie noch waren, gaben sie doch überraschende Beweise von Tapferkeit und erwarben sich bald die Freundschaft des Hennegauers.

In einem Kampfe mit den Sarazenen hatte Carlo della Scala eine tödtliche Wunde erhalten.

Als er die Nähe seines Todes fühlte, ließ er Beaumont und die beiden Jünglinge zu sich rufen und theilte ihnen folgende Umstände mit.

Carlo della Scala war zu Verona geboren und stammte aus einer der angesehensten Familien. Er liebte feurig die schöne Bianca von Salerno, deren Vater jedoch seine Bewerbung ablehnte. Da verließ er seine Vaterstadt, um im Kriege seine Liebe zu vergessen. Als er drei Jahre später nach Verona zurückkehrte, fand

er Bianca mit einem seiner Verwandten, mit Francesco della Scala, verheirathet, und dieser Francesco war der Tyrann seiner Vaterstadt geworden. Carlo verkaufte nun seine Besitzungen in Verona und ließ sich in Pisa nieder.

Erst wenige Monate hatte er in Pisa gewohnt, als ihm sein Pförtner eines Morgens zwei etwa zwei Jahre alte Knäbchen brachte, welche in einem Korbe vor seiner Thüre gefunden waren. In einem Briefe, der bei den Knäbchen lag, wurde Carlo im Namen der Mutter Gottes und aller Heiligen gebeten, das ihm anvertraute Kind, das aus Verona und aus einem adeligen Hause wäre, wie das seinige zu erziehen.

Der Brief sprach also von einem Kinde, während in dem Korbe deren zwei gefunden waren.

Nur so viel war offenbar, daß die beiden Knaben keine Brüder sein konnten, denn der eine war blond, wie ein Sohn des Nordens, der andere schwarz, wie ein echter Italiener.

Wenn auch verwundert über das seltsame Geschenk, ließ sich Carlo doch durch das Mitleid mit den unschuldigen, hilfsbedürftigen Wesen bestimmen, dieselben so zu erziehen, als wären sie seine eigenen Kinder. Und sie zeigten sich der auf sie verwandten Sorgfalt nicht unwürdig. Carlo della Scala fühlte sich daher immer stärker zu seinen Pfleglingen hingezogen und nahm sie, als sie das Schwert zu führen fähig waren, als Schildknappen mit nach Spanien.

Der edle Mann starb, nachdem er diese Mittheilung gemacht hatte, und hinterließ seine Pferde, seine Rüstung und was er sonst an Werth bei sich hatte, seinen Pflegeöhnen, die sich nun an Beaumont angeschlossen und demselben nach beendigtem Feldzuge nach Hennegau folgten. Seitdem nahmen sie Theil an allen Kriegszügen, welche Beaumont oder dessen Nefse, der Graf Wilhelm, unternahmen, folgten auch dem Lehtern nach dem gelobten Lande und fochten auf der Rückkehr von Palästina an seiner Seite in Preußen. Hier waren sie auch von Wilhelm auf dem Schlachtfelde zu Rittern geschlagen, obschon mancher Edelmann gemurrt hatte, daß zwei Abenteurern von unbekannter Herkunft eine solche Ehre gewährt würde.

Wer aber billig dachte, mußte die Gunst des Grafen recht heißen und, wie dieser, über den Mangel der Adelsdocumente hinwegsehen,

denn die beiden jungen Männer überstrahlten durch ihre geistigen und körperlichen Vorzüge alle anderen Ritter am Hofe des Grafen.

Reinald — oder Rinaldo — war von wohlgefälliger Gestalt. Rabenschwarzes Haar ringelte sich anmuthig um die feinen und regelmäßigen Gesichtszüge; Geist und Scharfsinn leuchteten aus seinen schwarzen Augen; von Charakter war er unerschrocken, unternehmend, heiter — aber zugleich freilich veränderlich, aufbrausend, herrschsüchtig, daher man ihn im Allgemeinen mehr achtete und fürchtete, als liebte.

Anders war es mit Deodat, der sich durch Gutherzigkeit und Wohlwollen die Geneigtheit des ganzen Hofes erworben hatte. In der Regel heiter und ruhig, wurde sein rundes und frisches Gesicht, das von zarten blonden Locken umwallt war, selten von Kummer oder Mißmuth getrübt.

Die innigste Freundschaft verband die beiden Jünglinge, so daß es oft schien, als ob nur eine Seele in ihnen wohnte. Nie hielt der Eine einen Gedanken vor dem Andern geheim; kein Wunsch ward von dem Einen genährt, kein Plan entworfen, von denen der Andere keine Kenntniß gehabt hätte, und waren sie einige Tage von einander getrennt, dann schien es ihnen, als fehlten ihnen die wesentlichsten Elemente des Lebens.

Beide hatten, nachdem sie die wilden Friesen verlassen, in vollem Trabe den Weg nach dem Bogelsang, einem etwa eine Stunde südlich von Harlem gelegenen Jagdschlosse des Grafen, fortgesetzt.

Es war etwa um Ein Uhr, und die Sonne schien glühend heiß.

„Wollen wir nicht langsamer reiten?“ fragte Deodat, als sie an einer Biegung des Weges anlangten, wo dreißig Jahre früher die Flamingen von Witte van Hamstede an der Spitze der Harlemer Bürger in die Flucht geschlagen waren. „Mich dünkt, wir langten noch zeitig genug an.“

„Mir schon recht,“ entgegnete Reinald und hielt sein Pferd an.

„Woran denkst Du, daß Du so ernst vor Dich hinschaust?“ fragte Deodat in italienischer Sprache, welche die Beiden gewöhnlich mit einander redeten, wenn sie von ihren Knechten nicht verstanden werden wollten.

„An den tollen Friesen. Es ärgert mich, daß ich ihm den Handschuh nicht in das Gesicht geworfen.“

„Meinst Du, ich hätte dazu weniger Lust empfunden, als Du? Allein wir durften die Interessen unseres Grafen nicht auf das Spiel setzen und würden dieselben nothwendig durch eine Beleidigung der Friesen gefährdet haben.“

„Indeß habe ich doch keine Lust, mir ferner ungestraft Grobheiten sagen zu lassen und wünsche daher um des lieben Friedens willen, Keinem von ihnen wieder zu begegnen.“

„Dasselbe wünsche ich,“ erwiderte Deodat, „obwohl ich gestehe, daß mir ein kleiner Krieg mit Friesland nicht übel gefallen würde.“

„Was würden wir davon haben, uns mit den lumpigen Bauern zu messen? Eben so gern zöge ich nochmals gegen die lithauischen Heiden.“

„Stelle Friesland nicht so tief. Stavoren muß vor Zeiten eine reiche Stadt gewesen sein und es gibt einen alten Adel in Friesland —“

„Der seine Stammbäume bis zu den Ervätern führt, ich weiß es.“

„— und die schönsten Mädchen!“

„Ja, berühmt genug sind sie, die schönen Mädchen der Saren, aber mich erinnern sie mit ihren runden Wangen und blauen Augen nur an Mehlsuppe und Wassermilch.“

„Verzeihe! die kleine Dirne, welche bei den ungeschlachteten Friesen war, machte auf mich einen ganz andern Eindruck.“

„Sie war nicht häßlich. — Sollte sie auch zu dem Gefolge der Abgeordneten gehören? Es sind deren drei, wie ich hörte: ein Herr von Aylva, der ein stattliches Amt in der Stadt Leuwarden bekleidet; dann der Prahler, den wir aus den Händen des Pöbels befreiten, und der Abt von St. Odulf. Welcher von den Dreien mag der Patron der Dirne sein?“

„Die Frage kannst Du an Ceerp Adelen richten, obschon ich nicht glaube, daß er sich zu einer Antwort herablassen würde, denn er dünkt sich von höherm Adel, als unser Graf. Er wähnt, wie man mir erzählte, von irgend einem alten friesischen Könige abzustammen.“

„Und läßt sich mit Bürgern und Bauern in eine Prügelei ein! — Doch, da wir einmal von Adel und Abstammungen sprechen, so gedenke ich des Pilgers, der in Verona Nachforschungen über unsere Herkunft anstellen wollte. Er bleibt lange aus.“

„Möchte er nie wiederkehren!“ entgegnete Teodat mit einem Seufzer.

„Wie kannst Du so gleichgiltig sein!“

„Du weißt, Reinald, mit welcher Inbrunst ich der gebenedeiten Jungfrau danken würde, wenn ich einen liebenden Vater oder eine zärtliche Mutter wiederfände; allein Du weißt auch, wie mich vor dem Gedanken graust, daß eine Entdeckung unserer Abkunft uns trennen könnte. Wenn es etwa bekannt würde, daß Einer von uns der Sproß eines vornehmen Geschlechtes, der Andere der Sohn einer Bauerndirne wäre, — würde dann der adelige Ritter sich nicht der Freundschaft seines Waffenbruders schämen? — würde dieser sich eben so frei und vertraulich, wie früher, gegen seinen vornehmern Freund betragen? — Nein, lieber in Ungewißheit bleiben, als den Freund verlieren!“

„Was mich betrifft,“ nahm Reinald das Wort, „so muß ich aus diesem peinlichen Zustande der Ungewißheit erlöst werden, koste es auch, was es wolle. Meine Aeltern wieder zu finden, trage ich kein besonderes Verlangen. Da sie so unnatürlich waren, mich zu verstoßen, so haben sie alle Ansprüche auf meine Liebe eingebüßt. Aber ich will wissen, wer ich bin, damit ich nicht länger den Anmerkungen anmaßender Höflinge bloßgestellt bleibe.“

„Und wenn Du nun entdecktest, daß Du nicht der wärest, der Du zu sein wünschest?“

„Dann verlasse ich diesen Hof und suche anderwärts mein Glück. Doch, das ist unmöglich! — Fast bereue ich indeß, dem Pilger jenen Brief anvertraut zu haben, welcher der einzige Beweis unserer Herkunft ist. Er hatte ein echtes Gaunergesicht und hat uns wahrscheinlich hintergangen.“

„Wozu dieses stete Mißtrauen? Im October zog der Pilger von hier. Da er zunächst nach Rom und Loretto wollte, so kann er schwerlich vor dem März an den Hof des San Francesco gekommen sein und es ist folglich sehr natürlich, daß wir noch keine Nachricht von ihm haben.“

San (Hund) Francesco della Scala war der schon oben erwähnte mächtige Herzog von Verona, dessen Macht sich bis Brescia, Padua, Triaul und Triest erstreckte. Sein prachtvolles Grabmal ist noch in der Kirche di Santa Maria antica zu Verona vorhanden.

Reinald zuckte mit den Achseln und schwieg.

Ueberdies mußte die Unterhaltung geendet werden, da sie sich bereits nahe vor dem gräßlichen Jagdschlosse befanden.

III.

Als Seerp Adelen mit Feiko und Sytske den Kampfplatz verlassen hatte, ging er erst langsamen Schrittes, dann, als er den Augen seiner Gegner entschwunden war, rasch und hastig durch die Alleen des Busches von Harlem, bis er auf einen Anger kam, den er quer überschritt, um auf ein Gebäude loszugehen, welches ihm gerade gegenüber lag.

Dieses Gebäude fiel mehr durch seine Größe, als durch seine Schönheit in die Augen und trug die deutlichen Spuren einer allmältigen Vergrößerung, was man besonders aus dem Umstande erkannte, daß die von schwerem Eisen aufgeführte und mit großen Steinen überwölbte Hauptpforte des Gebäudes sich nicht mehr in der Mitte, sondern bedeutend seitwärts von derselben befand. Die ganze dem Anger zugekehrte Seite des Gebäudes hatte nicht ein einziges Fenster, und nur neben dem Thore befand sich eine vier-eckige Oeffnung, die mit einem verrosteten Gitter geschlossen war. In einer Nische über der Pforte mochte ehemals ein Heiligenbild gestanden haben, und neben der Pforte befand sich eine steinerne Bank für ermüdete Wanderer.

An den linken Flügel des Gebäudes stieß eine hohe, dicht mit Eypheu bewachsene Mauer, welche einen Hof umfaßte, der mit einigen Obstbäumen besetzt war.

Auch das erste Stockwerk des linken Flügels war ohne Fenster, doch war das zweite mit einer Anzahl kleiner Fensterchen versehen, die durch ein theils verrostetes, theils halb verfallenes Gitterwerk gesichert waren. Ein düsteres, hier und da eingefallenes Dach von dicken blauen Ziegeln deckte das Gebäude. Nur von jenseits des Angers her sah man in der Mitte der verfallenen Außengebäude ein höheres, im Geschmache einer Kirche aufgeführtes Gebäude sich erheben.

Diese, ein zusammenhängendes Ganzes bildenden Gebäude hatten, wie man leicht erkennen konnte, vordem klösterlichen Zwecken

gedient. Es waren die Johanniter-Ritter, die ihre Comthurei hier gehabt hatten, jedoch seit 1312 in ein neues Gebäude in der Stadt Harlem versetzt waren. Diese neue Comthurei war von Graf Wilhelm dem Guten auf das Reichste dotirt, hatte aber dafür die Verpflichtung, den Grafen von Holland, so oft dieselben nach Harlem kamen, ein Absteigequartier gewähren zu müssen.

Die alte Comthurei, welche seit dem Auszuge der Ritter leer gestanden hatte, war den zu dem erwähnten Feste erschienenen friesischen Abgeordneten eingeräumt worden.

Diese friesischen Abgeordneten wurden von dem Grafen mit einer besondern Zartheit behandelt, denn er war zu jener Zeit nicht wenig besorgt wegen des Zustandes der Gemüther in Friesland. Wenn sich auch dieses Land vor den Waffen der Grafen oft hatte beugen müssen, so war es doch nie unterworfen und in jedem Augenblicke bereit, das ihm auferlegte, obschon durchaus nicht lastende Joch von sich abzuschütteln. Ungeachtet die Friesen selbst in zwei Parteien, die Schieringer und die Fekkäufer, zertheilt waren, die sich oft blutig befehdeten, so wurden doch diese Fehden sofort eingestellt, wenn es galt, gemeinschaftlich zu wirken, um die Freiheit und Unabhängigkeit nach außen zu erhalten.

Allerdings hatte sich die Landschaft Westergoo mit der Stadt Staveren, ermattet durch die langwierigen innern Kämpfe, dem Grafen Wilhelm dem Guten unterworfen, aber diese Unterwerfung war keine unbedingte, sondern der Graf lediglich als ein von Reichs wegen eingesetzter Richter und Statthalter erkannt, wie denn auch bei den freien Städten des deutschen Reichs die Abhängigkeit vom Kaiser nur ein Vorwand war, um die thatsächliche Freiheit gegen die Herrschergelüste der benachbarten Großen zu sichern.

Eine solche scheinbare Unterwerfung unter die holländischen Grafen war daher auch weit entfernt, eine dauerhafte zu sein. Das Ansehen der vom Grafen eingesetzten Beamten wurde oft mit Füßen getreten und sie selbst wurden beleidigt, sogar mißhandelt.

Die Weisheit der friesischen Oldermänner, welche die Nachtheile eines Krieges mit dem mächtigen Holland erkannten, war jedoch bisher einem vollständigen Aufstande zuvorgekommen und hatte des Grafen Zorn versöhnt, daher es seit geraumer Zeit in Friesland ruhig gewesen war, als kurz nach Wilhelm's des Vierten Rückkunft von seinen Kriegszügen ein neuer Aufruhr in Staveren losbrach.

Um der Rache des Grafen zuvorzukommen, hatten die Friesen auf einem Landtage den Beschluß gefaßt, eine Gesandtschaft an den Grafen abzufertigen, welche die Sache in Güte beilegen sollte, ohne sich jedoch eine Verkürzung der Vorrechte und Freiheiten gefallen zu lassen, auf welche die Friesen so stolz waren, und die sie von Karl dem Großen erhalten zu haben vorgaben.

Dem Grafen lag jedoch nicht weniger, als den Friesen selbst, an einer friedlichen Ausgleichung, daher er beschloß, die Abgeordneten mit jeder möglichen Zuvorkommenheit zu behandeln und Alles zu versuchen, um sie in sein Interesse zu ziehen.

Er lud sie daher nach Harlem ein und schmeichelte sich, daß die Ehre, welche er ihnen bei den anzustellenden Festen zu erweisen Willens war, ihren Blick blenden und sie zu mildern Gesinnungen und zur Nachgiebigkeit anspornen würde.

Damit sie auch jeder Verlegenheit wegen ihres Unterkommens überhoben sein möchten, hatte er das bisher unbenutzte alte Comthurei-Gebäude für sie in Stand setzen lassen. —

Als Seerp nach seiner Rückkehr von dem erzählten unangenehmen Auftritte in die Comthurei trat, saßen in dem frühern Remter der geistlichen Ritter drei Personen, welche sämmtlich schon über das mittlere Lebensalter hinaus sein mochten, an dem runden Tische.

Das Außere von zweien derselben deutete auf den geistlichen Stand, jedoch bestand die Kleidung für diesen Augenblick bei dem einen derselben nur in einem weiten leinenen Gewande, indem der Abt von Sanct Odulf — denn die Person, von der wir sprechen, war keine geringere — wegen der drückenden Schwüle sich aller Oberkleider entledigt hatte. Bloss das rosenrothe Halsband, an welchem ein schön gearbeitetes goldenes Kreuz hing, gab seinen Rang einigermaßen zu erkennen. Was seine Persönlichkeit betraf, so war sie keineswegs ohne eine gewisse Stattlichkeit, obschon ihn seine Wohlbeleibtheit, wenn er, wie jetzt, nicht im Prunkgewande war, etwas schwerfällig erscheinen ließ. Seine Züge waren regelmäßig, und Stirn, Nase und Kinn würden einem griechischen Bildhauer zum Modell haben dienen können, wenn nicht die hängenden Wangen, der übermäßig fette Hals und die alles Ausdrucks ermangelnden Augen der Würde seines Antlitzes einen bedeutenden

Eintrag gethan hätten. Ein Kranz bleichender Haare umgab den Scheitel, und das Kinn war glatt geschoren.

Sein Nachbar am Tische, dessen Kleidung an die des Junkers Seerp Adelen erinnerte, allein weit einfacher war, würde gar keiner äußern Auszeichnung bedurft haben, um sofort für einen Edelmann gehalten zu werden.

Ungeachtet der tiefen Furchen, welche lange und beschwerliche Kriegszüge, mehr aber noch ein tiefer an seinem Herzen nagender Kummer seinem Antlitz eingeprägt hatten, ungeachtet der Schwermuth, welche seinen Blick verdüsterte, war dennoch eine so wohlwollende Majestät über seine Züge verbreitet, leuchtete dennoch ein so ungewöhnlicher Scharfblick aus seinen Augen, daß Niemand ihn ansehen konnte, ohne von Zuneigung und Ehrfurcht ergriffen zu werden.

Auch die geringste seiner Bewegungen deutete auf seinen Adel, seine Sprache war stets gewählt, obschon mit jener Freimüthigkeit gepaart, welche bei den Friesen so leicht in bäuerische Plumpheit ausartet, und selbst sein Dialekt verrieth, wenn gleich er der friesische war, dennoch, daß er auch fremde Länder besucht und seine Zunge durch Erlernung fremder Sprachen Gewandtheit erlangt habe.

Seine hohen und vielseitigen Vorzüge hatten ihm auch schon längst die Achtung und das Vertrauen aller seiner Landsleute erworben, und Herr von Aylva — denn das war sein Name — bekleidete nicht nur die wichtige Würde eines Aldermanns der Stadt Leuwarden, sondern war auch zum Mitglied der Gesandtschaft ernannt, welche jetzt Frieslands Interessen bei dem Grafen von Holland vertreten sollte.

Die dritte Person mochte wohl von geringerer Bedeutung sein, denn sie saß an dem untern Ende der Tafel, und nicht, wie die beiden andern, auf gemächlichem Lehnstuhle, sondern auf einem niedrigen hölzernen Schemel.

Die hageren und durch Enthaltbarkeit und Studiren verfallenen und verbleichten Gesichtszüge dieses Mannes ließen einen scharfen Verstand und seltene Festigkeit des Charakters erkennen.

Obgleich nur einfacher Mönch im Kloster des heiligen Odulf, übte er doch über seine Mitbrüder eine Gewalt aus, wie sie von den mit besondern Gaben des Geistes Beschenkten stets über die

alltägliche Menschheit angeeignet wird, und nie wurde eine Sache von einiger Wichtigkeit im Kloster unternommen, ohne daß Bruder Syard erst zu Rathe gezogen wäre.

Dabei war er schlau genug, weder Ehr- noch Herrschsucht, sondern lediglich Dienstfertigkeit und Eifer für das Interesse des Ordens gewahren zu lassen, daher er auch stets dem Neide und der Mißgunst seiner Brüder entging.

Besonders hatte er sich die Zuneigung der Brüder und die Gunst des Abtes dadurch erworben, daß er seine Rathschläge nicht als seinem Kopfe entsprungen, sondern als die Ansicht des Convents oder des Abtes darzustellen wußte.

Ja, der würdige Abt von St. Odulf, überzeugt von seiner eigenen Umsicht und Einsicht, durchdrungen von seiner ablichen Unfehlbarkeit, wußte sich selbst zu überreden, daß nie ein anderer, als von ihm vorgeschlagener Beschluß gefaßt sei, und Bruder Syard nie etwas Anderes gethan habe, als ihn der Mühe zu überheben, selbst seine Ansichten auszusprechen und das Weitere zu erörtern.

Die Folge davon war, daß er seine Einsicht stets höher stellte und von dem Mönche zu sagen pflegte:

„Bruder Syard ist ein getreuer und frommer Mann, der meine Ansichten und Pläne auf das Vollkommenste zu fassen versteht. Wenn er etwas mehr Uebergewicht über die Brüder besäße, so würde er ganz der Mann sein, den alten Prior zu ersetzen.“

Keineswegs hatte daher der Abt den Bruder Syard aus dem Bewußtsein, daß er des Rathes desselben bedürfe, mit nach Holland genommen, sondern eine andere Ursache hatte die Veranlassung dazu gegeben.

Wir haben schon oben erwähnt, daß in Friesland zwei Parteien, welche sich seit 1280 Schieringer und Fettkäufer nannten, gegen einander wütheten.

Im Ostergoo wohnten vorzugsweise die Fettkäufer; die Schieringer im Westergoo.

Doch waren sie nicht so strenge geschieden, daß sich nicht in jeder der beiden Landschaften Mitglieder beider Parteien hätten finden sollen, so wie es sich oft in Folge von Heirathen und andern Verhältnissen traf, daß die nächsten Verwandten entgegengesetzten Farben angehörten.

Es waren aber nicht einzig die Edeln und die Städte, welche an jenen unseligen Bürgerfehden theilnahmen, sondern auch die Klöster, deren in Friesland viele und mächtige bestanden, trugen kein Bedenken, die Partei, der sie angehörten, mit bewaffneter Hand zu unterstützen.

So bestand unter andern eine heftige Fehde zwischen den Klöstern Vidlum und Bloemkamp, deren ersteres den Fettkäufern, letzteres den Schieringern anhing.

Seerp Adelen hatte der ihm benachbarten Abtei Bloemkamp seine Hilfe zugesagt, und Vidlum war mit einem Vernichtungskriege bedroht, als der Abt von St. Odulf den streitenden Parteien seine Vermittelung anbieten ließ und den Bruder Syard an dieselben absandte.

Wirklich gelang es dem Lektorn in den Zusammenkünften, die er mit Seerp und den Obern der beiden Klöster hatte, eine Versöhnung zu Stande zu bringen.

Zu gleicher Zeit erwarb er sich das volle Vertrauen des unruhigen jungen Edlings, und als dieser nebst Herrn von Aylva und dem Abt von St. Odulf bald hernach zum Abgeordneten erwählt war, der Abt aber seine Absicht aussprach, einen seiner Mönche mitzunehmen, um der Gesandtschaft als Secretair zu dienen, bat Seerp, die Wahl auf Bruder Syard fallen zu lassen.

Der Abt willigte sogleich ein, indem er dabei, wie das seine Gewohnheit war, bemerkte, daß Bruder Syard zwar kein Mann von großen Geistesgaben sei, aber vollkommen fähig, seine — des Abtes — Ansichten zu begreifen und mit Eifer und Genauigkeit auszuführen.

Hatte eine Unterhaltung zwischen den drei Personen, welche wir unsern Lesern eben vorsehrten, stattgefunden, so mußte dieselbe wohl schon seit längerer Zeit abgebrochen sein.

Auf den Gesichtern des Abtes und des Edelmannes war Unzufriedenheit und Besorgniß zu lesen, denn man vermochte sich das lange Ausbleiben des Junkers Seerp nicht zu deuten.

Wohl blickte Herr von Aylva von Zeit zu Zeit den Mönch an, als hätte er gewünscht, daß dieser den Junker auffuche, aber die Furcht, daß dieser Lektore eine solche Besorgniß übel nehmen und so deuten möchte, als betrachte man ihn wie ein Kind, hinderte ihn, seinen Gedanken Worte zu leihen.

Der Abt war aber nicht einzig um den Junker besorgt, sondern blickte auch von Zeit zu Zeit mit einem Seufzer nach dem zinnernen Teller, welcher vor ihm stand, denn es war bereits Mittag und die gewohnte Zeit des Mahles erschienen.

Man wartete einzig auf Adelen, und der Abt, welcher in seinem Convent nicht gewohnt war, auf irgend Jemand zu warten, zeigte sich recht unzufrieden, daß der Anfang mit dem Essen noch nicht gemacht werden konnte.

Lange stand er jedoch an, seine Gedanken laut werden zu lassen, weil er bedachte, daß es einem Geistlichen am Wenigsten anstehen dürfte, über eine Verspätung zu klagen, die Herr von Aylva mit so großer Gelassenheit ertrug, bis endlich die Prüfung zu stark für ihn wurde, und er in die Worte ausbrach:

„Ich weiß nicht, ob mich die Regelmäßigkeit irrt, an die ich in unserm Kloster gewöhnt bin, aber es will mich doch bedünken, als sollte unser Freund Adelen längst wieder zu Hause sein. Er wollte nur einen Spaziergang durch das Holz machen, um seinen Appetit zu reizen, der ohnedieß stets ein höchst gesegneter ist, — und nun sind schon anderthalb Stunden verflossen, seit er ging.“

„Vielleicht ist Feiko ihm begegnet,“ antwortete Herr von Aylva; „ich erlaubte ihm heute Morgen, nach Harlem zu gehen.“

Nach diesen Worten setzte er ein silbernes Pfeifchen, das um seinen Hals hing, an seinen Mund und pfiß einige Male.

Ein Diener trat ein.

„Warum kommt Feiko nicht, wenn ich pfeife?“ fragte Herr von Aylva mißgestimmt.

„Feiko ist noch nicht wieder zurück.“

„Sonderbar! Sonst ist er doch nicht gewohnt, meine Güte zu mißbrauchen.“

„Und Seerp Adelen ist auch noch nicht zurück?“ fragte der Abt hastig.

„Nein,“ antwortete der Diener.

„Es scheint fast, als ob wir heute nicht zu Mittag essen sollten.“

„Es wäre allerdings unangenehm, warten zu müssen, bis es dem Junker beliebt, von seinem Spaziergange zurückzukehren, aber noch unangenehmer, wenn wir ohne ihn zu dem Grafen gehen müßten.“

„Noch unangenehmer nennt Ihr das?“ fragte der Abt. „Ich begreife nicht, gestrenger Herr Oldermann, wie Ihr darin eine Unannehmlichkeit finden könnt. Zu wünschen wäre es vielmehr, wenn wir den ungehobelten Junker, der nie eine Gelegenheit hatte, mit Fürsten und hohen Herren zu verkehren, still zu Hause lassen könnten, während er uns bei Hofe mindestens schamroth machen, wenn nicht gar in die größten Ungelegenheiten verwickeln wird.“

Erschöpft von dieser langen Periode goß sich der Abt einen vollen Becher ein und setzte denselben nicht eher ab, bis er den ganzen Inhalt seinem Magen übergeben hatte.

„Sollten wir nicht ein paar Diener aussenden, um unsern Amtsbruder aufzusuchen, der sich verirrt haben mag?“ fragte Herr von Aylva.

„Wir haben deren ohnedieß nicht zu viele im Hause, um uns nöthigenfalls gegen ungebetene Gäste zu beschützen,“ wandte dagegen der Abt ein.

Vater Eyhard erhob sich von seinem Eise.

„Sollte Seerp Adelen in Streit gerathen sein,“ sagte er, „so würde es ohnedieß gewagt sein, Diener auszusenden, die sich durch ihre Kleidung verrathen und in ähnliches Leid bringen würden. Ich will selbst gehen, denn mein Gewand wird mich schützen.“

„Ihr versteht mich, lieber Bruder,“ versetzte der Abt; „das war es eben, warum ich Euch bitten wollte. Euchet, einige Nachricht zu erhalten und das verlorene Schäslein in seine Hürde zurückzuführen. Gewiß hat er wieder Streit gehabt, wie das einmal seine Weise ist.“

Kaum hatte aber der Abt ausgeredet, als Seerp hastig in das Zimmer trat und sich dann, ohne ein Wort zu sagen, in einen Armstuhl warf.

„Gerechter Himmel! was ist vorgefallen?“ fragte der Abt, erschreckt durch das Aussehen des Junkers. „Ich rathe Euch, ein Pulver aus gleichen Theilen Salpeter, Krebsaugen und Salz zu nehmen, ein Mittel, das dem Bruder Bonifacius während des letzten Aufstandes treffliche Dienste geleistet hat.“

Adelen schwieg, bewies aber durch das hastige Vertilgen eines Bechers Wein, daß er noch keine Lust habe, von dem Recipe des Abtes Gebrauch zu machen.

„Wenn ich nicht irre“ fuhr der Abt fort, „so ist Euere Kleidung blutig und zerrissen, als hätten Ihr einen Gang mit den Fettkäufern gehabt.“

„Ihr werdet Euch doch nicht in Ungelegenheiten befunden haben?“ fragte Aylva.

„Jetzt kein Wort, sondern zu Tische,“ entgegnete Adelen; „nachher werde ich Euch Alles erzählen. Die Sache ist zwar an sich höchst gleichgiltig, zeigt aber doch, wie man hier gegen uns gesinnt ist.“

Der Diener, welcher bisher noch neben der Thüre gestanden hatte, verließ auf einen Wink des Herrn von Aylva das Zimmer und kehrte bald darauf mit noch andern Dienern zurück, um die Tafel mit Speisen zu besetzen.

„Wie es scheint, bist Du auch nicht ohne zerrissene Kleider davon gekommen,“ sagte Aylva mit finstern Blicke zu Feiko, der sich ebenfalls unter den eintretenden Dienern befand.

„Ohne Junker Seerp würde Euer treuer Feiko keine Speisen mehr auftragen,“ entgegnete der Angeredete.

Das Mittagessen war aufgetragen und der Wöndy nebst den Dienern nahmen ebenfalls, doch an einem besondern langen Tische, dem damaligen Gebrauche gemäß, an demselben Theil, während die Abgeordneten an der runden Tafel sitzen blieben.

Einen Stuhl, welcher noch an der runden Tafel leer geblieben war, setzte Herr von Aylva zur Seite.

„Wie! meine Tischnachbarin wird nicht kommen?“ fragte Seerp Adelen.

„Madzy klagt über Kopfschmerzen und hat es deswegen vorgezogen, in ihrem Zimmer zu bleiben.“

„Ich würde ihr einige Tropfen Vitriol in Dünnbier empfehlen,“ versetzte der Abt.

„Wie kann sie nur unwohl sein, da ich gestern so viele Becher auf ihr Wohl geleert habe?“ fragte Adelen.

„Vielleicht bleibt sie hinweg, weil Ihr zu viele Becher auf ihr Wohl leertet,“ bemerkte Aylva. „Wer das Herz einer Frau gewinnen will, muß damit beginnen, sich selbst im Zaume zu halten.“

„Ist das Püppchen etwa böse,“ fragte Adelen, „weil ich ihr ein Küßchen in Ehren geben wollte, als der Siward aufgerufen wurde.“

„Ich rief nur den Bruder Syard, und Ihr verstandet mich falsch,“ berichtigte der Abt.

Es war nämlich ein alter Gebrauch der Friesen, bei Gastmählern einen Aufseher (Seward, wahrscheinlich das englische Stewart) zu erwählen, welcher Sorge tragen mußte, daß keine Unordnungen vorkämen. So oft aber während der Mahlzeit der Name Seward ausgerufen wurde, stand es jedem Gaste frei, den neben ihm sitzenden Frauen und Mädchen einen Kuß zu geben. Wie es scheint, hatte Adelen am vergangenen Tage eine unzeitige Anwendung von diesem Gebrauche machen wollen.

„Und wenn ich Euch wirklich falsch verstanden hätte,“ sagte Adelen zu dem Abt, „so verlohnte es doch nicht der Mühe, darum so viel Aufhebens zu machen, zumal wir Alle des Weines etwas zu viel genossen hatten.“

„Wollet mir die Bemerkung erlauben,“ versetzte der Abt, „daß weder der edle Oldermann, noch ich, noch Bruder Syard die Grenzen des Geziemenden überschritten haben.“

„Bruder Syard gewiß nicht,“ lachte Adelen, „denn der trinkt nie etwas anderes, als Wasser.“

„Womit er sehr weise handelt,“ antwortete der Abt. „Wären alle Mönche wie er, so wäre der Abt von Lidlum nicht von seinen eigenen Mönchen ermordet worden, weil er ihnen das Weintrinken verbieten wollte.“

„Mit Verlaub,“ rief Adelen aus, „eine solche Strenge verdient auch keinen bessern Lohn, und Ihr, Herr Abt, werdet sie gewiß nie in Anwendung bringen.“

„Ein wenig Wein ist zuträglich, wie uns der Apostel gelehrt hat,“ entgegnete der Abt, „und ich erhalte die Eintracht unter der Heerde Sanct Odulfs, indem ich den Wein nicht ganz verbiete, aber Mäßigkeit empfehle, und Bruder Syard erfüllt durchaus meine Wünsche, indem er mit dem guten Beispiel der Mäßigkeit vorangeht.“

„Mich dünkt, edler Seerp,“ sagte Aylva nach einer längeren Pause, während welcher der Angeredete und der Abt den aufgetragenen Speisen recht wacker zugesprochen hatten, „daß Ihr nun Eure Kräfte genugsam wieder hergestellt haben möchtet, um uns Euer Abenteuer zu erzählen.“

Die Diener standen auf und entfernten sich.

Pater Syard wollte dem Beispiele derselben folgen, aber Adelen bat ihn, zu bleiben, da man seiner Hilfe als Gesandtschaftssecretair möglicher Weise bedürfen könnte.

Seerp erzählte nun das Vorgefallene, und der Abt wußte nicht, ob er Lob oder Tadel aussprechen sollte.

Verlegen blickte er bald nach dem Pater Syard, bald nach dem Aldermann; aber der Pater sah entschlossen kalt und ruhig aus, und auch des Aldermanns Antlitz verrieth nichts von seinen innern Regungen.

Endlich zog Aylva seine Brauen zusammen, und der Abt beeilte sich, dasselbe zu thun.

Aber Aylva schwieg, und der Abt hielt es für geeignet, einen tiefen Seufzer auszustoßen, der eine verschiedenartige Deutung zuließ.

„Ich bin Euch allerdings verbunden für die Hilfe, welche Ihr meinem Diener leistetet,“ sagte Aylva endlich; „Ihr habt Euch als echten Friesen gezeigt, aber gleichwohl muß ich Euch tadeln, weil Ihr Euch der Uebermacht und auch der Obrigkeit widersetzt. Indeß wäre es ungereimt, Besonnenheit und ruhige Ueberlegung von Euerm jugendlichen Blute zu erwarten. Auch ich bin jung gewesen, und — nur verdrießt's mich, daß Ihr die Ritter, welche Euch befreiten, nicht zur Mahlzeit eingeladen habt.“

„Mögen sie nach Friesland kommen!“ rief dagegen Adelen aus. „Kommen sie als Freunde, so steht ihnen Adelaßins*) offen; Kommen sie als Feinde, so werde ich sie ebenfalls zu empfangen wissen.“

„Wie!“ rief Aylva verwundert aus; „Ihr wißt Euern Befreiern keinen Dank?“

„Ich hasse sie doppelt,“ antwortete Adelen, „denn nichts konnte mir Widerwärtigeres begegnen, als daß die verhassten Holländer auch noch meine Wohlthäter werden mußten!“

„Dann wundert es mich, daß Ihr an unserer Sendung Theil nahmt,“ bemerkte Aylva in einem scharfen Tone, der ihm sonst nicht eigen war; „denn ich meine, daß dieselbe friedlicher Art ist. Meint Ihr nicht auch, Vater Volkert?“

„Gewiß soll unsere Sendung den Frieden vorbereiten,“ bekräftigte der Abt.

„Ich habe nicht über Eure Ansichten zu urtheilen,“ sagte Adelen;

*) Adelaßins, so v. w. Adelenstein, Adelenburg.

„genug, daß ich weiß, was die von mir verlangen, welche mich wählten. — Wie dem aber auch sei, darin werdet Ihr mit mir einverstanden sein, daß wir von dem Grafen Genugthuung wegen der mir wiederfahrenen Beleidigung verlangen müssen.“

„Das ist gewiß,“ versicherte Abt Volkert, der dieses Mal etwas zu vorlaut war.

„Soll der Graf etwa um Eretzwillen die Bauern aufknüpfen lassen?“ fragte Aylva. „Ich dünkte, das wäre keine eines Edelmanns würdige Rache.“

„Ich verlange das auch keineswegs,“ antwortete Adelen; „aber da es vorzüglich die Bürger von Harlem waren, die mich beleidigten, so soll diese Stadt eine Deputation an mich senden und mich um Verzeihung bitten lassen. Wird mir diese Genugthuung nicht gewährt, so sehe ich meine Sendung als beendet an und kehre morgen nach Friesland zurück.“

Aylva lächelte, wurde aber sogleich wieder ernst und fuhr dann in einem freundlichen Tone fort, weil er erkannte, daß er nur Del in das Feuer gießen würde, wenn er dem Junker geradezu widerspräche.

„Saget Ihr nicht, die Sache sei durch zwei Edelleute des Grafen beigelegt, und Ihr hättet Euch beiderseits Frieden angelobt?“

„Ich weiß, was ich gelobt habe,“ antwortete Adelen trohig. „Keineswegs aber habe ich auf die Genugthuung verzichtet. Ihr werdet mich verstanden haben, meine Herren, und Euch, Vater Syard, ersuche ich, eine Eingabe an den Grafen zu Papier zu bringen.“

Er sah bei diesen Worten den Mönch an, der ihn wiederum ruhig anblickte, ohne eine Bewegung zu machen.

„Habt Ihr mich nicht verstanden?“ fragte Adelen geärgert, daß Syard nicht sofort zur Ausführung des erhaltenen Auftrags schritt.

„Ich erwarte nur,“ entgegnete der Mönch, „daß der hochwürdige Vater Abt und der Herr OIdermann ihren Willen gleichfalls zu erkennen geben.“

„Ganz recht,“ sagte Vater Volkert, „das ist es eben, was ich auch sagen wollte. Ceerp Adelen ist nicht allein abgeordnet, und es dünkt mir, als könnten in Dingen von solcher Wichtigkeit nur gemeinsame Beschlüsse ausgeführt werden. Was meint der würdige OIdermann dazu?“

„Ich habe nur zu bemerken,“ antwortete Aylva, „daß sich Seerp für seine eigene Person, nicht aber in seiner Eigenschaft als Abgeordneter von Friesland bei dem Grafen beklagen mag.“

„In solcher Weise haltet Ihr also die Ehre unseres Volkes aufrecht,“ rief Seerp mit zornglühenden Augen aus, „daß Ihr den Mitabgeordneten verhöhnen laßt und ihm Eure Unterstützung verweigert, wenn er Genugthuung verlangt? So sei denn diese ganze Gesandtschaft verflucht!“

„Ruhig, Adelen,“ ermahnte der Aldermann, „und überlegt selbst, ob Ihr einer Privatsache wegen das Wohl des Vaterlandes auf das Spiel setzen dürft. Ich weiß, daß Euch persönlich an der Erhaltung des Friedens nichts gelegen ist, daß Ihr vielleicht sogar den Krieg gegen den Grafen wünscht, aber ich weiß auch, daß es uns nicht erlaubt ist, zur Erreichung unserer Privatwünsche die Fackel der Verwüstung in das Vaterland zu schleudern und unsere Landsleute in ein sicheres Verderben zu stürzen.“

„Ihr zieht also die Fesseln des Grafen der Freiheit vor?“ fragte Adelen höhrend.

Aylva seufzte und zuckte mit den Achseln.

„Ich sehe,“ antwortete er, „daß Euer Abenteuer Euch aller Besonnenheit und Ueberlegung beraubt hat. Laßt uns daher jezt lieber abbrechen. Ich gehe, mich anzukleiden und der Einladung des Grafen zu folgen. Lebt wohl!“

Mit diesen Worten erhob sich der Aldermann und ging.

Der Abt folgte ihm, da er keine Lust hatte, den Streit mit seinem störrigen Landsmanne fortzusetzen.

Adelen blieb mit Vater Syard allein zurück.

Dieser stand mit über der Brust verschränkten Armen ruhig da und blickte den ungesümmen Adelen an, der vor Wuth ersticken zu müssen schien.

Endlich sprang Adelen von seinem Sitze auf und trat vor den Mönch.

„Ich halte Euch für einen echten Friesen, Mönch,“ sagte er zu ihm.

„Wenigstens meine ich, stets mich als einen solchen bewiesen zu haben,“ antwortete Pater Syard.

„Ihr habt mich vermocht, mit dem Abte zu Lidlum Frieden zu schließen,“ fuhr Adelen fort, „damit die Holländer unsere innern

Zwistigkeiten nicht benutzen möchten; Ihr riethet mir Ausöhnung mit den Fetzkläufern, damit wir die Waffen gegen den gemeinsamen Feind kehren könnten; — und jetzt weigert Ihr Euch, eine Beschwerde niederzuschreiben, durch welche der Ausbruch des lange ersehnten Krieges herbeigeführt werden müßte?“

„Hörtet Ihr nicht, daß Euere Mitabgeordneten Euer Beginnen nicht billigen? Und meint Ihr, mit Euern Verwandten und Anhängern allein der Macht Hollands zu trotzen?“

„Ganz Westergoo wird sich erheben, wenn ich das Schwert ziehe.“

„So hofft Ihr, allein ich versichere Euch, daß weder die Saminga's, noch die Martena's, noch die Beyma's, noch Einer von den Freunden Aylva's die Hand rühren wird, wenn sie erfahren, daß es nur der Privatrache Seerp Adelen's gilt. Man wird Euch verlassen und Graf Wilhelm wird mit leichter Mühe Euch unterwerfen, Eure Besitzungen für verfallen erklären, Euch selbst in den Kerker werfen —“

„Also sollen wir uns unter das Sklavenjoch beugen, sollen Schimpf und Hohn ertragen, nur um den lieben Frieden zu erhalten.“

„Tröstet Euch! Der Krieg wird nicht ausbleiben, aber seine Veranlassung darf nicht aus einer Privatzänkerei hervorgehen. Verlaßt Euch auf meine Versicherung, daß der friedliche Aylva selbst seine Landsleute zu den Waffen rufen wird. Aber bis dahin geduldet Euch und verderbt nicht alle Hoffnungen durch einen unüberlegten Eifer. Versprecht mir, in den nächsten drei Tagen nichts zu unternehmen, und ich werde Euch dann meine Ansichten und Erwartungen mittheilen.“

„Eure Ansichten und Erwartungen!“ wiederholte Seerp mit einem verächtlichen Blicke.

„Ein Wort von mir wird sieben Landschaften in Gährung setzen, und das kann Seerp Adelen nicht. — Aber lassen wir den Streit! Geht und kleidet Euch an, denn man muß einen Grafen von Holland nicht warten lassen.“

Mit diesen Worten verließ der Mönch den Remter.

Seerp sah ihm betroffen nach und begab sich dann auf seine Stube, indem er über die räthselhaften Worte des Mönchs und über den Zauber, welchen derselbe auf ihn ausübte, nachdachte.

IV.

Etwa eine halbe Stunde später wurde wiederholt an der Außenpforte der alten Comthurei gepocht.

Zeiko, der sich zufällig auf dem Hofe befand, öffnete sogleich und erblickte die beiden Ritter, welche ihm und dem Junker Seerp am Morgen dieses Tages beigestanden hatten.

„Willkommen!“ rief er erfreut aus.

„Sind die Herren Abgeordneten noch zu Hause,“ fragte Deodat, ohne abzustiegen, „so sage ihnen, daß wir bereit sind, sie nach dem Jagdhause des Grafen zu geleiten.“

„Ich werde die Botschaft sogleich ausrichten. He! Sikko! Hidde! Schlingel, wo steckt Ihr denn? Bringt die Pferde der Herren Ritter in den Stall! — Tretet ein, meine Herren, tretet ein!“

„Wir werden im Baumhofe warten,“ antwortete Deodat, indem er die Zügel seines Pferdes einem herbeigeeilten Knechte übergab.

„So sind wir also für den ganzen Tag an diese friesischen Klöße gefesselt,“ murkte Reinald, nachdem er mit seinem Freunde in den Baumhof getreten war.

„Daran bist Du selbst Schuld, indem Du unser Abenteuer erzähltest. Nun meint der Graf, daß wir den Friesen die liebsten Begleiter sein werden.“

„O! ich möchte wohl diesem Seerp einen Streich spielen! Wie wenn ich dem von der Gräfin eingeladenen Gaukler eine Kleinigkeit in die Hand drückte, damit er den ungehobelten Menschen foppe?“

„Das möchte Dir der Graf sehr übel nehmen. — Aber auf den Gaukler bin ich gespannt. Ob er wohl behender sein mag, als Paolo, der uns so manchmal vergnügte, als wir noch Kinder waren.“

„Schweig von Paolo! Ich konnte ihn nie leiden, denn er schlug mich oft.“

„Weil Du ihm stets lästig wurdest. — Ob aber die friesischen Herren noch nicht fertig sein mögen?“

„Wenn sie nicht bald kommen, so reite ich wieder hinweg,“ sagte Reinald.

„Deine Gesellschaft ist heute nicht besonders anziehend, denn Deine Stimmung ist eine zu finstere.“

„Horch!“ rief plötzlich Reinald aus.

„Ich höre nichts,“ antwortete Deodat.

„Eine Laute wurde gestimmt.“

„Eine Laute? Vielleicht will uns das hübsche Kind von heute Morgen das Warten versüßen.“

„Bei unserer lieben Frau! Der Ton wiederholt sich! Laß uns um die Ecke gehen; er kommt von dort.“

Deodat folgte seinem Freunde und ging mit ihm um die Kirche, welche zwischen den anderen Gebäuden in den Garten vorsprang.

Als sie um die Kirche herumgebogen waren, sahen sie sich vor einem abgesonderten Häuschen, aus dessen einzigem Fenster die Töne hervorkamen, durch welche sie angelockt waren.

Eine frische, silberreine Madchenstimme sang ein friesisches Lied und begleitete die Worte desselben mit einzelnen Lautenaccorden.

Die beiden Freunde lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit den herrlichen Klängen, aber die Wirkung, welche durch dieselben auf ihre Seelen hervorgebracht wurde, war eine verschiedene.

Deodat wurde in eine angenehme Stimmung, in eine stille träumerische Wonne versetzt, während wilde, glühende Leidenschaft in Reinald's Herzen angefacht wurde. Ein wollustiges Verlangen verwirrte seine Sinne, und zwar um so mehr, da er den Gesang nicht verstand und daher nach seiner Weise, nach seinen Wünschen deutete.

Seine Phantasie malte ihm zugleich ein Bild der Sängerin mit den prachtvollsten Farben aus.

„Wahrlich!“ sagte endlich Deodat, „wenn das Warten durch solche Töne versüßt wird, so lasse ich es mir gefallen. Aber, wie steht es mit Dir? Traumst Du oder wachst Du? Hat Dir der Gesang nicht ebenfalls gefallen?“

„Gefallen?“ fuhr Reinald auf; „gefallen, sagst Du?“

„Nun ja; Du bist freilich ein besserer Kenner, als ich, aber es schien mir doch, als wäre die Stimme rein und voll.“

„Gefallen! O, Deodat, Du bist ein armseliger Mensch, daß Du keinen andern Ausdruck hast, die Wirkungen zu bezeichnen, welche der Gesang eines Engels bei Jedem hervorbringen muß, dem ein menschliches Herz im Busen schlägt. Ich zweifelte längst, daß Du ein Sohn Italiens seiest, — nun weiß ich, daß Du es nicht bist. Nur ein Nordländer kann so kalt von den gotlichsten Tönen

reden, die je ein irdisches Ohr trafen. — Nein, diese Sängerin war kein Wesen von Fleisch und Blut — es war ein Engel! — eine Heilige!“

„Was mich betrifft, lieber Reinald, so würde es mir ungemein leid thun, wenn die Sängerin keine Gvatochter, sondern ein Wesen aus höhern Regionen wäre, denn ich möchte Bekanntschaft mit ihr anknüpfen. — Aber, wie kommt eine solche Nachtigall zu den friesischen Fröschen?“

„O, schweig von den Friesen! Störe mich nicht in meinen himmlischen Träumen, indem Du mich an diese Unholde erinnerst.“

„Wer weiß, ob die Sängerin nicht eine von den rundwangigen, helläugigen friesischen Dirnen ist, über welche Du heute Morgen spottetest.“

„Deodat, Du bist ein Teufel! Wahrlich, wäre es ein Anderer, der so mit mir spräche, ich würde ihn fordern auf Leben und Tod.“

„Nur gemacht, Freund Reinald, denn siehe, dort kommt ein Frieße auf uns zu, und noch dazu ein Mann, der ganz menschlich aussieht. Ich möchte fast sagen, er habe ein gebildetes Aussehen.“

Es war Herr von Aylva, der, in ein dunkelfarbiges Gewand gekleidet, durch welches seine würdige Haltung noch mehr hervorgehoben wurde, auf die beiden Ritter zutrat.

„Verzeiht, edle Ritter,“ redete er die beiden Jünglinge an, „daß Ihr so lange warten mußtet. Hätten wir ahnen können, daß wir durch einen so angenehmen Besuch geehrt werden würden, so würden wir uns zeitiger bereit gehalten haben.“

„Seid unbesorgt,“ antwortete Deodat hastig, „wir haben uns keinen Augenblick gelangweilt. Ihr habt vortreffliche Mittel, die Zeit zu verkürzen.“

Bei diesen Worten stieß Reinald ihn an, um ihn zum Schweigen zu veranlassen.

„Ich habe den Dienst vernommen, den Ihr meinem Reisegefährten und einem meiner Diener erwiesen,“ fuhr Herr von Aylva fort, „und sage Euch dafür meinen aufrichtigsten Dank. Durch solche Handlungen kann die Freundschaft zwischen Holland und Friesland nur befestigt, und die Aufgabe, welche uns Abgeordneten obliegt, nur gefördert werden.“

Die Jünglinge blickten einander verwundert an, denn so viel Höflichkeit und Feinheit hatten sie bei einem Friesen nicht erwartet.

„Habt die Güte, mir auf den Hof zu folgen,“ sagte der Aldermann, „denn meine Mitabgeordneten erwarten Euch bereits.“

Die Jünglinge folgten der Einladung, sahen aber zuvor nochmals versthohlen nach dem Fenster, aus welchem sie das friesishe Lied gehört hatten.

Aber vergebens! Die reizende Sängerin blieb unsichtbar.

Auf dem Hofe fanden sie den Abt von St. Oduif in einem halb geistlichen, halb weltlichen Gewande auf einem schweren friesischen Pferde, während Adelen einen wahrhaft riesigen weißen Hengst tummelte.

Adelen und die jungen Ritter begrüßten einander auf sehr gezwungene Weise, wogegen der Abt einen um so freundlicheren Gruf spendete und dann an die Seite des Herrn von Aylva ritt, der indeß eine kleine braune Blae bestieg hatte.

Der Zug begab sich auf den Weg, gefolgt von vier friesischen Dienern zu Pferde.

„Darf man nach den Namen der edlen Ritter fragen, denen wir heute in zwiefacher Weise verpflichtet sind?“ wandte sich Aylva an die beiden jungen Männer.

„Unsere Namen,“ antwortete Deodat, „werden Euch vielleicht etwas fremdartig klingen. Mein Freund heißt Rinaldo von Verona, und ich Deodat von Verona.“

„Verona!“ wiederholte Aylva erblaffend und einen prüfenden Blick auf Deodat richtend. „Seid Ihr in Verona geboren?“

„Wir wurden bei dem edlen Carlo della Scala zu Bologna erzogen,“ fiel Reinald hastig ein, um fernern Nachforschungen nach seiner Herkunft auszuweichen.

Aylva wurde in Folge dieser Antwort noch nachdenkender. Er schien noch eine Frage thun zu wollen, allein Adelen unterbrach ihn.

„Ihr seid also keine Holländer?“ fragte der ungestüme Frieje mit einem Ausdrucke der Freude.

„Wir haben diese Ehre so wenig, wie Ihr,“ antwortete Reinald.

„Desto besser!“ rief Adelen aus, „denn ich hasse die Holländer und es kostet mich große Ueberwindung, freundlich gegen sie zu sein.“

„Verzeiht,“ sagte Deodat, „wenn wir Euch darauf aufmerksam machen, daß wir eine Beschimpfung des Landes, welches uns gastfrei aufnahm, nicht dulden dürfen.“

„Und Ihr,“ sagte der Abt, indem er schnell zwischen Adelen und die beiden Italiener ritt, „verzeiht meinem Freunde, daß er sich nicht frei machen kann von der übeln Gewohnheit der Friesen, Alles laut zu sagen, was er denkt.“

„Sono due pazzi,“ *) sagte Deodat seinem Freunde in das Ohr.

Aber Aylva hatte diese Worte verstanden, welche im Vertrauen darauf, daß die Friesen kein Italienisch verständen, nicht leise genug gesprochen waren.

Er wandte sich gegen Deodat und sagte:

„E possibile, ma hanno tutti due il cor ben posto.“ **)

„Sind Euer Edeln in Italien gewesen?“ fragte Deodat erstaunt.

„Ich verlebte dort das glücklichste und unglücklichste Jahr meines Lebens,“ antwortete Aylva und fuhr dann plötzlich abbrechend fort: „Wollen wir nicht schneller reiten? Es würde unhöflich sein, wenn wir zu lange auf uns warten ließen.“

Der Vorschlag fand Beifall, und die Reiter versetzten ihre Pferde in einen schärfern Trab.

„Reinald,“ sagte Deodat zu seinem Freunde, „ich wette, daß die schöne Sängerin auch in Italien war.“

„Wohl möglich.“

„Soll ich einmal fragen?“

„Um des Himmels willen nicht.“

Bald bogen die Reiter in die breite Allee ein, welche nach dem gräßlichen Jagdschlosse führte.

Bis dahin war die Aussicht meist beschränkt gewesen durch die wellenförmigen Dünen, welche theils mit Eichen, theils mit Birken und Espen bepflanzt waren, in deren Schatten duftende Strandweilchen und verschiedenfarbige Lippenblumen wuchsen.

Jetzt wurde aber die Aussicht freier.

Zwischen dem niedrigen Eichengebüsch zu beiden Seiten der Allee hindurch sah man eine frische Rasenfläche, auf welcher sich die buntfarbigste Pracht der Frühlingsblumen entfaltete.

In der Mitte der Allee führte eine hölzerne Brücke über einen schmalen Kanal, der aus der Gegend von Harlem bis in die Nähe von Noordwyk führte und einen Lustgarten bewässerte, in welchem

*) Es sind zwei Gimpel.

**) Möglich, haben aber Beide das Herz am rechten Fleck.

sich der Graf nebst seinem Hofstaate an verschiedenen Spielen und Leibesübungen zu ergötzen pflegte, daher die Gegend bis auf den heutigen Tag des Grafen Mäde*) genannt wird.

Im Norden und Süden grenzte des Grafen Mäde an unabsehbare Weiden, auf denen fette Rinder und muntere Füllen weideten, während sich im Westen ein hügeliges, mit Buschholz bedecktes Terrain zeigte, hinter welchem die weißen Gipfel der Dünen den Horizont schlossen.

Gerade aus erblickten die Reiter das Jagdhaus, um welches herum vielhundertjährige Eichen und Buchen einen kühlenden Schatten verbreiteten.

Kein Land der Welt hat im Frühjahr einen solchen Reichthum an Singvögeln, wie Holland, und in Holland gibt es wieder keinen Fleck, wo sich dieselben in größerer Zahl aufhalten, als die Dünengegenden, daher es ganz natürlich war, wenn Graf Floris der Fünfte das von ihm erbaute Jagdhaus den Vogelgesang nannte.

Es war ein einfaches Holzgebäude, dieses Jagdhaus, enthielt aber doch Raum genug, um dem Grafen und seinen Gästen zu einer zeitweiligen Wohnung zu dienen, während etliche kleinere, tiefer im Walde gelegene Häuser die Jäger, Pferde und Hunde aufnehmen konnten.

Weder Graben, noch Mauer schützte das Hauptgebäude, welches übrigens auch nichts darbot, was Feinde zu einem Angriffe oder Diebe zu einem Einbruche hätte verleiten können.

Ueber dem gewölbten Thore prangte noch immer der alte Leu Hollands, den die Grafen aus dem hennegausischen Hause schon um deswillen unberührt gelassen hatten, weil die Bewohner der Gegend noch immer in frommer Dankbarkeit ihren Wohlthäter Floris verehrten.

Aber auf den Bannern, welche auf den vier kleinen Thürmchen wehten, die Pfefferbüchsen ähnlich sich über dem mit Schilf gedeckten Dache erhoben, prangten die hennegausischen Löwen.

Die Angekommenen wurden links von dem Jagdhause nach einer weiten, mit Ulmen umgebenen, durch eine geflochtene Hecke gegen unbetene Gäste gesicherten Fläche gelitet, auf der sich einige

*) Mäde, offenbar das englische Meadow, das deutsche Matte, so viel wie eine Wiese.

Waffenknechte — wenigstens schienen es nur Waffenknechte zu sein — im Armbrustschießen übten.

Ein gutes Mahl schien sie in eine heitere Stimmung versetzt zu haben, und schon in ziemlicher Entfernung vernahm man ihr ausgelassenes Lachen.

Trotz dem Spiele hatten sie die nahenden Reiter bemerkt, und einer von ihnen war Deodat entgegen geeilt, um einige leise Worte mit demselben zu wechseln, worauf er zu seinen Kameraden zurückkehrte.

„Dieser Knappe ersuchte mich,“ wandte sich Deodat zu den Friesen, „Euch einzuladen, hier abzustiegen und zu der Gesellschaft zu treten, die dort mit dem Bogen beschäftigt ist. Ihr könnt Euch mit ihnen vergnügen, bis der Graf von seinem Mittagsschläfen erwacht und die Gräfin von ihrem Ritte zurückkehrt.“

Die Friesen konnten gegen diese Einladung nichts einwenden.

Sie übergaben ihre Pferde den Dienern, welche sie nach den Ställen brachten, und traten dann zu den Bogenschützen, welche, ohne ihre Übungen einen Augenblick abzubrechen, nur einen flüchtigen Blick nach den Friesen warfen und dieselben kurz und leicht begrüßten.

Dieser Empfang war von dem Grafen vorgeschrieben.

Die Friesen sollten glauben, daß man sie nicht als Fremde, sondern als alte Bekannte betrachte.

Nur Einer, welcher das Amt eines Ceremonienmeisters zu versehen schien, trat den Abgeordneten mit den Worten entgegen:

„Es hat dem Grafen leid gethan, Euch nicht heute Mittag zur Tafel einladen zu können, allein er ist hier außen zu schlecht eingerichtet, um Gastmähler zu geben. Gegen das Ende der Woche hoffen wir jedoch Euch besser zu empfangen. Ich sehe hier, wenn ich nicht irre, den edlen Herrn von Aylva, den würdigen Abt von Sanct Odulf und den durchlauchtigen Abkömmling von Frieslands Königen.“

Die drei Friesen verneigten sich, und der Holländer fuhr fort:

„Wenn Ihr, meine Herren, so lange der Graf noch nicht erschienen ist, Euch mit unserer Gesellschaft begnügen und einen Becher guten Kräuterwein mit uns trinken wollt, so soll uns das zur Ehre gereichen. Uebrigens empfangen wir Euch ohne Umstände und versparen alles Ceremonielle für morgen.“

Der Mann, welcher diese Worte sprach, war von mittlerer Größe und schien zwischen dreißig und vierzig Jahre alt. Seine Haltung war edel und frei, sein Ton kurz, wie bei Einem, der gewohnt ist, im Felde zu befehligen, sein Dialekt etwas fremdländisch. Seine gebräunten Züge deuteten darauf, daß er weder Anstrengungen noch Reisen gescheut habe, und seine feurigen Augen zeugten von Geist und Muth. Sein Anzug bestand, wie derjenige der meisten Anwesenden, aus einem grünen Wams, das bis auf die Hüfte reichte, in der Mitte geschlossen und mit einem bunten Rande verziert war. Eine sogenannte Spizmütze, das heißt eine runde, hinten mit einer Klappe und oben mit einer kurzen kegelförmigen Spitze versehene Mütze, deckte seinen Kopf. Weste und Beinkleider waren gleichfalls von grünem Tuche, dagegen die langen Schnabelschuhe nur schwarz.

„Wir danken Euch,“ antwortete Aylva dem Edelmann, „ein ungebundener Empfang ist uns der liebste, und es sollte uns leid thun, wenn Jemand unsertwegen Umstände machte.“

„Bei Sanct Niclas,“ bemerkte Adelen gegen den Abt, „man hätte uns doch einen bessern Platz anweisen können, als hier unter Stallknechten und Jägern.“

„Seid unbesorgt,“ antwortete der Holländer, dem die Bemerkung des Friesen nicht entgangen war, „Ihr seht hier die Blüthe unsers Adels. Der, welcher eben den Bogen spannt, ist der Herr von Vigny; nächst ihm stehen die Herren von Walcourt und von Antogne; — Hennegau besitzt keine braveren Ritter, als diese drei Bannerherren; — der Jüngling mit dem blonden Lockenhaar ist ein Brederode, und die mit ihm Sprechenden sind zwei Brüder aus dem Hause Teylingen; der Kräftige dort ist ein Harmstede. Alle waren mit dem vorigen Grafen Hause verwandt, so wie sie treue Diener des gegenwärtigen sind.“

„Und Ihr,“ fragte Adelen, „darf man sich auch nach Eurem Namen erkundigen.“

„Ich bin ein Herr von Treulong aus dem Hennegauischen,“ antwortete der Ritter mit einiger Verlegenheit. „Doch, tretet näher, meine Herren, wenn Ihr auch einen Schuß versuchen wollt. Nur thut es mir leid, dem würdigen Abt nicht auch sofort eine angemessene Gesellschaft verschaffen zu können, da die geistlichen Herren sämmtlich mit der Gräfin ausgeritten sind.“

„Seid deshalb unbekümmert,“ sagte der Abt, „ich sehe gern einen guten Schuß.“

„O!“ rief Adelen aus, „glaubt mir, Herr von Treslong, daß er nöthigenfalls auch selbst einen guten Schuß thun würde, denn unsere friesischen Mönche wissen mit Streitart und Armbrust besser umzugehen, als mit dem Brevier. Mich selbst hätte beinahe ein Lidlumer Mönch in die Ewigkeit spedirt, wäre ich nicht durch meinen guten Harnisch geschützt worden.“

„Das wäre!“ versetzte Treslong; „und hat der Streit Folgen gehabt?“

„Einige blutige Köpfe. Dann schlossen wir Frieden, tafelten mit einander und vertranken alle Fehde.“

„Ach! da erinnert Ihr mich zu rechter Zeit — Hermann! fülle uns die Pokale!“

Der Schenk, an welchen dieser Befehl gerichtet war, hatte auf einem hölzernen Gestelle ein sauberes Fäßchen mit silbernen Reifen und silbernem Hahne neben sich stehen. Er füllte sogleich mehrere Trinkhörner und reichte sie Treslong und den Friesen.

„Seht,“ sagte Treslong, „das nenne ich einen echt volksthümlichen Wein, vor dem ich Malvasier stehen lasse, wenn er richtig bereitet ist. Und glaubt mir, meine Herren, dieser ist nach dem wahren Recepte bereitet, echter Lotterwein, wie ihn unser Better — wollt' ich sagen, wie der Graf — nicht doch — wie der Herzog von Geldern, wollt' ich sagen, ihn nicht besser trinkt.“

Herr von Treslong schwieg und war offenbar verlegen.

Ahlva blickte ihn aufmerksam an.

Der Abt hatte indessen nichts bemerkt, denn er war nur mit seinem Wein beschäftigt, leerte den ganzen Pokal und schmaßte dann entzückt mit den Lippen.

„O, ganz gut,“ meinte Adelen, „aber ich meines Theils gebe doch einem Schlucke Swietentränk den Vorzug.“

Die Umstehenden blickten den Friesen verwundert an, und der Abt erklärte ihnen, daß man unter Swietentränk einen Wein verstehe, den man in Friesland aus Rosinen bereite.

Treslong und die beiden edlen Friesen nahmen nun an den Spielen Theil, und Herr von Ahlva bewies bald, daß er die Uebungen seiner Jugend nicht vergessen habe, indem er die Scheibe nie verfehlte.

Nur darüber wunderte er sich, daß die meisten Anwesenden sehr schlecht schossen und dem Centrum nie so nahe kamen, wie Herr von Treslong.

„Wenn das Volk nicht besser zu zielen versteht,“ flüsterte ihm Adelen zu, „so wird es keine Ehre sein, sich mit ihm in einen Kampf einzulassen.“

Mehr und mehr waren die Gemüther durch Lust und Wein erhitzt, als ein zweifelhafter Schuß die vollendete Harmonie, welche bis jetzt stattgefunden hatte, zu stören drohte.

Adelen hatte nämlich wiederholt die mittelsten Ringe getroffen und dachte bereits des Preises gewiß zu sein, als Herr von Treslong seinen Pfeil genau in das Centrum schoß.

Ein lauter Jubel erhob sich, und Herr von Spangen, welcher den Einsatz verwahrte, war schon bereit, denselben an den Sieger auszuhändigen, als Adelen vortrat und behauptete, daß der Schuß ungültig sei, weil Treslong nicht auf dem gehörigen Abstände geblieben, sondern einen Schritt zu weit vorgetreten sei.

Die anwesenden Edelingel nahmen für Treslong Partei und Adelen wurde so wüthend, daß er seine Handschuhe auszog, zu Boden warf und schwur, seine Aussage gegen Männiglich zu vertreten, der einen Kampf mit ihm wagen wollte.

Reinald, der bisher mit Deodat und anderen Rittern geringeren Ranges in einiger Entfernung gestanden hatte, sprang eilend herbei, das Ritterpfand aufzuheben, als ihm Treslong mit donnern-der Stimme ein „Zurück!“ zurief.

Verlegen trat der junge Italiener zurück, und tiefe Stille entstand.

„Der erlauchte Frieser hat Recht!“ sagte Treslong; „ich bin unwillkürlich einen Schritt zu weit vorgetreten. Freilich hätte er seine Bemerkung machen sollen, ehe ich abschoss, allein ich will von diesem Einwande keinen Gebrauch machen und trete ihm meinen Preis gern ab.“

„Gott soll mich leben lassen! Ihr seid der einzige brave Kerl, den ich hier getroffen habe!“ rief Adelen aus, trat auf Treslong zu und reichte ihm die Hand, welche dieser lächelnd schüttelte.

Dagegen schienen die andern Edelleute erzürnt über das rohe Benehmen des Friesen, und Mancher derselben legte seine Hand an den Dolch.

„Mit Eurer Erlaubniß,“ sagte Herr von Brederode zu Treslong; „ist es Eure Meinung, daß wir uns von diesem Fremdlinge sollen beleidigen lassen?“

„Ich kenne hier keinen Fremdling, mein Herr,“ antwortete Treslong, „sondern meine, daß alle Anwesenden treue Vasallen des Grafen sind.“

Aylva sah den Herrn von Treslong nochmals verstohlen, aber aufmerksam an.

Dann trat er etwas zurück und sagte Adelen leise in das Ohr:

„Thut Euch etwas mehr Zwang an, denn hier ist nicht Jeder, was er scheinen will.“

Raum war die Eintracht, wenigstens scheinbar, wieder hergestellt, als man schallenden Hufschlag von der Waldseite her vernahm.

Ein glänzender Zug von edlen Herren und Frauen bog aus einer Seitenallee in den nach dem Jagdhause führenden Weg ein.

Nah dem Park stiegen die Angekommenen von den Pferden, um sich zu der versammelten Gesellschaft zu begeben.

Eine schöne, in ein zierliches Reitgewand gekleidete junge Frau, in der man an der Ehrfurcht, die ihr von allen Seiten gezollt wurde, gar leicht die Gräfin von Holland erkannte, ging voraus an der Hand eines Edelmanns, der in den Funzigen stehen mochte, und dessen ganze Erscheinung wohl geeignet war, Achtung und Ehrerbietung einzulösen.

Treslong ging der Gräfin entgegen und sagte ihr einige Worte, welche sie mit kaltem Ernste aufnahm, während ihr Begleiter bedenklich mit dem Kopfe schüttelte.

Aylva erkannte in dem Begleiter der Gräfin den Herrn von Beaumont, mit dem er vor fünf und zwanzig Jahren manchen Kriegszug unternommen hatte, wartete aber, ob ihn derselbe ebenfalls erkennen würde.

„Wie ich sagte, gnädige Frau,“ redete Treslong jetzt die Gräfin an, „es ist ungewiß, ob es dem Grafen heute noch seine Kopfschmerzen erlauben werden, vor seinen friesischen Gästen zu erscheinen. Erlaubt indeß, daß ich Euch und Herrn von Beaumont den edlen Friesen vorstelle.“

Die Gräfin erwiderte mit kaltem Stolge die Begrüßung der Friesen, und hatte sogar Mühe, ihren Unwillen zu unterdrücken,

als der Abt von Odulf ihr rieth, Bitriol und Dünnbier gegen die Krankheit des Grafen zu versuchen.

Dagegen trat Beaumont, der Aylva jetzt erkannte, freundlich auf denselben zu und drückte ihm mit Herzlichkeit die Hand.

„Es ist lange her, seit wir uns zum letzten Male sahen,“ sagte er, „und es freut mich, einmal wieder mit Euch zusammen zu treffen. Hätte mir nicht die Ritterpflicht geboten, die Damen zu begleiten, so würden wir uns früher haben begrüßen können. Herzlich freut es mich, die Kette noch um Euern Hals zu sehen, welche mein Bruder Euch umhängte, und von der er mir das Gegenstück schenkte.“

Nachdem er dann Aylva ein Wenig bei Seite geführt hatte, fuhr er fort:

„Mich dünkt, daß der Empfang nicht so gewesen ist, wie er hätte sein sollen.“

„Er war herzlich und freundlich,“ antwortete Aylva, „aber man irrt, wenn man glaubt, einen alten erfahrenen Mann täuschen zu können.“

„Glaubt mir, daß eine Absicht der Beleidigung nicht zu Grunde lag.“

Die Gräfin und die Edelleute hatten sich indessen auf Bänken und Stühlen zu verschiedenen damals üblichen Spielen niedergelassen.

Adelen, der von diesen Spielen nichts verstand, vertrieb sich die Zeit damit, daß er theils den in seinen Augen fremdartigen Putz der Damen betrachtete, theils auch selbst seinen Becher an dem Tasse füllte, ohne erst den Eifer der Bedienung abzuwarten, und zwischendurch laut gähnte.

Die Damen machten große Augen, als sie seinen Mangel an Anstand bemerkten und fragten auch wohl ihre Nachbarn, wer der fahlgeschorene Wilde wäre, aber glücklicherweise bemerkte Adelen die Verwunderung nicht, deren Gegenstand er war.

Was den Abt betrifft, so war er zwar den Erzbischöfen von Trier und Cöln, sowie andern anwesenden Prälaten vorgestellt worden, allein diese stolzen Reichsfürsten hielten es für zu tief unter ihrer Würde, sich mit dem Klosterobern von St. Odulf in eine Unterhaltung einzulassen, daher sich dieser genöthigt sah, seine Zuflucht lediglich zu dem herrlichen Kräuterwein zu nehmen, der

ihm jedoch zu seinem Bedauern nicht in dem Maße gereicht wurde, in welchem er es gewünscht hätte.

Nachdem in dieser Weise einige Stunden vertrunken, verspielt, verscherzt und verplaudert waren, zeigten plötzlich mehrere Finger unter frohem Lachen nach dem Wege, welcher von Harlem aus nach dem Jagdhause führte.

Und in der That war es ein grotesker Aufzug, der sich auf diesem Wege näherte.

Es waren keine geringeren Personen, als Meister Barbanera und sein Narr, die des Weges nach dem Vogelgesang daher kamen.

Der berühmte Meister Barbanera saß auf einem Pferde, das an Sagerkeit mit ihm selbst wetteiferte und Mühe genug hatte, mit drei Füßen, deren jeder einem andern Pferde entlehnt schien, durch den Sand daher zu humpeln, während ein vierter Fuß in träger Unthätigkeit nachschleppte.

Der Hanswurst saß dagegen auf einem Grauchen, daß außer ihm noch die Apotheke des Wundermannes trug, auf welcher Cäsar in seinem ganzen Stolze als Pavian saß.

Raum hatte die Gräfin die seltsame Cavalcade erblickt, als ihr kalter Ernst einer ausgelassenen kindischen Heiterkeit wich, und sie befahl, die Landstreicher sofort vor sie zu führen.

V.

Es war in jenen Zeiten, in die unsere Erzählung uns versetzt, durchaus nichts Ungewöhnliches, daß fahrende Personen verschiedenster Art zu vornehmen Herrschaften entboten wurden, ihnen die Zeit zu vertreiben.

Daher zeigten sich auch der unvergleichliche Doctor, sein Narr und der Affe durchaus nicht verlegen, als sie vor die Gräfin geführt wurden.

Der Wundermann packte seinen Kasten aus, die Anwesenden setzten sich in einem weiten Kreise rund herum, und die Gräfin verbot ihnen, dem Künstler zu genau auf die Finger zu sehen, denn sie gehörte zu Denen, welche, da sie selbst das Feine eines Kunstgriffes nicht begreifen, es auch nicht gern sehen, daß Andere es besser begreifen, als sie.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, begann der Hanswurst nach tiefer Verlegenung eine zierliche Rede, in welcher er die Gräfin und ihren erlauchten Gemahl über alle Fürsten von Europa stellte und versicherte, daß sein Herr und Meister nur darum die weite Reise nach Holland unternommen habe, um vor diesem erlauchten Herrscherpaare die Beweise seiner Kunst abzulegen.

„Schade nur,“ sagte der Erzbischof von Trier zu der Gräfin, als man dem Narren allgemeinen Beifall zollte, „daß ich dieselbe Rede, nur mit veränderten Namen, am Hofe des Grafen von Geldern bereits hörte.“

Noch mehr Beifall erlangten verschiedene Taschenspielerkünste, welche Meister Barbanera producirte, allein das Antlitz der Gräfin war wieder eiskalt geworden, und allmählig gab sie selbst deutliche Beweise von Ungeduld.

Es war nämlich für sie Nebensache gewesen, die Zauberkünste des Charlatans zu sehen; sie hatte gehört, daß er in der Wahrsagerkunst Ungewöhnliches leistete, und von dieser wollte sie eben eine Probe sehen.

Nur scheute sie sich, ihr Verlangen auszusprechen.

Da wurde sie aus ihrer peinlichen Lage durch Herrn von Treslong erlöst, der den Narren fragte, was denn eigentlich in dem Sacke steckte, den er bei seiner Ankunft so sorgfältig unter dem Tische verborgen habe.

„In dem Sacke,“ antwortete der Hanswurst, „steckt das Glas, aus welchem mein Meister die Zukunft liest.“

„Die Zukunft! — Kannst Du dieselbe auch schon deuten, Freundchen?“

„Bei Sanct Iulius! ich habe genug zu thun, die begangenen Thorheiten zu strafen, so daß mir keine Zeit bleibt, an die künftigen zu denken.“

„Eine gute Antwort,“ lachte Treslong. „Wenn es aber der gnädigen Frau gefällig wäre, möchten wir wohl die Geheimnisse des Zauberlases kennen lernen.“

„Nur unter drei Bedingungen, deren Billigkeit übrigens Jeder leicht einsehen wird, kann mein berühmter Meister vor einer so erhabenen Gesellschaft seine Kunst zeigen.“

„So laß die Bedingungen hören!“ forderte Herr von Treslong auf.

„Zunächst, daß die Frau Gräfin ausdrücklich verlangt, daß mein Meister seine geheime Kunst zeige.“

„Die Frau Gräfin hört das Verlangen des Narren,“ sagte Treslong; „wird sie den Befehl geben?“

„Es sei so!“ antwortete die Gefragte halb freudig, halb ärgerlich.

Sie freute sich, daß ihr Wunsch erfüllt werde, sie ärgerte sich, denselben eingestehen zu müssen.

„Dann bedingt sich mein Meister, daß Niemand es ihm nachtrage, wenn seine Worte dem Einen oder dem Andern unangenehm klingen möchten.“

Treslong zog seine Brauen zusammen und sah die Gräfin fragend an.

„Das Verlangen ist nur billig,“ antwortete die Gräfin, „und ich erwarte, daß Niemand die Erfüllung desselben verweigern werde.“

„Drittens bedingt sich mein Meister eine angemessene Belohnung für die Beweise seiner Kunst, welche er geben wird.“

Die Gräfin nickte einwilligend mit dem Kopfe und harrete dann der Dinge, die da kommen würden.

Barbanera räumte mit Hilfe seines Genossen den Taschenspielerapparat von dem Tische, setzte dann ein hohes Glas auf denselben, füllte es zur Hälfte mit einer durchsichtigen Flüssigkeit, warf in diese verschiedene Pulver und deckte darauf das Glas zu.

Bald begann ein regsames Leben in dem Glase.

Die in die Flüssigkeit geworfenen Pulver lösten und verbanden sich wieder: bildeten die seltsamsten Gestalten und nahmen das Aussehen von Pflanzen, Thieren und Menschen an.

Zugleich entstand das auffallendste Farbenspiel.

Einige Augenblicke später rief der Hanswurst aus, daß nun Jeder Fragen an seinen Herrn richten könne.

Aber Niemand erhob sich, denn einestheils mag Niemand bei solchen Gelegenheiten der Erste sein, und andernteils gebührte auch der Gräfin der Vortritt.

„Wenn Ew. Gnaden nicht mit gutem Beispiele vorangehen,“ wandte sich endlich Treslong an die Gräfin, „so wird es Niemand wagen, das Orakel zu befragen.“

„Wie sollte auch unser Loos uns kümmern können, wenn wir

nicht zuvor über das unserer edlen Wirthin beruhigt sind," sagte der Erzbischof von Köln in verbindlicher Weise.

„Ei, ei! Hochwürdigster! Ihr muntert uns auf, den Teufelsbanner zu besfragen," lachte die Gräfin.

„Warum nicht?" fragte der hohe Würdenträger; „läuft doch die Sache, meiner Ansicht nach, nur auf einen Scherz hinaus!"

„So sei es denn!" versetzte darauf die Gräfin; „allein wir Frauen vertrauen unsere Geheimnisse ungern Andern an, und ich verlange daher, daß nur Nolante von Dampmartin und Ottilie von Raaldwyk mir folge.“

Alle Anwesenden traten ehrerbietig in angemessene Entfernung zurück.

Die Gräfin näherte sich mit den von ihr genannten beiden Jungfrauen dem Gaukler und fragte ihn, ob sie lange und glücklich mit ihrem Gemahl leben würde.

Barbanera verbeugte sich ehrerbietig, hob den Deckel vom Glase, steckte das eine Ende seines Zauberstabes in die Flüssigkeit und gab ihr das andere in die Hand, während er selbst durch ein silbernes Röhrchen in den Inhalt des Glases blies.

Die Hand der Gräfin zitterte, was sich durch das Anschlagen des Zauberstabes an den Rand des Glases verrieth.

Der Wahrsager aber sah aufmerksam in die Flüssigkeit.

Plötzlich zog er seine Brauen zusammen.

Die Flüssigkeit war schwarz geworden und die kleinen Gestalten, welche in derselben schwammen, glichen Perlen oder Thränen.

Das Gesicht der schönen Frau wurde leichenbläß.

Die Umstehenden, welche zwar die Frage der Gräfin nicht gehört, wohl aber die mit ihr und mit der Flüssigkeit vorgehende Veränderung gewahrt hatten, erschrafen.

Herr von Treßlong trat einen Schritt näher, aber in demselben Augenblicke nahm die Flüssigkeit in dem Glase ihre frühere Farbe wieder an.

Der Zauberer aber nahm den Stab wieder aus der Hand der Gräfin, neigte sich zu ihr und sagte:

„Trübe Tage sind Dir nahe,
Hohe Herren werden fallen;
Doch Freud' und Friede folgen drauf,
Es blühen Ros' und Lilien auf!“

Und er zeigte in das Glas.

Die Gräfin erblickte auf dem Boden desselben einen lieblichen Blumenkranz.

„Das Ende söhnt mit dem Anfange aus,“ sagte sie. „Indessen verlange ich weiter nichts zu wissen.“

„Kinder,“ sagte sie zu ihren Hofdamen, als sie auf ihren Platz zurückgekehrt war, „es ist das ein gefährliches Spiel; bedenkt Euch wohl, ehe Ihr den Einsatz wagt.“

„So wird wohl die Reihe an uns kommen,“ sagte Herr von Naaldwyk, der Günstling der Gräfin. „Mir ist es indessen gleich, ob auch Jeder Frage und Antwort höre.“

„Hexenmeister,“ fuhr er dann fort und warf ein Goldstück auf den Tisch, „sage mir nur, ob ich lange leben werde.“

Der Wahrsager reichte ihm den Zauberstab, aber kaum hatte derselbe die Flüssigkeit berührt, als diese blutroth wurde.

Und Barbanera sagte zu ihm:

„Der Bogen ist bereit, es wartet schon der Pfeil,
Der bald Dein Haupt durchbohren wird in Eil.“

„Auch gut!“ lachte Naaldwyk; „ich werde also, wie es scheint, einen ruhmvollen Tod finden.“

„Wird mein Loos ein gleiches sein?“ fragte Herr von Spangen, indem er dem Zauberer eine Gabe reichte.

Er sah dieselbe Blutfarbe.

„Behalte Deinen Spruch für Dich,“ sagte er zu dem Zauberer, „ich habe an diesem Zeichen schon genug.“

„Ob ich sterbe oder lebe, ist mir gleich,“ sagte Harcourt, „aber sage mir, wenn Du kannst, wer mich tödten wird.“

Er steckte den Stab in die Flüssigkeit.

Gestalten tauchten in derselben auf und nieder.

Barbanera zeigte auf eine derselben, welche einem Dreschflegel ähnelte, und sagte:

„Des Bauern unedler Flegel
Wird auf den Kopf Dich treffen.“

Noch andere Edelleute folgten und fast alle erhielten eine Unheil verkündende Antwort.

Aber die Wirkung der Wahrsagungen war bei den Verschiedenen eine sehr verschiedene.

Wenige blieben kalt und ruhig; Viele suchten ihre Verlegenheit

durch erzwungene laute Heiterkeit zu verbergen, Manche warfen dem Zauberer drohende Blicke zu und Einige versanken in ein tiefes Nachdenken.

„Und Ihr, Herr von Beaumont,“ wandte sich Raaldwyf an den Genannten, „wollt Ihr nicht ebenfalls Euer Loos kennen lernen?“

„Ich sehe nicht, daß diese Kenntniß Euch großen Nutzen gebracht hätte,“ erwiderte der Angeredete.

„Laßt Euch verführen,“ baten Mehrere; „es ist ja doch nur ein Scherz.“

„Meinetwegen!“ sagte Beaumont. „So melde mir, Prophet, ob ich das Loos dieser Herren theilen werde, unter denen offenbar eine große Mezelei stattfinden wird.“

Und die Antwort des Wahrsagers lautete:

„Zu jeder Zeit wird Gott Dich schützen,
Wasser, Feuer, Holz und Eisen werden Dir nur nützen.“

„Ei, Du meinst es mit mir gut,“ sagte Beaumont scherzend, „und verdienst daher eine doppelte Belohnung. — Nun, Aylva, die Reihe ist an Euch.“

„Kannst Du meine Frage errathen?“ fragte Herr von Aylva.

„Ricordatevi di Bianca di Salerno!“ *) sagte der Wahrsager dem Fragenden in das Ohr.

„Gerechter Gott!“ rief Aylva erblässend aus.

Da fuhr der Wahrsager fort:

„Der Hund hat's Schäslein aufgezehrt,
Doch Lämmlein Dir bald wiederkehrt.“

„Mensch!“ rief Aylva aus, „von wem hast Du diese Dinge?“
Allein Adelen war bereits vorgetreten.

„Hexenmeister,“ sagte er, „verkünde mir, ob Friesland noch lange Frieden behalten wird.“

Barbanera hauchte in das Glas und sagte dann, während das Wasser abermals eine blutrothe Farbe annahm:

„Wacht an den Grenzen,
Nah' ist der Feind ...“

„Schön! trefflich!“ rief Adelen, und begab sich vergnügt an seinen Platz zurück.

*) Erinnert Euch an Bianca von Salerno.

„Werde ich gute Nachricht von Verona erhalten?“ fragte Deodat, der jetzt vortrat.

Und die Antwort lautete:

„Nachrichten wirst Du bald erhalten,
An Freuden und an Schmerzen reich.“

Reinald trat vor.

„Werde ich eine gewisse schöne Sängerin kennen lernen?“ fragte er.

Der Zauberer entgegnete:

„Sirenenlied erfreut das Herz,
Doch Brudermord erfüllt mit Schmerz.“

„Nun, hochwürdiger Herr,“ wandte sich Treslong an den Abt Volkert, „wollt Ihr nicht ebenfalls die Zukunft befragen?“

„Ich wüßte wahrlich nicht, was für eine Frage ich dem Wundermanne vorlegen sollte,“ entgegnete der selbstzufriedene Abt. „Es fehlt mir nichts auf dieser Welt. — Nun,“ fuhr er dann nach einigem Nachdenken und mit Stolz sich in die Brust werfend fort: „so sage mir, Zauberer, ob alle Mönche von Sanct Odulf diejenige Hochachtung gegen mich hegen, welche sie ihrem Abte schuldig sind.“

Lautes Gelächter erscholl rund umher, steigerte sich aber zur Ausgelassenheit, als der Hexenmeister antwortete:

„Gar oft hat, welcher Abt sich nennt,
Den Titel nur, nicht 's Regiment.“

„Lacht, meine Herren,“ sagte Abt Volkert, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen, „lacht immerhin und so viel es Euch beliebt. Ich würde dennoch meine Würde gegen keine andere vertauschen. In Sanct Odulf herrscht Ordnung und Friede, was man nicht von allen Klöstern sagen kann, und ich bin mehr Herr in dem meinigen, als Jan van Arkel in seinem Bisthume, aus dem er vor Verzweiflung fortgelaufen ist.“

„Kennt Ihr den Bischof von Utrecht?“ fragte Beaumont den Abt.

„Er hat kurz nach seiner Investitur die friesischen Klöster besucht. — Er war damals ein schöner Jüngling und die Mitra — es ist nicht zu leugnen — stand ihm gut. Da er zuerst nach Sanct Odulf kam, so gab ich ihm den Pater Eyard auf seiner Reise nach den übrigen Klöstern mit, und der hat ihm Alles erklärt, wie ich selbst es gethan haben würde. — Aber Ihr, Herr

von Treslong, Ihr seid pfißig genug — lacht über die Anderen, und meidet selbst die Narrheit?"

Herr von Treslong lächelte und trat dem Zauberer entgegen.

Allein kaum hatte er den Zauberstab ergriffen und gefragt, ob ihm das glücken würde, was er im Sinne habe, als Barbarera mit gefalteten Händen vor ihm auf die Knie niedersank.

"Ha! Schurke! Was soll das?" fragte Treslong.

"Verzeiht, erlauchtester Graf, aber ich kann nicht sagen —" flehte Barbarera, wie von Todesangst ergriffen.

"Du kennst mich also?" fragte der Graf, denn es war Wilhelm der Vierte selbst, der bisweilen seinen Rang abzulegen pflegte, um desto ungebundener mit seinem Hofe des Lebens Freuden genießen zu können.

"Wohl denn!" fuhr er darauf fort, "ich verlange die Zukunft von Dir zu erfahren."

"Ich kann keine andere Prophezeiung geben, als die des Grafen von Geldern," stammelte Barbarera.

"Glender!" rief der Graf wüthend aus, und warf den Zauberstab von sich.

Der alte Graf Reinald von Geldern hatte nämlich, als er den Grafen Wilhelm aus der Taufe hob, gesagt, daß derselbe einst durch das Schwert der Friesen den Tod finden würde.

Niemand, am wenigsten Graf Wilhelm, hatte je einiges Gewicht auf die Vorherverkündigung des alten Mannes gelegt, den man für halb wahnsinnig gehalten hatte, aber die Erinnerung an dieselbe mußte natürlich in diesem Augenblicke eine peinliche Wirkung hervorbringen.

Nylva unterbrach die eingetretene Stille zuerst, indem er sich dem Grafen näherte und ihn mit ehrerbietig entblößtem Haupte anredete.

"Verzeiht, Herr Graf, daß ich Euch nicht früher meine Huldigungen darbrachte, obwohl ich Euch erkannt hatte, aber ich hielt es für Pflicht, Euern Wunsch, unerkannt zu bleiben, zu ehren. Es ziemte mir nicht, unaufgefordert das Wort zu ergreifen, allein jetzt zwingt mich die Sprache, welche jener Betrüger führt, Euch zu versichern, daß Ihr nichts von den Schwertern der Friesen zu fürchten habt, so lange Ihr diesen ein wohlwollender und gerechter Schirmherr sein werdet."

„Und ich verbürge mich,“ fügte Beaumont hinzu, „daß Ew. Gnaden keinen würdigern und treuern Freund haben können, als Herr von Aylva ist, den ich schon seit fünf und zwanzig Jahren kenne und ehre.“

„Nehmt meinen herzlichsten Dank, edler Aylva!“ sagte der Graf, indem er dem Aldermann gerührt die Hand reichte. „Seid überzeugt, daß uns das Wohl unsers lieben Frieslands recht sehr am Herzen liegt. Nur vergeßt, daß wir uns nicht sogleich zu erkennen gaben, allein wir haben den folgenden Tag unserer Würde zu widmen und wünschten daher heute von der Steifheit des Ceremoniels befreit zu sein.“

„Herr von Aylva hätte bemerken sollen, daß er jetzt in seinem Namen spreche und nicht als Abgeordneter der Friesen,“ wandte sich Adelen an den Abt.

„Still!“ flüsterte der Abt dem tollen Friesen zu, „Herr von Aylva ist ein kluger Mann und wird wohl wissen, was er zu thun hat. Indessen dünkt mich, wir sollten ebenfalls zu dem Grafen treten, ihn zu begrüßen.“

„Ich werde warten, bis er mich anredet,“ entgegnete Adelen. „O! daß ich ihn früher erkannt hätte, ich würde mir lieber die Hand abgehauen haben, als daß ich sie ihm gereicht hätte.“

„Wir haben mit Bedauern vernommen, daß Ihr heute Morgen Unannehmlichkeiten im Holze hattet,“ sagte der Graf, indem er zu Adelen trat, „indessen soll die Sache untersucht werden, und ein dabei betheiligter Waldhüter ist bereits aus unserm Dienste entlassen.“

Adelen machte eine fleißige Verbeugung, ohne etwas zu antworten.

„Werdet Ihr dem Grafen die Hand weigern, welche Ihr dem Herrn von Treslong reichtet?“ fragte Wilhelm.

„Nicht dem Abgeordneten von Friesland, sondern dem Junker Scerp Adelen heut Wilhelm von Hennegau die Hand,“ sagte Beaumont, um Unannehmlichkeiten vorzubeugen.

„Scerp Adelen hat Herrn von Treslong seine Hand gereicht,“ sagte der troßige Frieser, „aber dem Grafen von Holland gebührt entweder die Huldigung oder der Handschuh der Abgeordneten von Friesland.“

„Genug!“ sagte Wilhelm, der sich bereits abgewandt hatte,

„einem groben Klotz wird Niemand einen feinen Ton entlocken. — Befiehlt die Frau Gräfin, daß die Pferde gesattelt werden?“

Die Gräfin nickte, und die Gesellschaft machte die Vorbereitungen zum Aufbruch.

„Was befehlen Ew. Gnaden in Bezug auf den Gaukler?“ fragte Reinald den Grafen und deutete auf Barbanera, der mit Hilfe seines Genossen seinen Apparat wieder einpackte.

„Ich meine, er würde einen guten Schmuck für jene Eiche abgeben,“ bemerkte Raaldwyf.

„Man soll ihn mit Peitschenhieben vom Vogelgesang jagen!“ befahl Wilhelm.

„Edler Herr,“ sagte dagegen die Gräfin und erfaßte die Hand ihres Gemahls, „ich habe mein Wort gegeben, daß ihm nichts widerfahren solle.“

„Gut!“ versetzte darauf der Graf, „so reiche man ihm einige Gulden mit dem Befehle, binnen 24 Stunden unsere Staaten zu verlassen, widrigenfalls man ihn als Zauberer den Gerichten übergeben würde.“

In wenigen Augenblicken waren Alle zu Pferde und ritten gen Harlem.

Nur Deodat und Reinald waren zurückgeblieben, um dem Gaukler des Grafen Befehl mitzutheilen.

Erst in der Nähe der alten Comthurei holten sie den Zug wieder ein und sahen, daß die Friesen, wahrscheinlich um den Grafen zu ehren, mit gen Harlem ritten.

„Halt!“ — sagte Reinald zu seinem Freunde, „da fällt mir etwas ein.“

„Ein dummer Streich etwa?“ fragte Deodat.

„Nein, eine ernste Sache. Wir haben heute Abend keinen Dienst; — laß uns die freie Zeit verwenden, um etwas zur Erforschung eines Geheimnisses zu thun.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Folge mir nur, und Du wirst mich bald verstehen,“ antwortete Reinald, indem er rechts vom Wege ablenkte.

„Gehst es weit?“ fragte Deodat; „ich bin müde und sehne mich nach Ruhe.“

„Nur nach der Hütte Walger's, wo wir unsere Pferde lassen werden.“

„Und dann?“

„Und dann — schleichen wir nach der Comthurei und suchen die schöne Sängerin auf.“

„Ersteigen die Mauern, schlagen die Friesen todt und führen die Beute nach unserm Palaste in Verona. Nicht wahr?“

„Nun, ich wäre einstweilen zufrieden; wenn ich nur einmal mit ihr sprechen kann,“ antwortete Reinald, indem er wider Willen lächelte.

„Und wenn man uns auf unsern Entdeckungsfahrten ertappt, so werden wir für einen Monat Stoff zum Spott liefern.“

„So werde ich allein die Fahrt antreten. Dhnedies halte ich das für das Zweckmäßigste.“

„Reinald,“ nahm Deodat wieder das Wort, „das habe ich nicht um Dich verdient. Nein, ich werde Dich nicht verlassen, und wenn Du Dich in die unbesonnensten Abenteuer stürzest.“

„Dann verzeihe, lieber Deodat,“ bat Reinald, „und habe nur die Gefälligkeit, mich nicht ferner zu verspotten, wenn ich verliebt bin.“

Unter diesem Gespräche waren sie vor der Hütte des Waldwärters angelangt, die hinter einem Dünenhügel stand und ringsum von jungem Erlengebüsch umgeben war.

Die Ritter stiegen ab, und während Reinald die Pferde an einen Baum band, begab sich Deodat nach der Hütte, um den Waldwärter zu rufen, damit er die Pferde bewache, während sie sich auf ihrer Entdeckungsreise befänden.

VI.

Die Thüre der Hütte war halb geöffnet, und Deodat konnte daher ungehindert eintreten.

Die ganze Hütte bestand aus einer einzigen Stube, deren dritter Theil von einem gewaltigen Rauchfange eingenommen ward, in welchem einige Kaninchen zum Räuchern und verschiedene Jagd- und Fischereigeräthe zum Trocknen hingen.

Ein Tisch von rohbearbeitetem Holze, einige Bänke und verschiedenartiges Jagdgeräth bildeten die einzige Ausstattung des verräucherten und unsaubern Raumes.

Die Sonne war bereits untergegangen und nur das auf dem Herde glimmende Feuer verbreitete einiges Licht in der Hütte, deren Dunkel durch die vor ihr stehenden hohen Bäume vermehrt wurde.

Deodat bemerkte an dem Tische eine weibliche Gestalt, welche ein Kind auf dem Schoße hatte, und da er dieselbe für die Frau des Waldwärters hielt, so trat er ihr näher und sagte:

„Frauchen, könnt Ihr oder Euer Mann nicht hinaus kommen, um unsere Pferde zu halten?“

„Ich bin nicht die Frau des Waldhüters,“ entgegnete die Angeredete, indem sie sich etwas scheu zurückzog, „und es möchte schwer halten, Euch jetzt zu helfen.“

Es wurden diese Worte mit einer so wohltonenden und sanften Stimme gesagt, daß Deodat für einen Augenblick verlegen schwieg.

Dann fuhr er fort:

„Ich merke, daß ich in einem Irrthume schwebte, aber die Dunkelheit hindert mich, zu erkennen, mit wem ich spreche.“

„Ach! seid Ihr es?“ fragte ein anderes zartes Stimmchen, das einem jungen Mädchen angehörte, welches eben aus einer Ecke hinter dem Rauchfange hervortrat.

„Ei!“ rief Deodat aus, indem er Sytiske an Gestalt, Haltung und Stimme erkannte, „daß ist ja unsere kleine Friesin von heute Morgen!“

„Wartet,“ antwortete Sytiske, „ich werde ein Licht anzünden, denn in dieser Dunkelheit vermöchte sich kaum eine Kase zurecht zu finden. Frau, wo steht Eure Lampe?“

„Hinten am Ehornsteinsims,“ antwortete eine matte Stimme, welche aus einem hinter dem Ehornsteine stehenden Bette kam und offenbar der Frau des Waldwärters angehörte.

Die kleine Friesin stieg auf eine Bank und holte nicht ohne Mühe die Lampe von ihrem Platze, worauf sie sich bemühte, dieselbe mit einem auf dem Herde angezündeten Spane in Brand zu setzen.

Aber der durch die Esse niedersahrende Luftzug löschte den Span, so oft sie denselben an das Docht hielt.

„Warte, Kleine, ich werde Dir helfen,“ sagte Deodat und hielt sein Varet vor, um das Glämmchen vor dem Zuge zu sichern und sich die Freude zu machen, seine Stirn fast auf das Köpfschen des niedlichen Kindes zu senken, dessen Bemühung jetzt Erfolg hatte.

Das Licht wurde auf den Tisch gestellt und Deodat ward vor Etannen sprachlos, als er diejenige sah, über deren wohlklingende Stimme er sich schon beim Eintreten gewundert hatte.

Es war ein junges Mädchen von hohem Wuchse, aber verhüllt in einen schwarzseidenen Mantel, welcher nur die weiche Rundung eines lilienweißen Armes sehen ließ, der um den Leib eines kranken Kindes geschlagen war.

Die Kapuze des Mantels war über den Kopf geschlagen und zum Ueberflusse noch unter dem Kinne zugeheftet, ließ aber dennoch die edelsten und reizendsten Züge sehen, welche je den Blick eines Jünglings fesselten.

Die strenge Regelmäßigkeit der Nase und Stirn wurde durch den sanften Blick der himmelblauen Augen gemildert, deren Brauen wie von dem kunstvollen Pinsel eines italienischen Malers entworfen schienen.

Der von einem freundlichen Lächeln ein Wenig geöffnete Rosenmund ließ zwei Reihen alabasterweißer Zähne sehen.

„Wahrlich!“ dachte Deodat, „ich gönne Reinald seine Sängerin, wenn ich dagegen diesen Engel ungestört betrachten darf.“

„Schöne Jungfrau,“ fuhr er dann mit lauter Stimme fort, „ich glaubte nicht, Walger's Hütte von solchem Besuche beehrt zu finden. Sie diente nur zuweilen als Versammlungsort der Jäger, würde aber gewiß nie leer stehen, wenn man überzeugt sein könnte, stets solche Gäste hier zu finden.“

„Ich glaube nicht,“ entgegnete die Angeredete in einem zwar freundlichen, aber doch ernst verweisenden Tone, „daß die Jäger viel Vergnügen daran finden würden, in dieser Hütte des Glends zu verweilen.“

Damit zeigte sie nach dem hinter dem Rauchfange stehenden Bette, und Deodat, welcher der Richtung folgte, die ihr Auge andeutete, bemerkte erst jetzt einen vor jenem Bette sitzenden Geistlichen.

„Ist Walger's Frau erkrankt?“ fragte Deodat.

„Sie ist an ihrem Kopfe verwundet,“ antwortete die Gefragte.

„Der böse Waldhüter hat sie verwundet,“ ergänzte Sytöke.

„Daß er ein Meister im Schlagen sei, habe ich heute Morgen schon bemerkt.“

„Ich habe schon öfter bemerkt, daß er nicht der beste Ehemann wäre,“ versetzte Deodat.

Dann trat er dem Bette näher und fragte:

„Wie geht es, Elöke?“

„Ich hoffe, daß es sich bessern wird,“ antwortete die Frau in schwachem Tone. „Ich wäre verloren gewesen, hätten mir diese guten Menschen nicht beigestanden.“

„Still! Ihr dürft nicht ferner sprechen,“ ermahnte der Geistliche, welcher den Pulsschlag der Kranken unausgesetzt beobachtete.

„Corpo di Bacco!“ ertönte plötzlich Reinald's Stimme in der Thüre, „muß ich bis morgen bei den Pferden bleiben?“

„Ruhig!“ ermahnte Deodat, „hier ist eine Kranke —“

„Und nebenbei sind hier verschiedene Gesunde! Ei ja! in solcher Gesellschaft kann man schon einen alten Freund vergessen! Willst Du nicht die Güte haben, mich den Damen vorzustellen?“

„Madre di Dio!“ fuhr er dann fort und schlang seinen Arm um Sytöke, die sich aber schnell ihm wieder entwand. „Das ist ja die Kleine, welche heute Morgen bei den Friesen war.“

„Junger Mann!“ ließ sich in diesem Augenblicke die ernste Stimme des Pater Syard vernehmen, der von seinem Sitze aufgestanden und dem Italiener näher getreten war, „sparet Euern Leichtsinm für den Hof des Grafen Wilhelm! Dort mag er gefallen, hier ist er unpassend.“

„Verzeiht, Pater,“ entgegnete Reinald, ohne seinen spöttischen Ton fahren zu lassen, „ich wußte nicht, daß diese Damen unter geistlichem Schutze ständen. — Irre ich aber nicht, so gehört Ihr zu dem Gefolge der friesischen Abgeordneten?“

Der Mönch nickte bejahend.

„Und diese junge Dame gehört auch zu Euch?“ fragte Reinald weiter.

„Wir sind der Jungfrau hierher gefolgt,“ antwortete Vater Syard.

„Verzeiht, edles Fräulein,“ bat Reinald die Unbekannte, „wenn ich mich nur eines Wortes bediente, das Euern Unwillen erregen konnte.“

„Warum sollte ich Euch zürnen, da Ihr nicht die Absicht hattet, uns zu beleidigen!“

„Das ist ihre Stimme, Deodat, und Du ließeßt mich draußen!“

„Was habt Ihr denn?“ fragte die Jungfrau verwundert.

„Ja, nun erkenne ich die Stimme auch,“ versetzte Deodat.

„Ich glaube, diese Ritter träumen,“ sagte die Jungfrau, indem sie sich erhob und das Kind, welches sie bisher gehalten hatte, Sytske übergab. „Sie haben mich nie sprechen gehört.“

„Zwar nicht sprechen, aber singen,“ versetzte Reinald, „und es ist unmöglich, Eure Stimme wieder zu vergessen.“

„Wie!“ rief die Jungfrau erröthend aus.

„Wir waren heute auf dem Hofe der alten Comthurei, und der Zauber Eures Gesanges fesselte uns in solchem Grade, daß wir nicht eher zu gehen vermochten, bis derselbe beendigt war.“

„Ich ahnte nicht, daß mich Jemand außer Sytske hörte,“ entgegnete die Friesin und eilte dann an das Lager der Kranken.

Theilnehmend unterstützte sie mit der Linken das Haupt derselben, während sie mit der Rechten den trocken gewordenen Verband mit einer Mischung von Wasser und Essig befeuchtete, die ihr Sytske in einem Napfe vorhielt.

Deodat nahm schnell die Gelegenheit wahr, sich hilfreich zu zeigen, indem er die Lampe ergriff, und der schönen Friesin leuchtete.

Indessen fragte Reinald den Mönch, was vorgefallen sei, indem er gleichfalls seine Hilfe anbot.

„Vor etwa zwei Stunden kam ein kleines Mädchen, wahrscheinlich eine Tochter dieser Frau, zu uns,“ erzählte der Mönch, „und meldete uns, daß ihre Mutter von ihrem Vater todtgeschlagen sei.“

„Das thut Walger monatlich wenigstens ein Mal,“ bemerkte Reinald.

„Der Streit scheint daher entstanden zu sein,“ fuhr Pater Ehard fort, „daß Walger die Botschaft erhalten hatte, daß er aus dem Dienste des Grafen entlassen sei, weil er sich in den Streit mit Seerp Adelen gemischt habe.“

„Ich erinnere mich von seiner Verabschiedung gehört zu haben,“ sagte Reinald.

„Der Mann, welcher schon trunken nach Hause gekommen war,“ fuhr der Pater Ehard fort, „gerieth über die Vorwürfe seiner Frau in solche Wuth, daß er sie mit einem Steine an den Kopf warf, worauf er entfloh, weil er sie getödtet zu haben glaubte.“

„Mag er in diesem Glauben bleiben und nie wieder zurückkommen, so haben wir einen Schurken weniger in der Gegend,“ sagte Reinald.

„Man meldete mir den Vorfall, und da ich mich eben bei der Jungfrau befand, so beschloß diese, mich zu begleiten und bei meinen Bemühungen zu unterstützen. Wir fanden die Frau noch immer bewußtlos und ein weinendes Kind neben ihr. Mit Gottes Hilfe brachten wir sie wieder zu sich, und ich denke, die Wunde wird bald heilen, wenn kein Fieber hinzutritt.“

„Man behauptet, daß Kopfwunden in diesem Lande nicht gefährlich seien,“ bemerkte Deodat.

„Und die Erfahrung scheint diese Behauptung zu bestätigen,“ setzte der Mönch hinzu.

„Es gibt Wunden, deren Heilung schwieriger ist,“ sagte Reinald mit einem Seufzer und schmachkend nach der friesischen Jungfrau blickend.

Diese schien jedoch die unzeitige Liebeserklärung nicht vernommen zu haben, sondern sagte zu Deodat:

„Könnt Ihr nicht etwas näher heran leuchten? — Es will mir nicht gelingen, den Verband dauerhaft zu befestigen.“

„Es scheint mir,“ entgegnete Deodat, „als sähe ich, woran es fehlt. Ihr müßt das Tuch doppelt falten, dieses Ende durchstecken, dann kreuzweis über den Kopf legen — so! — so kann die Binde unmöglich los gehen.“

Und er übergab die Lampe seinem Freunde Reinald, damit dieser leuchte, während er selbst die Finger der Friesin leitete.

Ein süßes und seliges Leben elektrisirte bei dieser Berührung seinen ganzen Körper, während Reinald seine Zähne zusammenbiß und doch seine Wuth nicht sehen lassen durfte.

„Ihr habt Recht,“ sagte die Friesin, als die Anlegung des Verbandes vollendet war, „und ich danke Euch für Eure Hilfe.“

„Wer hätte je gedacht, daß Fräulein Madzy in der Kunst einen Verband anzulegen noch etwas von einem Junker lernen könnte!“ rief Eytseke aus.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Marretje, des Waldhüters älteste Tochter, welche ausgesandt gewesen war, eine Wärterin zu holen, die über Nacht bei der Kranken wachen sollte, kam jubelnd herein.

„Gute Nachricht!“ rief sie. „Ich bringe einen Doctor, der meine Mutter auf der Stelle heilen wird.“

Dann schwieg sie, erschreckt durch die Gegenwart der beiden Ritter.

„Und wer ist Dein Doctor?“ fragte Reinald.

„Ha! der Schurke!“ fuhr er dann fort, als er Meister Barbanera mit einer tiefen Verbeugung eintreten sah.

„Bist Du es, Unglücksvogel?“ rief dagegen Deodat aus. „Kannst Du es wagen, noch in dem Gebiete des Grafen zu verweilen, nachdem Dir die kürzeste Frist zur Räumung desselben verstattet ist? Denkt Euch,“ fuhr er dann gegen den Vater gewendet fort, „daß dieser Schurke zum Danke für den gnädigen Empfang, welcher ihm auf dem Vogelsang geworden ist, allen Anwesenden nur Unglück verkündet hat.“

Barbanera zuckte mit den Achseln und richtete dann seinen Blick nach oben, als wollte er andeuten, daß nicht er, sondern höhere Mächte anzuklagen seien.

Dann trat er zu dem Lager der Kranken und wollte deren Puls befühlen.

Aber Reinald riß ihn heftig zurück und herrschte ihm zu:

„Wage nicht, sie anzurühren, wenn wir nicht den ersten Befehl des Grafen an Dir vollziehen und Dich zur Beute der Raben an den nächsten Baum hängen sollen.“

„Ihr würdet damit den einzigen Mann aus dem Wege räumen, welcher das Geheimniß Eurer Geburt kennt,“ antwortete der Quacksalber in italienischer Sprache.

„Was sagst Du!“ rief Reinald überrascht aus.

Dann führte er ihn bei Seite und sagte ihm in das Ohr:

„Morgen um acht Uhr erwarte ich Euch hier; wahre Nachrichten werde ich reich belohnen, aber Lügen eben so ernstlich bestrafen. Merkt Euch das!“

„Ich werde kommen, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr allein erscheint,“ antwortete der Quacksalber.

Der Mönch und Deodat waren zu ernstlich mit der Kranken beschäftigt, als daß sie von der Unterredung Reinald's und Barbanera's etwas hätten wahrnehmen können.

„Mich dünkt, daß es nur auf den Willen der Kranken ankomme, ob sie die Hilfe des Fremden annehmen will,“ sagte der Mönch.

„Ich fühle mich schon wohler,“ versicherte die Kranke. „Nur bitte ich, daß Frau Machteld über Nacht bei mir bleibe, denn ich würde mich zu Tode ängstigen, bliebe ich allein.“

Frau Machteld war nämlich die von ihrer Tochter herbeigeholte Wärterin.

„So können wir also gehen,“ sagte der Pater Eyard zu Fräulein Madzy, „denn der Oldermann wird wegen uns in großer Besorgniß sein.“

„Erlaubt, daß wir Euch geleiten,“ bat Reinald, „denn im Dunkel der Nacht könntet Ihr Euch leicht verirren.“

Der Mönch nahm das Anerbieten mit einer kalten Verneigung an.

Madzy schien dasselbe nicht gehört zu haben, sondern nahm Abschied von der Verwundeten und versprach ihr, bald wieder zu kommen.

Der Quacksalber ward zur Thür hinausgeschoben, und die ganze Gesellschaft ging, indem sie Elske der Fürsorge der Frau Machteld überließ.

Da es indessen dunkle Nacht geworden war, so bedurfte es einiger Sorgfalt, um den Pfad durch das Buschholz zurückzulegen und die Straße zu erreichen. Reinald ging voran und brach alle Zweige ab, welche zu weit in den Pfad gewachsen waren und die schöne Friesin möglichen Falls hätten verlegen können.

Als sie auf dem Fahrwege angelangt waren, vermochten sie wieder die umgebenden Gegenstände einigermaßen zu unterscheiden und Reinald schritt auf den Baum zu, an welchem er die Pferde gebunden hatte.

„Teufel!“ hörte man ihn plötzlich fluchen, „das ist mein Pferd nicht! — Ist es vielleicht Dein Fuchs, Deodat!“

Und er saßte nach dem zweiten Bierfüßer, welcher an den Baum gebunden war.

„Willst Du mir dieses Gespenst für meinen Fuchs verkaufen?“ fragte Deodat, als er das eckige Knochengerüst des vor ihm stehenden Gauls fühlte.

„Das ist Hexerei!“ fluchte Reinald, als er statt des aalglatten Felles seines schwarzen Hengstes das lange Haar eines Esels fühlte.

„Was ist Euch widerfahren?“ fragten Madzy und der Pater fast gleichzeitig.

„Hierher, Pfaff! Helft! Befreit mich aus den Krallen des Satans!“ schrie Reinald, dem ein schwarzes Thier auf den Rücken gesprungen war und die Haare zerzauste.

„Cäsar! Hierher!“ rief plötzlich die Stimme des Hanswurstes, der zur Bewachung der Thiere zurückgeblieben, aber eingeschlafen und erst jetzt wieder erwacht war, aber auch sogleich ahnte, daß sein Affe einen Unfug anrichte.

„Ha! Das sind die Bestien des Quacksalbers!“ lachte Deodat. Reinald packte dagegen den Hanswurst bei der Kehle und schrie:

„Ha! Schurke! ich durchbohre Dich mit meinem Dolche!“

„Pfui, Reinald!“ begütigte Deodat, „ich dachte, ein Hanswurst wäre ein sehr unpassender Gegner für Dich.“

„Du hast gut sprechen! Dein Gesicht ist nicht von der Satansbestie zerkrakt!“

Meister Barbanera kam in diesem Augenblicke eilig herbei und überreichte Reinald ein Salbentöpfchen, welches dieser aber gegen den Stamm des Baumes schleuderte.

„Geh zum Teufel!“ fuhr er den Quacksalber an, „aber schaffe unsere Pferde zuvor zur Stelle!“

„Es ist wahr,“ sagte Deodat, „unsere Pferde sind fort.“

„Ich habe keine Pferde gesehen, als wir hierher kamen,“ versicherte der Narr.

„Du hast sie gestohlen, Schurke,“ wüthete Reinald. „Bekenne, oder Du bist auf der Stelle des Todes.“

„Bei allen Heiligen!“ flehte der Narr, „ich habe keine Pferde gesehen — das kann mein Meister bezeugen!“

„Ein schöner Zeuge!“ höhnte Reinald, indem er Barbanera ansah, der mit übereinandergeschlagenen Armen am Baume lehnte. „Hängen soll man Euch, Ihr Pferdediebe.“

„Da Du wahrsagen kannst, so melde uns doch, wo unsere Pferde sind,“ sagte Deodat zum Gaukler.

„Wie kannst Du noch spaßen?“ brummte Reinald.

„Meine Herren,“ sagte Madzy in diesem Augenblicke, „die Leute möchten wohl unschuldig sein. Hätten sie die Pferde gestohlen, so wären sie gewiß mit denselben entflohen.“

„Ihr habt Recht,“ sagte Deodat, während Reinald betroffen seine Augen senkte; „und wir müssen uns schämen, daß wir Euch so lange warten ließen. Kommt, ich werde Euch den Weg zeigen.“

„Ihr seid zu gütig,“ entgegnete Madzy, „aber ich versichere Euch, daß wir unsern Weg recht wohl finden können. Laßt Euch daher nicht abhalten, Eure Pferde zu suchen.“

Und als in diesem Augenblicke Elske's Töchterchen mit Machteld herbeikam, weil sie Reinald's heftige Worte gehört hatten, fuhr Madzy fort:

„Kamen diese Beiden nicht mit dem Quackfalber?“

„So ist es,“ antwortete der Mönch. „Frau,“ fuhr er dann gegen Machteld fort, „wo seid Ihr dem Wunderdoctor und seinem Gefährten begegnet?“

„Sie kamen auf dem Hauptwege hinter uns her,“ antwortete die Frau.

„Wir kamen eben vom Vogelgesang,“ sagte der Narr.

„Schweig, bis Du gefragt wirst,“ gebot Pater Eyard. Dann fuhr er in dem Verhöre der Frau Machteld fort: „Seid Ihr bis hierher mit ihnen gekommen?“

„Das sind wir.“

„Waren zwei Pferde an diesen Baum gebunden?“

„Ich habe kein Pferd gesehen. Du vielleicht, Marretje?“

„Ich auch nicht.“

„Dann müssen sie früher gestohlen sein,“ sagte Reinald, „denn ich hatte sie an eben den Baum gebunden, an welchen jetzt diese Bogelscheuchen gebunden sind.“

„So beruhige Dich damit, daß wir nun zwei Sorgen weniger im Stalle haben,“ sagte Deodat zu Reinald, „man muß sich in weltliche Verluste schicken können.“

„Er hat Recht,“ versetzte Reinald leise zu Madzy, „denn ich habe, seit ich Euch sah, einen noch viel größern Verlust erlitten.“

„Wirklich,“ erwiderte Madzy, „Ihr müßt wohl sehr unachtsam sein, daß Ihr so viel verliert.“

„Nun komm,“ ermunterte Deodat seinen Freund, „denn Herr von Aylva möchte besorgt werden, wenn seine liebenswürdige Tochter so lange ausbleibt.“

„Ich bin nicht seine Tochter, sondern seine Mündel,“ entgegnete Madzy, indem Alle ihren Weg fortsetzten.

Deodat fühlte eine zu große Befangenheit, um weitere Fragen zu stellen. Auch Reinald befand sich in einer Verlegenheit, die ihm bisher fremd gewesen war.

Das einfache und natürliche Benehmen der schönen Friesin flößte ihm eine Ehrerbietung ein, die er bisher noch gegen kein weibliches Wesen gefühlt hatte.

Die kleine Gesellschaft setzte ihren Weg eine Zeit lang schweigend fort, bis Eward die Stille unterbrach, um nach Barbanera's Prophezeihungen zu fragen.

Madzy mischte sich in die Unterhaltung und man begann bald ein Breites für und wider menschliche Vorhersagungen zu sprechen.

„Wie mir erzählt ist, glaubt man in Friesland noch sehr stark an Prophezeihungen,“ sagte Reinald.

„Allerdings,“ entgegnete Madzy, „es wird dort keine Stins erbaut, kein Kanal gegraben, kein Kind getauft, ohne daß irgend ein Mönch deren Zukunft vorhervorkündet.“

„Ich erinnere mich,“ sagte Deodat, „einst eine berühmte friesische Prophezeihung gehört zu haben, doch besinne ich mich nur noch auf den Anfang: Wenn Dekama seine Rose verliert, und diese für Friesland das Salzwasser wählt — —“

„Ich bitte Euch, schweigt,“ bat Madzy. „Ich wünschte, Ihr hättet mich nicht an die Wahrsagung erinnert, denn ich bin die letzte Dekama und es kommt mir vor, als hätte ich die Erfüllung des Spruches vorbereitet, indem ich Friesland verließ und über das Salzwasser nach Holland kam. Es ist das ohne Zweifel thöricht von mir, allein wer mag die unheimlichen Ahnungen zu bekämpfen, die wider unsern Willen in unserer Brust keimen?“

„Verzeiht, Fräulein,“ bat Deodat, „aber Euer Name war mir unbekannt, und ich würde lieber mein Leben gegeben haben, als Euch wissentlich Kummer zu bereiten.“

Er schwieg und ließ Reinald die Unterredung ergreifen, der sich eifersüchtig zwischen ihn und die Friesin drängte und das Gespräch auf den Gesang lenkte, den er belauscht hatte.

Madzy antwortete einfach und bescheiden, aber ohne Ziererei, und die Unterhaltung gewann sogar eine solche Lebhaftigkeit, daß man die Comthurei erreichte, ehe man es noch gedacht hatte.

Aber in demselben Augenblicke öffnete sich auch die Pforte der Comthurei und Herr von Aylva nebst Adelen, gefolgt von vielen mit Fackeln versehenen Dienern wurden sichtbar.

Man hatte ausziehen wollen, um Madzy aufzusuchen.

„Ha! da sind sie!“ rief Herr von Aylva aus. „Ist das auch

von Dir recht, Madzy, Deine Freunde in eine solche Angst zu versetzen?"

"Ich nehme alle Schuld auf mich," sagte Pater Syard, indem er schnell vortrat. "Ich durste es dem Fräulein nicht abschlagen, einen Liebesdienst an einer schwer verwundeten Frau zu verrichten —"

"Ihr werdet doch nicht vergessen haben, das Del vom Sanct Johanniskraut anzuwenden?" fragte hastig der Abt, der ebenfalls erschienen war.

"Auch Ihr hier, meine Herren?" fragte dagegen Aylva, als er die beiden Ritter erblickte. "Was verschafft uns die Ehre Eures Hierseins?"

"Die Herren waren so gütig, uns den Weg zu zeigen, haben aber leider! dabei ihre Pferde eingebüßt," sagte Pater Syard statt der Angeredeten.

"Wollt Ihr nicht näher treten?" fragte Aylva. "Und Du, mein Kind," wandte er sich dann gegen Madzy und indem er sie auf die Stirn küßte, "Du gehst jetzt wohl auf Dein Zimmer, nicht wahr?"

"Gott segne Euch, Vormund," sagte Madzy, "und Euch, ehrwürdigen Väter! Ihr aber, meine Herren Ritter, habt Dank und kommt glücklich nach Hause. — Gute Nacht, Seerp! es thut mir leid, daß Ihr Euch noch so spät um meinetwillen habt waffnen müssen."

Diese Worte wurden in einem halb schelmischen, halb spöttischen Tone zu Adelen gesagt, der in voller Rüstung und mit gezogenem Säbel, einer Schildwache gleich, in der Pforte stand.

"Hätte ich freilich ahnen können, daß Du solche Begleiter hättest," antwortete der Nachkomme der friesischen Könige, "so würde ich mir die Mühe, meine Rüstung anzulegen, erspart haben."

"Werdet nicht böse, Seerp!" lachte die Jungfrau, "denn ich bin nicht die Einzige, die heute zu spät kommt."

"Sie hat Recht," versetzte Aylva, "und Seerp hätte schlimmer wegkommen können, als sie. — Aber Ihr, edle Ritter, denen wir doppelt verpflichtet sind, wollt Ihr nicht näher treten?"

"Wir danken Euch, edler Herr," antwortete Deodat, "denn es ist bereits zu spät."

"So nehmt wenigstens Pferde von uns an," bat Aylva.

„Auch dafür danken wir,“ entgegnete Reinald, „denn der Weg nach Harlem ist nicht besonders weit. Ueberdies würde durch die Vorbereitung der Pferde unser Aufenthalt verlängert werden, was nicht Jedem willkommen sein möchte.“

Nachdem er diese mit einem trotzigem Blicke auf Adelen begleiteten Worte gesagt hatte, verbeugte er sich und ging mit Deodat zum Thore hinaus.

Schweigend und in Gedanken versunken schritten die Jünglinge auf der Straße nach Harlem dahin.

Zum ersten Male in ihrem Leben trugen sie Bedenken, sich gegenseitig ihre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen.

Reinald war eifersüchtig.

Er klagte sogar Deodat an, daß er sich hinterlistiger Weise vorgedrängt und ihm so viel wie möglich jede Gelegenheit abgeschnitten habe, mit Madzy in nähere Berührung zu kommen.

Warum hatte er ihn nicht in die Hütte gerufen, sondern draußen warten lassen? Warum hatte er sich so dienstfertig bei der verwundeten Waldwärtersfrau bewiesen?

Aber auch Deodat fühlte, daß die Friesin einen Eindruck auf ihn hervorgebracht habe, der ihm bisher fremd gewesen war; er erkannte die Möglichkeit, um der Jungfrau willen den Freund zu verlieren.

Dennoch wurde es ihm peinlich, irgend ein Geheimniß vor seinem Waffenbruder, vor dem Freunde seiner Kindheit zu haben.

„Reinald,“ fragte er, „gedenkst Du morgen wieder nach Walger's Hütte zu gehen?“

Reinald erbehte in Folge dieser Frage an seinem ganzen Körper.

„Ich muß dahin gehen,“ antwortete er kalt, „denn ich habe Barbanera bestellt, der mir Eröffnungen hinsichtlich meiner Geburt machen will.“

„Und Du sagtest mir bisher davon nichts?“ fragte Deodat in dem Tone eines sanften Vorwurfs.

„Du warst so sehr mit der friesischen Schönheit beschäftigt, daß ich nicht wagte, Dich zu stören. Ueberdies hatte mir Barbanera verboten, Dir etwas mitzutheilen.“

„Dann will ich lieber von der ganzen Sache nichts wissen. Wahrscheinlich ist der Gaukler nur ein Betrüger, der Dir Geld ablocken will.“

„Wir werden es sehen. So viel ist gewiß, daß er verlangt, ich solle allein kommen.“

„Auch möchtest Du wohl bei allen Besuchen, die Du nach jener Seite hin machen wirst, meiner Gesellschaft gern entbehren.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Reinald heftig.

„Möchtest Du etwa leugnen, daß die schöne Madzy einen tiefen Eindruck auf Dich hervorgebracht hat und daß Du selbst gegen Deinen besten Freund eifersüchtig bist?“

„Du mußt am Besten wissen, ob ich Grund dazu habe.“

„Ich gestehe offen, daß die Friesin einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht hat, aber ich versichere Dir auch, daß ich lieber meine Leidenschaft bekämpfen, als eine Trübung unserer bisherigen Verhältnisse eintreten lassen werde.“

„Deodat,“ sagte Reinald und reichte dem Freunde gerührt die Hand, „Du bist besser, als ich. Allein, warum willst Du Deine Liebe bekämpfen? Laß uns Beide um sie minnen und uns gegenseitig geloben, daß das Glück des Siegers in dem Herzen des Andern keinen Neid hervorrufen soll.“

„Dein Vorschlag zeugt von Unüberlegtheit,“ antwortete Deodat. „Jetzt ist es eine Kleinigkeit für mich, Madzy zu vergessen; ob es mir aber noch möglich sein wird, nachdem ich längere Zeit um sie geminnt haben würde, das weiß ich nicht — bezweifle ich sogar. Ich trete daher zurück, und um jeden Argwohn von Dir fern zu halten, werde ich nie mehr zu den Friesen gehen. Schöne Mädchen gibt es genug in Holland, aber einen Bruder würde ich nicht wiederfinden.“

„Deine Großmuth beschämt mich,“ versetzte Deodat, „und ich gestehe, daß ich unvermögend bin, mich auf Deine Höhe zu schwingen. Ich fühle nur Eifersucht, ich bebe nur bei dem Gedanken, daß Du der glückliche Sieger sein könntest, ich — Doch genug! ich danke Dir für Deine Aufopferung.“

Schweigend setzten sie ihren Weg fort.

Bald hatten sie das Thor von Harlem erreicht.

Ehe sie jedoch sich nach ihrer Wohnung begaben, gingen sie zum Obergericht, ihm den Pferdediebstahl anzuzeigen und den Befehl des Grafen in Bezug auf Barbanera zu melden.

VII.

Am folgenden Morgen war Reinald schon sehr frühe auf dem Wege nach Walger's ehemaliger Wohnung.

Um keinem Bekannten zu begegnen, war er auf lauter Nebenwegen durch den Busch gegangen, und als er an der alten Comthurei vorüberkam, tauchte so recht lebhaft der übrigens höchst natürliche Wunsch in ihm auf, daß er Wadzy sehen möchte.

Indeß überzeugte er sich bald, daß die Erfüllung dieses Wunsches eine Unmöglichkeit sei, da das von der schönen Friesin bewohnte Zimmer für Einen, der außerhalb der Ringmauer stand, nicht sichtbar war.

Dennoch lehnte er sich an einen Baum und schaute hinüber nach dem alten Gebäude, indem er in dem Gedanken schwelgte, daß hinter jenen Mauern die weile, welche eine so schnelle Leidenschaft in ihm entzündet hatte.

Wir können nicht sagen, wie lange er in Gedanken versunken dagestanden hatte, als ihn das Anarren eines Schlosses aus seinen Träumereien aufschreckte.

Er zog sich rasch hinter einen Strauch zurück und schaute durch das Laub desselben, um zu sehen, wer auf so ungewöhnlichem Wege die Comthurei verlasse.

Und er erkannte den Vater Eyard, der sorgfältig das Pförtchen wieder hinter sich verschloß, die Kapuze tief über das Gesicht hinabzog und eilend in den Busch schlüpfte.

Eine unwillkürliche Reugierde veranlaßte ihn, dem Mönche zu folgen.

Vater Eyard ging mit hastigen Schritten auf einem verwachsenen Pfade dahin, durchschritt dann eine Gruppe von Birken und Tannen und bog in einen Seitenpfad, welcher nach Reinald's Ansicht in der Nähe von Walger's Wohnung münden mußte.

Indeß setzte der Mönch seinen Weg nicht bis zu der Hütte des Waldwärters fort, sondern blieb vor einem Schuppen stehen, der aus Brettern an dem Abhange eines mit Tannen und Moos bewachsenen Hügels aufgeführt war.

Das ganze Aussehen dieses Schuppens sprach dagegen, daß derselbe von einem menschlichen Wesen bewohnt sein könne, denn

das Dach war bereits theilweise eingesunken, und die vermoderten Bretter der Wände droheten ebenfalls den Einsturz.

Dennoch pochte der Mönch an der Thüre dieses Schuppens.

Reinald versteckte sich im Gebüsche, um zu erwarten, wie dieses Abenteuer enden würde.

Und er sah, wie die nur noch in einer Angel hängende Thür mit Mühe über den Sandgrund geschoben, und ein Kopf am Eingange sichtbar wurde.

Was aber Reinald in das größte Staunen setzte, das war der Umstand, daß er in dem Bewohner des verfallenen Schuppens den Gaukler Barbanera erkannte.

Vater Syard trat, nachdem er schein nach allen Seiten geblickt hatte, ein, und die Thür wurde wieder geschlossen.

„Was haben die Beiden mit einander zu verhandeln?“ Das war eine Frage, die sich auch einem minder Neugierigen aufgedrängt haben würde.

Der Argwohn, daß die Zusammenkunft eines friesischen Mönches und eines Schwarzkünstlers an einem so geheimen Orte nichts Gutes bedeuten könnte; das Verhältniß des Mönches zu Madzy und die seltsamen Bemerkungen und Prophezeihungen Barbanera's; — das waren lauter Dinge, welche eine folternde Neugierde bei Reinald erweckten und mehr als hinreichend waren, ihn zu entschuldigen, wenn er etwas that, was er unter andern Umständen für ehrlos gehalten haben würde, — wenn er zu lauschen beschloß und diesen Beschluß wirklich ausführte.

Vorsichtig schlich oder kroch er vielmehr hinter Büschen und Sträuchern heran, indem er sorgfältig vermied, trocknes Laub mit seinen Füßen zu berühren.

Als er aber hinter dem kleinen Schuppen glücklich angelangt war, legte er sich platt auf die Erde nieder und schaute durch eine der zahlreichen Ritzen in das Innere.

Und Reinald's Augen erblickten ein Schauspiel, das für einen Augenblick den Verdacht in ihm erweckte, es täuschten ihn seine Sinne.

Barbanera — die große Nase, die straffen, schwarzen Haare, die ganze Kleidung ließ keinen Zweifel aufkommen, daß er es sei — Barbanera saß auf dem einzigen Möbel, welches sich in diesem Schuppen befand, auf einer hölzernen Bank, und hatte eine sehr nachlässige Haltung angenommen.

Seine ganze Gestalt war in den weiten Mantel verhüllt, so daß nur der rechte Fuß sichtbar wurde, indem das rechte Bein über das linke geschlagen war.

Und dieser rechte Fuß, welcher bisweilen auf- und niederwippte, bisweilen auch Figuren in den Sand zeichnete, war bei Weitem feiner gebaut, bei Weitem feiner bekleidet, als Reinald nach dem übrigen Aussehen des Schwarzkünstlers erwartet haben würde.

Vor ihm stand der Mönch in demüthiger und unterwürfiger Haltung, als stände er vor einem Vorgesetzten.

Beide schwiegen, aber es war deutlich zu sehen, daß der Mönch wartete, bis es dem Tausendkünstler gefallen würde, ihn anzureden.

„Heute werden also die friesischen Abgeordneten von ihrem gesetzlichen Herrn feierlich empfangen werden?“ fragte endlich Barbanera.

Pater Syard bejahete die Frage mit einem Kopfnicken.

„Und was werden sie dem durchlachtigsten Herrn und Grafen erzählen? — Denn wahrscheinlich ist es doch Eure Feder gewesen, die ihnen die Worte vorgeschrieben hat, welche bei der Huldigung anzuwenden sind.“

„Meiner Ansicht nach,“ antwortete der Mönch, „werden sie sich bei dieser Audienz darauf beschränken, die Vorschläge zu vernehmen, welche ihnen der Graf von Holland machen wird. Es liegt den Friesen daran, Zeit zu gewinnen, des Grafen Zorn nicht eher ausbrechen zu lassen, bis sie gehörig zum Widerstande gerüstet sind. Wie es aber auch kommen möge, sie werden lieber einen Krieg aushalten, bei dem Alles auf dem Spiele steht, als den Grafen für ihren Herrn anerkennen.“

„Ich folgerte schon aus den Persönlichkeiten der Abgeordneten, daß man sich zu einer demüthigen Unterwerfung entschlossen habe,“ versetzte Barbanera. „Herr von Aylva ist ein Ferkäufer und Freund Hollands, wenn ich nicht irre.“

„Er ist ein echter Frieser,“ antwortete der Mönch; „er liebt sein Vaterland aufrichtig und gehört keiner der beiden Parteien an, die Friesland entzweien. Ich gestehe, daß er den Kaiser als seinen Herrn erkennt und daher auch geneigt sein würde, den Grafen als Frieslands Schirmherrn anzunehmen, allein gewiß träte er mit dem Schwerte Jedem entgegen, der die Unabhängigkeit seiner Landesleute bedrohte.“

„Und was meint Euer frommer Abt dazu?“

„Die Geistlichkeit dürstet mehr nach Freiheit und Unabhängigkeit, als der Adel.“

„Lehnt doch aber hoffentlich nicht allen Einfluß von außen ab. Ihr würdet mir sonst mit eitler Hoffnung geschmeichelt haben.“

„Nach allen den Streitigkeiten und Parteiungen, die unsere Klöster gebrandmarkt haben,“ antwortete Pater Syard, „nach den mannigfachen Leiden, welche uns der unser Klosterleben charakterisirende völlige Mangel an Ordnung und Zucht zugezogen hat, fühlt man die Nothwendigkeit eines Patronats, welches kräftig genug ist, Geseßlichkeit und Anstand aufrecht zu erhalten; — doch würde sich dieses Patronat rein auf die kirchlichen Angelegenheiten zu beschränken haben, und selbst der Bischof von Utrecht würde den kräftigsten Widerstand finden, wollte er weltliche Herrschergelüste wahrnehmen lassen.“

„Dennoch zweifle ich,“ versetzte darauf Barbancra, „daß der geistliche Arm hinreichen wird, die friesischen Mönche im Zaume zu halten. Um eine Reform der Klöster vorzunehmen, bedarf es anderer Schreckmittel, als der Drohungen mit Kirchenbann und Absetzung. Ich überlasse es Euch, Bruder, Alles ernstlich zu erwägen, und wenn Ihr meinen Plänen förderlich sein könnt, sollt Ihr mit meiner Dankbarkeit sicher zufrieden sein. Ihr seid ein Mann von zu viel Einsicht und Kenntnissen, als daß Eure rechte Stelle unter den rohen Friesen wäre. Der Propst von Sanct Salvator zu Utrecht wird allmählig alt, und ich glaube, daß seine viereckige Mütze Euch recht wohl kleiden würde.“

„Ihr verkennet meine Absichten, wenn Ihr meint, daß ich den Eurigen um solchen Lohnes willen förderlich werden könnte. Ich bin Geistlicher und Frieser: als Geistlicher will ich in unseren Klöstern den echten, frommen Sinn wieder ausleben sehen, welcher die Stifter derselben beselte; als Frieser verlange ich die vollkommene Unabhängigkeit meines Vaterlandes.“

„Ich bewundere Euch! — Allein wir werden weiter darüber sprechen. Jetzt sagt mir, mein Bruder, wie es möglich gewesen ist, daß man den ungeschlachteten Seerp Adelen hat zum Abgeordneten wählen können.“

„Seerp Adelen ist reich und mächtig,“ antwortete der Mönch mit leichtem Achselzucken. „Er stammt vom König Adegild ab,

und wenn er erst mit der Erbtöchter der Dekama verheirathet sein wird, so wird er der Mächtigste in Friesland sein."

Reinald erbehte bei diesen Worten so stark, daß er unwillkürlich mit seiner Stirn gegen die Bretterwand des Schuppens stieß.

"Was war das?" fragte Barbanera und sah sich um.

"Ein Vogel wird sich auf's Dach gesetzt haben," meinte der Mönch.

"Habt Ihr nichts von dem Eindrucke vernommen, welchen Barbanera's Weissagungen auf die holländischen Edeln hervorgebracht haben?"

"Der edle Graf soll bleich geworden sein und gezittert haben."

"Bei St. Martin! Er hatte Grund zum Zittern. Ich entsinne mich, daß mein edler Vater die Prophezeiung des Grafen von Geldern oft erzählte. Er war dabei, als Wilhelm von Avesnes getauft wurde. Der greise Graf von Geldern war schon lange zuvor gebeten, Pathenstelle bei dem Kinde zu vertreten, aber schon seit geraumer Zeit war er altersschwach und kindisch geworden, so daß man meinte, es werde statt seiner ein Stellvertreter erscheinen. Allein in dem entscheidenden Augenblicke kam der alte Reinald selbst, halb getragen von seinen Dienern und mit einem wirren Blicke, so daß man besorgt wurde, er könne die Feierlichkeit stören. Er blieb aber still und ruhig sitzen, so lange Gesang und Gebet dauerten, und in dem Augenblicke, in welchem das Kind über den Taufstein gehoben werden sollte, schien seine ganze Jugendkraft wiederzukehren. Ohne Jemandes Unterstützung erhob er sich von seinem Sitze, schritt mit Festigkeit dem Taufsteine zu und nahm das Kind aus den Armen der erschrocken Mutter. Mit Angst hingen Aller Blicke an ihm, denn gar leicht konnte er in einem Augenblicke der Schwäche die einzige Hoffnung von Hennegau und Holland, den zarten Sproß des liebenswürdigen Hauses Avesnes auf die Steinplatten niederfallen lassen. Alles ging jedoch glücklich ab. Der Bischof taufte das Kind und sprach seinen Segen über demselben. Da erschien mit einem Male jener merkwürdige Augenblick, der sich mit unverwischlichen Farben dem Gedächtnisse aller Anwesenden einprägte. Aus den Augen des Greises strahlte ein überirdisches Feuer, er hob das Kind empor, küßte es und sagte: Glückselig wirst Du sein, mein Sohn, und Alles wird Dir gelingen im Frieden, wie im Kriege, bis Dir der Knüttel der Friesen das Leben raubt!"

„Und das ist also die Prophezeiung, an die er gestern erinnert wurde?“ fragte der Mönch.

„Er und all die elenden Landesverräther, denen zwar holländisches Blut in den Adern fließt, die sich aber dennoch vor den Flamingern und Hennegauern beugen. Nur Beaumont ist gut weggekommen. Er war der Freund und Waffenbruder meines Vaters, und ihm allein verzeihe ich seine Abstammung aus dem Hause Wesnes.“

„Dennoch bezweifle ich, daß die Prophezeiung des Grafen von Geldern oder die Erinnerung Barbanera's den Grafen abschrecken würde, falls es ihm einfallen sollte, einen Kriegszug nach Friesland zu unternehmen.“

„Ich bin Eurer Ansicht — aber mein Zweck ist erreicht. Schrecken und Muthlosigkeit hat die Hennegauer ergriffen und wird sie ihrem Schicksale entgegenführen. Mögen sie auch jetzt das Orakel verlachen, so wird es doch in der Stunde der Gefahr ihnen durch die Ohren tönen und ihren Muth vernichten. Dagegen sind mit Muth und Vertrauen erfüllt die Herzen der Friesen, welche den Grafen verachten müssen, den in ihrer Gegenwart die Worte eines Gauklers erbleichen ließen.“

„Schlimm genug!“ seufzte Pater Syard. „Seerp Adelen bedurfte nicht erst einer solchen Ermunterung, um tolle Streiche zu begehen, — und wenn es einmal zum Kriege kommt, so darf doch nicht von ihm die Veranlassung ausgehen, sondern ganz Friesland muß sich wie ein Mann erheben.“

„Auch die Zeit wird kommen,“ erwiderte Barbanera. „Doch jetzt zur Sache. Eure Berichte über den Zustand Eures Klosters habe ich erhalten und wünsche noch über manche Punkte mit Euch zu sprechen. Aber heute fehlt es an Zeit; — könntet —“

Die Stimme des Gauklers ging jetzt in ein so leises Flüstern über, daß Reinald nichts mehr verstehen konnte.

Ueberdies hatte er schon genug gehört, und da er befürchtete, entdeckt zu werden, so entfernte er sich eben so vorsichtig von dem Schuppen, wie er sich demselben genähert hatte.

Bald hatte er den Pfad wieder erreicht, und ehe er noch aus dem traumartigen Zustande erwacht war, in welchen ihn die erzählten Begebnisse versetzt hatten, sah er das Schilfdach von Walger's Hütte vor sich.

Ein Häuflein Kinder, unter denen sich auch Marretje befand, saß auf dem Rasen und schaute den Künstlern zu, welche Meister Barbanera's Hanswurst von Meister Casar verrichten ließ.

Nicht weit davon weideten das Pferd und das Grauchen in bester Eintracht.

Reinald's lange verhaltene Wuth brach aus, als er den Handlanger des Zauberers erblickte.

Mit funkelnden Augen und raschen Schritten eilte er auf ihn zu und unterbrach seine Poffen mit der barschen Frage:

„Wartest Du hier auf Deinen Meister, Schurke?“

„Ja, Herr,“ antwortete der Narr, indem er große Augen machte, „und mein Herr wartet drinnen auf Euch.“

„Glender!“ donnerte Reinald; „meinst Du, mich durch Deine Lügen irre führen zu können. Ich weiß recht gut, daß der Schurke Barbanera nicht in dieser Hütte ist.“

„Allerdings,“ versicherte Marretje; „er wartet schon seit einer Stunde bei der Mutter.“

„Auch Du, kleines Ding, kannst schon lügen?“

Aber Marretje blickte ihn so treuherzig an, daß ihm schier war, als sollte er den Verstand verlieren.

Er stürzte durch das Gebüsch und eilte in die Hütte.

Aber der erste Gegenstand, der ihm beim Oeffnen der Thür in die Augen fiel, war Meister Barbanera, der ruhig am Tische saß. Ein Schauder überlief Reinald.

Wie von einem Blitze getroffen, blieb er in der Thüre stehen, und seine Augen stierten wild auf den Gaukler.

Die Wuth, welche bisher sein Herz erfüllt hatte, machte einem Staunen und einem Schrecken Platz, welche ihn der Sprache, fast der Gedanken beraubten.

Wie war es möglich, daß dieser Barbanera zu gleicher Zeit in dem Schuppen und in dieser Hütte spukte?

Seine wirren Blicke schweiften von dem Teufelsbanner nach Mutter Elske, die bleich und mit verbundenem Kopfe neben dem Feuer saß, und von dieser wieder zu dem Gaukler, dessen Gegenwart er sich nicht erklären konnte und fast für eine Sinnentäuschung hielt.

„Ihr seht, Ritter Rinaldo, daß ich pünktlich bin,“ sagte Barbanera in italienischer Sprache.

Durch diese Anrede wurde Reinald wieder zur Besinnung gebracht.

Er warf die Thür hinter sich zu und trat zum Tische, indem er den Gaukler andonnerte:

„Also Du, Betrüger, denkst daran, unsern durchlauchtigen Grafen zu verderben?“

„Ich verstehe Euch nicht,“ antwortete Barbanera ruhig, doch ohne den Schrecken völlig verbergen zu können, in welchen ihn Reinald's heftige Anrede versetzte. „Belieben Euer Gnaden italienisch zu sprechen?“

„Stelle Dich nur, als verständest Du mich nicht! Habe ich Dich nicht eben mit dem Mönche das reinste Holländisch sprechen gehört?“

Der Gaukler schüttelte den Kopf.

Reinald wiederholte seine Worte mit doppeltem Nachdruck in italienischer Sprache.

„Ich schwöre Euch zu, daß ich keinen Mönch gesehen, noch gesprochen habe,“ betheuerte Barbanera. „Und wann sollte das geschehen sein?“

„Eben erst, wie Du recht wohl weißt, obgleich ich freilich nicht begreifen kann, wie Du so schnell von dem Schuppen herüber gekommen bist.“

Der Gaukler besann sich einen Augenblick und wandte sich dann an Elske, indem er sie in gebrochenem Holländisch fragte:

„Frauchen, wie lang ich hier sein?“

„Fast eine Stunde,“ antwortete Elske.

Barbanera richtete einen triumphirenden Blick auf den Ritter.

„Elske!“ warnte Reinald, „beschwert Euer Gewissen nicht mit Lügen. Sagt ehrlich und der Wahrheit treu; wie lange ist dieser Schelm schon hier?“

„Seit fast einer Stunde, so wahr ich die ewige Seligkeit hoffe!“

„Dann muß der Böse Eure Augen verblendet haben, oder die meinigen. Noch sind nicht fünf Minuten verflossen, als ich den Menschen mit Vater Syard im Schuppen am Hügel sprechen sah.“

„Der Mann ist nicht vom Stuhle aufgestanden,“ versicherte Elske. „Die friesische Jungfrau, welche eben fortgegangen, würde das ebenfalls bezeugen können.“

„D, so treibt denn die Hölle ein schreckliches Spiel mit mir!“

rief Reinald aus, indem er meinte, daß Madzy in der Hütte gewesen sei, während es doch nur Syteke gewesen war, die sich auf Befehl ihrer Herrin nach der Kranken erkundigt hatte.

„Sie war hier.“ fuhr er fort, indem er hastig im Zimmer auf- und abschnitt, „und die Gaukeleien eines Vetrügers, der seine Seele dem Satan verkauft hat, hielten mich fern, daß ich sie nicht sehen, ihr nicht gestehen konnte, wie ich ohne sie nicht zu leben vermag! Aber ich will ihn hindern, ferner mit höllischen Künsten mich zu umstricken!“

Mit diesen Worten zog er seinen Dolch, packte den Gaukler beim Kragen und bedrohte ihn mit der blickenden Waffe.

Aber Barbanera hatte indeß die Geistesgegenwart, die ihn im ersten Schrecken verlassen hatte, wieder gewonnen und seine Züge zeigten die größte Ruhe und Gleichgiltigkeit.

„Warum wolltet Ihr einen alten Mann tödten?“ fragte er, sich fortwährend der italienischen Sprache bedienend und den Jüngling mit dem lauernden Blicke einer Katze ansehend.

„Bekenne,“ befahl Reinald in derselben Sprache und in drohendem Tone, „in welcher Weise Du mich getäuscht hast, oder wie es Dir möglich gewesen ist, zu gleicher Zeit hier und dort zu sein. Bekenne oder — bei meinem Leben! — ich durchbohre Dich mit diesem Dolche.“

„Ihr werdet den Muth nicht haben, den Beschützer Eurer Kindheit zu morden,“ entgegnete Barbanera.

„Wie!“ rief Reinald aus und ließ die mit dem Dolche bewaffnete Hand sinken.

„Erinnert Ihr Euch nicht, wie der getreue Paolo mit Gefahr des eigenen Lebens Euch rettete, als Ihr in den See gefallen waret?“

Reinald blickte den Gaukler sprachlos an.

„Mögen diese langen Haare und dieser Bart mein Antlitz entstellen haben — aber der alte Pflögling sollte mich dennoch erkennen.“

Bei diesen Worten nahm Barbanera seine Kopfbedeckung ab und strich die Haare zur Seite.

„Paolo! — Bist Du es wirklich?“

Und der Wunderdoctor wandte sich jetzt so, daß Elske sein Gesicht nicht sehen konnte, worauf er die falsche Nase abnahm, die ihn entstellte.

„Erkennt Ihr mich?“

„Ich erkenne Dich — aber begreifen kann ich nicht —“

„Wollt Ihr noch mich tödten, auf daß mit mir das Geheimniß Eurer Geburt in das Grab sinke?“

„Warum bist Du nicht sogleich zu mir gekommen?“

„Wußte ich, daß Ihr den treuen Paolo erkennen würdet? Und wißt Ihr, ob mir Eure Anwesenheit bekannt war? Wissen wir Beide, ob die Nachrichten, welche ich Euch bringe, Euch willkommen sein werden?“

Reinald schlug verlegen die Augen nieder.

„Paolo,“ sagte er endlich nach einem kurzen Schweigen, „jede Nachricht, welcher Art sie auch sei, wird mir willkommen sein, da sie mich wenigstens aus meiner unerträglichen Ungewißheit befreien wird. Sprich also und sei meines Dankes gewiß, von welcher Art auch Deine Mittheilungen sein werden.“

Mit diesen Worten setzte er sich Paolo gegenüber an den Tisch und nahm die Haltung eines Mannes an, der bereit ist, eine Erzählung anzuhören.

„Seit unvordenklichen Zeiten,“ begann Paolo, „hatte das Haus Salerno zu den angesehensten Verona's gehört. Von meiner Kindheit an diente ich, wie vor mir mein Vater, dem Grafen Luigi, dem Haupte der Familie Salerno. Er war ein braver Herr, Signor, der als Krieger und als Staatsmann großen Ruhm eingeerntet hatte, und von dem Italien noch jetzt spricht.“

„Wie lange Zeit meint Ihr, daß ich Euch zuhören soll?“ fiel Reinald dem Erzählenden ungeduldig in die Rede. „Kommt zur Sache!“

„Ich bin schon bei der Sache,“ entgegnete Paolo und fuhr dann ruhig fort: „Graf Luigi war oft niedergeschlagen, daß er keinen Sohn hatte, dem er seine Würden, seinen Ruhm und seine Güter vererben konnte. Umsonst hatte er Klöster beschenkt und Almosen gespendet. Das Haus Salerno sollte mit ihm aussterben. Dennoch hatte er einen Trost, denn seine Tochter Bianca war seit ihrer Kindheit für das Juwel von Verona erkannt. Die angesehensten Edeln minnten um ihre Hand, doch unter allen Bewerbern wurde von dem alten Grafen nur Francesco della Scala bevorzugt, der sich durch Geburt, Geistesgaben und Reichthum zum Haupt der herrschenden Partei in Verona emporgeschwungen hatte. Aber sein

Außeres war wenig geeignet, Liebe einzulößen und stach sehr ab gegen die Erscheinung seines Betters Carlo, der sich ebenfalls alle Mühe gab, die Hand der schönen Bianca zu erwerben. Diese dagegen zeigte sich weder dem mächtigen Francesco, noch dem schönen und ritterlichen Carlo geneigt. Zu einer Verwandten reiste sie nach Mailand, dort den Sommer zu verleben und den Bewerbungen der beiden della Scala auszuweichen — zugleich aber mit einem deutschen Abenteuerer zu minnen, den sie Gott weiß wo? kennen gelernt hatte. Graf Luigi sandte ihr, als er lange vergebens auf ihre Rückkehr gewartet, den bestimmten Befehl, zurückzukommen und Francesco ihre Hand zu reichen. Der Befehl brachte sie und ihren Geliebten zur Verzweiflung. Beide schwuren einander ewige Treue — ein schwacher Augenblick folgte — und sie verließ Mailand nicht eher, bis sie in geheimer Ehe mit dem Deutschen verbunden war.“

„Und dieser folgte nach Verona?“ fragte Reinald, als Paolo eine Pause eintreten ließ.

„Er durfte sich dort nicht sehen lassen, denn auf einem Turnier in Deutschland hatte er Francesco besiegt, und dieser hatte ihm dafür den Tod geschworen. Außerdem mußte er, um ein Gelübde zu erfüllen, nach dem gelobten Lande. Bei seiner Rückkehr aber wollte er Bianca auffuchen und mit List oder Gewalt entführen. Graf Luigi ließ dagegen nicht ab, auf der Verbindung seiner Tochter mit Francesco zu bestehen, der inzwischen die Oberherrschaft in Verona erlangt hatte. Bianca mußte dagegen Zeit zu gewinnen suchen, denn sie fühlte, daß sie Mutter sei. Sie sagte ihrem Vater, daß sie gelobt habe, vor ihrer Verheirathung eine Pilgersfahrt nach Loreto zu unternehmen, und Graf Luigi mußte in diese einwilligen, so ungern er es auch that. Sie trat die Pilgersfahrt an, indem sie nur meine Frau, die ihre treue Dienerin und damals ebenfalls schwanger war, mitnahm. Sie wurde während der Reise Mutter eines Sohnes und meine Frau ebenfalls. Die Kinder blieben mit meiner Frau auf dem Lande; Bianca kehrte allein nach Verona zurück.“

„Gerechter Himmel!“ rief Reinald aus, dem der Angstschweiß in dicken Tropfen vor die Stirn trat; „ich weiß nun genug! zu viel! — Welcher von uns Beiden ist Bianca's Sohn?“

„Gemach, Signor! Das ist es eben, was noch entschieden wer-

den muß. Hört mich nur weiter an Bianca kam nach Verona zurück und konnte der Verbindung mit Francesco nicht länger ausweichen. Zudem erhielt sie die Nachricht, daß ihr deutscher Gemahl in einer Schlacht gefallen sei, hielt ihre Ehe für aufgelöst und erfüllte, wiewohl unter Thränen und Trauer, den Willen ihres Vaters. Ein Jahr war sie etwa verheirathet, als Francesco, beige nannt il Cane, argwöhnisch wurde auf die häufigen Besuche, welche seine Gemahlin bei meiner Frau abstattete. Er ließ Nachforschungen anstellen, erfuhr, daß sie um eines heißgeliebten Knäbchens willen jene Besuche mache und begann Alles zu ahnen. Er verlangte Erklärung; sie verweigerte dieselbe. Er wüthete; sie fürchtete für das Leben ihres Kindes. Da gedachte sie an den edeln Charakter Carlo's della Scala, der indeß nach Pisa gezogen war, um nicht den Schein zu haben, als halte er es mit der Partei seines Neffen. Sie schrieb an ihn und beauftragte mich, dem edeln Carlo ihr Söhnchen zu überbringen. Indesß war meine Frau für unser Kind ebenfalls besorgt; gar leicht konnte ein abgesandter Meuchelmörder dasselbe für Bianca's Kind halten. Das war der Grund, weshalb ich beide Knaben nach Pisa brachte und vor Carlo's Thür legte."

„Heilige Mutter Gottes!“ rief Reinald aus und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen, denn es schauderte ihn, daß er Paolo's Sohn sein könnte.

Nach einigen Augenblicken sagte er dann:

„Carlo muß aber die Schreiberin des Briefes nicht errathen haben; wenigstens nannte er uns deren Namen nicht, als er uns den Brief übergab.“

„Jedenfalls hat er ganz richtige Vermuthungen gehabt,“ antwortete Paolo, „aber sich geschaut, die Leiden der armen Bianca dadurch zu erschweren, daß er einen Vorfall ruchbar machte, welcher Francesco's Nachsicht noch mehr gesteigert haben würde. Möglich auch, daß er ihr Geheimniß achten wollte. Was aber Can Francesco betrifft, so wüthete er, daß ihm die Kinder entzogen waren, mißhandelte Bianca, die keine Stütze mehr hatte, weil ihr Vater gestorben war, und warf sie in einen Kerker.“

„Lebt sie noch?“ fragte Reinald hastig.

„Das weiß ich für den Augenblick nicht. Da ich das Loos meines Sohnes zu erfahren wünschte, so begab ich mich einige Jahre

später nach Pisa und wußte dort in den Dienst Carlo's della Scala zu kommen. Welche Sorge ich, so lange ich bei ihm blieb, für Euch trug, daran werdet Ihr Euch noch erinnern."

"Ich erinnere mich, daß man Euch wegen eines Diebstahls fortschickte," versetzte Reinald.

"Ich wurde ungerecht angeklagt, und ungehört verurtheilt," entgegnete Paolo. "Meine Frau war todt, ich hatte Niemand mehr, der sich meiner annahm, und ich durchschweifte daher seitdem die Welt, indem ich von der Dummheit derselben Nutzen zu ziehen suchte."

"Welcher von uns ist aber der Sohn Bianca's — Doch nein! antworte mir noch nicht! Auch Deodat muß von Allem unterrichtet werden! — Wie konnte ich den edlen Freund so lange vergessen! — Komm mit mir nach Harlem, ich werde den edlen Grafen bitten, daß er um meinetwillen seinen Befehl zurücknehme."

Es schien, als ob Paolo seine Rechnung nicht dabei finde, auch Deodat das Mitgetheilte zu offenbaren und Reinald nach Harlem zu folgen.

Er blickte den jungen Ritter eine Zeit lang forschend an, und sagte dann:

"Ihr hattet mir versprochen, Euerm Freunde nichts von unsrer Unterhaltung zu offenbaren."

"Ich habe keine Geheimnisse vor Deodat," sagte Reinald hastig.

"Ich habe aber meine gewichtigen Gründe, daß er nichts erfahre; nur Einer von Euch kann Bianca's Sohn sein, und ich habe keine Lust, mich der Rache des Anderen auszusetzen."

"Paolo! Darf ich den Sinn dieser Worte günstig für mich auslegen? Wollt Ihr mir damit andeuten, daß ich Bianca's Sohn bin?"

"Was würdet Ihr dem armen Paolo geben," fragte dieser ausweichend, "wenn er Euch die Beweisstücke überlieferte, deren Ihr bedürft, um Euch als den Sohn eines angesehenen Edelmannes auszuweisen?"

"Ihr kennt also meinen Vater?"

"Ich kenne ihn."

"Wie heißt er?"

"Sein Name muß noch Geheimniß bleiben, denn er ist Goldes werth."

„Paolo! meine Dankbarkeit —“

„Dankbarkeit ist ein leeres Wort! Ich bin zu alt geworden, um mich noch als Citrone gebrauchen zu lassen, die man ausdrückt und dann wegwirft. Ich verlange Thatfachen, nicht Versprechungen.“

„Du bist ein elender Kerl, Paolo!“ sagte Reinald, den Gaukler mit verächtlichem Blicke ansehend.

„Möglich, aber doch ein Kerl, der Euch liebt, und darum Euch allein sein Geheimniß mittheilt.“

„So nenne mir Deine Forderung, und ich will sehen —“

„Ihr zahlt mir dreihundert Gulden sofort und versprecht mir schriftlich das Doppelte dieser Summe, sobald ich Euch in die Arme eines reichen und angesehenen Vaters geführt haben werde.“

„Ich werde die Sache überlegen,“ antwortete Reinald, denn die Forderung des Gauklers war für die damaligen Zeiten eine sehr hohe.

„Wer weiß,“ fuhr er dann nach einem kurzen Nachdenken fort, „ob nicht Deine ganze Erzählung ein Märchen ist, erdichtet, mich um Geld zu betrügen. Nein, nicht einen Pfennig zahle ich Dir, bis Du mir die Beweisstücke geliefert haben wirst.“

In diesem Augenblicke entstand ein verworrener Lärm vor der Hütte.

Gleich darauf kam der Hanswurst zur Thür hereingestürzt und schrie:

„Meister Barbanera! Meister Barbanera! Da sind Leute, die Euch suchen.“

„Das ist mir gleich,“ sagte Reinald, indem er den Gaukler beim Kragen packte; „ich bin vorläufig Dein Herr und werde Dich mit mir nach Harlem führen.“

„Ja, packt ihn, Herr Ritter, damit er nicht entwische,“ krächte in diesem Augenblicke eine Stimme, welche keinem Andern angehörte, als dem Marktschreiber Klas Gerrits, der eben mit einigen gräßlichen Amtsdinern eintrat; „haltet ihn fest, denn er wollte sich aus dem Staube machen, ohne das Standgeld für seine Bude zu bezahlen und ohne seine Beche zu berichtigen, was eine offenbare Uebertretung des Privilegiums —“

„Hol' Euch der Teufel, sammt Euren Privilegien!“ fluchte Reinald. „Der Mann ist mein Gefangener.“

„Wenn Ew. Gnaden für ihn bürgen,“ krächte der Marktschreiber, „so dürfen wir nach Artikel 27 des Privi —“

„Maul gehalten!“ donnerte Reinald. „Wie viel schuldet der Mann? Ich zahle für ihn.“

„Damit ist die Sache nicht abgemacht,“ entgegnete das kleine Männchen, „vielmehr sind noch verschiedene Untersuchungen eingeleitet. Der Mann hat zum Beispiel an Geert Knelissen ein Arzneimittel verkauft, von dem ihm seine ganzen Kühe gestorben sind, und ein anderes Mittel an die Frau des rothen Fleischers, wovon ihr das Auge dieß aufgelaufen ist. Es wird also nach Artikel —“

„Daß Euch dieser und jener, unseliger Schwäzer!“ unterbrach Reinald das Männchen. „Nehmt den Mann mit Euch, aber sorgt, damit er nicht entkomme und daß ihm kein Leid geschehe, oder ich spieße Euch bei lebendigem Leibe auf.“

Indessen hatte sich der Gaukler von seinem Hanswurst verdolmetschen lassen, worum es sich handle, und zeigte sich, ohne die mindeste Besorgniß zu verrathen, bereit, den Leuten des Gesches zu folgen.

Reinald fand, nachdem er ruhiger geworden war, um so weniger etwas gegen die Verhaftung einzuwenden, als er erkannte, daß es in seinem eignen Interesse liege, daß Paolo nach Harlem gebracht und dort festgehalten werde.

Vielleicht bot sich ihm dort Gelegenheit, den Gaukler in die Enge zu treiben und ihm sein Geheimniß abzupressen.

Er erklärte den Amtsdienern, daß er sie begleiten würde.

„Es wird uns ehrenvoll sein, Eure Gesellschaft zu genießen,“ antwortete der Marktschreiber, und fuhr dann gegen Elske gewandt fort: „Und Ihr, Frauchen, wie geht's Euch? Ich hörte, daß Euer Mann Euch halb todt geschlagen habe und seines Postens entsetzt sei.“

„Ach,“ entgegnete Elske, „ich bin eine arme Frau und weiß nicht, wie ich mit meinen beiden Kindern durchkommen soll. Mein Mann wird wohl denken, daß er mich getödtet habe, da er nicht wieder gekommen ist.“

„Na, ich denke, daß Ihr ihn auch nicht zurückwünscht,“ sagte der Marktschreiber. „Lebt wohl, gute Besserung!“

Damit zogen die Anwesenden ab.

Elske blieb weinend allein zurück.

Sie weinte über ihre hilflose Lage; vielleicht auch über ihren Mann, den das gute Weib, trotz den erlittenen Mißhandlungen, noch immer lieb hatte.

Reinald folgte dem Zuge, welcher den Gaukler und seinen Hanswurst nach Harlem brachte, in einiger Entfernung, da er dem Marktschreiber die Ehre seiner Gesellschaft nicht gönnen wollte.

Schon war man in der Nähe der Stadt, als Reinald bei einer Biegung des Weges eine ansehnliche Gesellschaft zu Pferde erblickte.

Er erkannte auf den ersten Blick Herrn von Aylva und Madzy, die von einem Morgenritt nach der Comthurei zurückkehrten.

Er wollte ihnen entgegen eilen, um wenigstens einen Blick von der Geliebten zu erhaschen, als er den Ritter erkannte, welcher neben Madzy ritt und in ein eifriges Gespräch mit ihr verwickelt war.

Es war Deodat.

Er blieb stehen, schlug seine Arme über einander und richtete einen finstern Blick nach den Reitern.

Diese zogen in einiger Entfernung von ihm vorüber; die Friesen schienen ihn gar nicht zu bemerken, aber Deodat erkannte ihn und erröthete.

Reinald starrte ihm nach.

Er sah, wie Deodat der schönen Madzy einen Wink gab, worauf dieselbe spöttisch nach Reinald sah und dann sich wieder lachend gegen Deodat wandte.

Im folgenden Augenblicke verschwand der ganze Zug hinter einer Staubwolke.

„Das ist also der Freund, der um meinetwillen der schönen Madzy entsagen wollte,“ sagte Reinald, indem er wüthend mit den Zähnen knirschte; „das der Freund, der meiner Liebe kein Hinderniß in den Weg legen wollte! — Wie listig hat er mich entfernt, um die Gelegenheit für sich zu behalten, denn jedenfalls ist diese Begegnung schon am gestrigen Abende verabredet! O, Deodat! wie ist es möglich, daß zwei schöne Augen Dich zum Verräther an einer langjährigen Freundschaft machen konnten!“

Mit solchen düstern Gedanken erfüllt, erreichte er die Stadt und begab sich sogleich nach Barbarera's Gefängniß.

Hier ersuchte man ihn jedoch, Nachmittags wieder zu kommen,

da die Schöffen vor dem Grafen erscheinen mußten und daher jetzt kein Verhör vornehmen könnten.

Und er entsann sich, daß er ja ebenfalls bei der Audienz des Grafen zugegen sein mußte, und eilte nach der Zelle, die er in der Comthurei der Johanniter in Harlem bezogen hatte.

VIII.

Deodat war nicht treulos gegen seinen Freund gewesen.

Als Reinald seinen Gang nach der Hütte des Waldwärters angetreten hatte, ließ Deodat ein Pferd satteln, um einen Morgenritt zu machen.

Um keinen Verdacht zu erwecken, als suche er die Gesellschaft der Friesen, ritt er auf dem Wege nach Velzen entlang, also in einer der Comthurei ganz entgegengesetzten Richtung.

Dann kehrte er längs der Dünen durch jene anmuthige Strecke zurück, wo jetzt die Albrechtsburg ist.

In den Augen Deodat's hatte die Landschaft, welche sich ihm darbot, einen doppelten Werth, weil sie ihn an die Gegenden erinnerte, wo er seine Kindheit verlebte.

Ließ sich auch der mit stetem Nebelschleier umzogene Himmel Hollands nicht mit dem tiefblauen Himmel Italiens vergleichen, mochten auch die Sanddünen, welche vor ihm lagen, nur Maulwurfshäufen sein gegen die Apenninen, so fand sich doch in dem Gemälde, das sich vor ihm entfaltete, gar Manches, was ihn an das Land seiner Geburt erinnern konnte.

Es war nur ein Dünenthal, durch welches er ritt, aber ein fröhliches, ein lachendes Thal, prangend in jeglichem Schmuck, den Boden und Klima von Holland hervorzubringen vermögen.

An der Westseite war es von den hier verhältnißmäßig hohen und steilen Dünen wie von einer Mauer geschlossen, gegen welche jedoch die Birken mit ihren weißen Stämmen und ihrem frischen Laube, so wie alle die verschiedenen Sträucher und Bäume, welche die Höhe bis zur Hälfte bekleideten, um so gefälliger abstachen.

Ein Wäldchen, reich an allen Arten von Bäumen, deren Frühlingschmuck alle die verschiedenen Schattirungen des Grün, von

dem bleichen Laub der Weiden, bis zu dem Dunkel der Tannen, zeigte, lief von zwei Seiten aus gegen die Dünen und vereinigte sich dort, die dazwischen gelegene Fläche fast hufeisenförmig umschließend.

Und als hätte nichts fehlen sollen, das reizende Landschaftsgemälde zu vervollständigen, so spiegelten sich die buchtigen Hügel, und die mit frischem Grün geschmückten Bäume, und der über ihnen ausgespannte sonnenklare Himmel in zwei kleinen hellen Seen, deren Ufer von mannigfachen Blumen umsäumt waren.

Deodat versank in eine wonnige Stimmung und lauschte dem frohen Gesange der Vögel, athmete die lieblichen Düste ein, welche Weißdorn und Flieder verbreiteten.

Die Ausdrücke sentimental und romantisch waren damals noch nicht erfunden, aber die Stimmung des Jünglings war eine solche, daß sie recht wohl mit jenen Ausdrücken bezeichnet werden konnte.

Daher stieg er von seinem Pferde, band dieses an einen Baum und setzte sich auf den frischen grünen Rasen nieder.

Süße Träume wiegten ihn ein; ihm bisher fremd gebliebene Ideen und Phantasien drängten sich seinem Geiste auf, und mitten unter ihnen schwebte das Bild der schönen Friesin.

Er wunderte sich selbst über die seltsame Gemüthsstimmung, die ihn ergriffen hatte, und fragte sich, wie er auf einmal zu den Gefühlen und Schwärmerieen der irrenden Ritter käme, von deren Liebessehnsucht er oft die Minstrels hatte singen hören.

Aber wenn er auch über seine Thorheit lachte, so war es ihm doch nicht möglich, sich dem süßen Zauber zu entziehen, der ihn umfing.

Sein Zustand war übrigens ein ganz natürlicher.

Er liebte, ohne es zu wissen, und wer einmal geliebt hat, der weiß auch, wie verführerisch das einsame Träumen ist, wie gern der Liebende sich in eine schöne Waldeseinsamkeit begibt und dort der ganzen Welt vergißt.

Da sah er plötzlich auf dem höchsten Gipfel einer vor ihm liegenden Düne etwas sich bewegen.

Er konnte nicht sogleich erkennen, was er sah, bemerkte aber bald, daß es eine weibliche Gestalt sei, welche von der entgegengesetzten Seite her die Dünenwand erstieg.

Er unterschied nämlich zuerst einen Kopf und dann nach und nach die übrigen Theile des Körpers, bis endlich die ganze Jungfrau — denn diese schlanke Gestalt konnte nur einer Jungfrau angehören — auf dem Ramm der Sanddüne zum Vorschein kam, drei Mal jubelnd empor sprang, in die Hände klatschte, nach allen Seiten umherschaute und dann Jemand winkte, der zu langsam für ihre Ungeduld nachfolgte.

Endlich erschien auch der Nachfolgende und Deodat erkannte nun die schöne Madzy und ihren Vormund.

Der Ritter blieb einige Augenblicke unbeweglich sitzen in dem stummen Staunen, welches die plötzliche Erscheinung der Friesen bei ihm verursachte.

Die Friesen schienen ihn dagegen nicht zu bemerken.

Madzy machte zwar den Oldermann, als derselbe an ihre Seite gekommen war, auf die schöne Landschaft aufmerksam, von der sie rund umgeben waren, und die offenbar ihrem Auge ganz neu und überraschend vorkam; aber nicht ein Mal fiel ihr Auge auf den Punkt, wo Deodat saß.

Dieser fühlte zwar sein Herz unruhig schlagen und sich mehr als ein Mal versucht, aufzustehen und der schönen Jungfrau entgegen zu gehen; allein der Gedanke an seinen Freund Reinald hielt ihn zurück.

„Armer Reinald,“ dachte er, „Dir geht es, gleich jenem Manne, von welchem der Troubadur singt, daß er Dame Fortuna allenthalben aufsuchte, ohne sie zu finden, während sein Nachbar still auf dem Lotterbette liegen blieb, und die spröde Dame von selbst zu ihm kam. So eilst Du nach dem Johanniterkloster und findest Niemand, während ich hier still sitze, und die Schöne zu mir kommt. — Aber um Deinetwillen werde ich keinen Gebrauch von dieser Begegnung machen.“

Der gute Deodat ahnte nicht, daß wir Menschen nichts beschließen, nichts wollen können, sondern armselige Spielzeuge in der Hand des Geschickes sind.

Vergebens hatte er sich vorgenommen, von der schönen Friesin fern zu bleiben; das Schicksal zwang ihn, ihr entgegen zu eilen.

Mochte Madzy berauscht sein von dem Anblicke der schönen Natur, mochte sie in kindlichem Leichtsinne ihren Vormund necken wollen — kurz, sie sprang mit einem Male laut jubelnd empor

und lief dann lachend und scherzend die Düne hinab, und zwar an einer Stelle, wo dieses Hinablaufen sehr gefährlich war.

Die Düne, welche anfangs in buchtigem, sanftem Abhange sich abdachte, war nämlich an ihrem untern Theile in einer Höhe von etwa zehn Fuß abgefanget und bildete hier eine steile Wand, welche von oben herab nicht bemerkt werden konnte.

Kam Madzy bis an die Stelle, wo der steile Abstieg begann, und war sie dann nicht fähig, ihren Lauf zu zügeln, so mußte sie unfehlbar in eine Tiefe von zehn Fuß hinabspringen und konnte dabei eine gefährliche Verletzung davontragen.

Das hatte Deodat mit einem Blicke überschaut. Er stieß einen lauten Schrei aus, um das ausgelassene Mädchen zu warnen, und eilte dann mit Blitzesschnelle nach der Düne, um dasselbe in seinen Armen aufzufangen, wenn es dennoch in die Tiefe herabstürzen sollte.

Wohl hallte sein Schreckensruf über die weite Fläche hinweg und scheuchte einige Duzend Enten aus dem Schilf der Seen auf, aber Madzy vermochte ihren Lauf nicht mehr zu hemmen.

Sie wußte selbst nicht, was der Ruf bedeuten sollte, konnte nicht begreifen, warum Deodat, den sie jetzt erst sah, ihr entgegen eile, und suchte erschreckt ihm zu fliehen.

Dadurch ward sie jedoch etwas von der Richtung abgelenkt, der sie zuerst gefolgt war und gelangte an eine Stelle, wo der Abstieg minder tief war.

Sie kam an dem Rande an, sprang unbedenklich hinab und stand unverfehrt aber mit hochwogendem Busen dem jungen Ritter gegenüber, der ihr entgegengeeilt war.

„Ich war vor Angst fast des Todes,“ sagte Deodat, der halb außer Athem und blaß wie eine Lilie war.

„Ich gestehe Euch,“ erwiderte Madzy, „daß ich erst jetzt erkenne, warum Ihr in so schrecklicher Weise ausschriect. Nun, ich danke Euch herzlich für Eure Besorgniß und Euern warnenden Ruf, denn es würde wohl lustig ausgesehen haben, wenn ich von dieser Höhe herabgerollt wäre.“

„Hierher!“ rief sie dann ihrem Vormunde zu, „hierher, Herr von Aylva! Ich bin schon unten! Aber wählt einen andern Weg!“

„Wahrlich!“ sagte Herr von Aylva, der jetzt auf einem ge-

mächtlicheren Wege aus dem Busche hervortrat, „wären meine Beine noch zwanzig Jahre jünger, so würden sie Dich nicht haben voran laufen lassen. Aber, was sehe ich? Du hast schon Gesellschaft gefunden?“

In diesem Augenblicke bemerkten Deodat und Madzy erst, daß sie einander die Hände hielten.

Er hatte ihr seine Hand in dem Augenblicke gereicht, als sie von der Höhe herabgekommen war; sie hatte diese dargereichte Hand unwillkürlich ergriffen, und keiner von beiden Theilen hatte bisher daran gedacht, seine Hand wieder zurückzuziehen.

Aylva's Frage jagte den beiden jungen Leuten eine glühende Röthe über die Wangen; sie ließen sich gegenseitig los und schauten schweigend vor sich nieder, als wären sie bei einer Missethat ertappt.

„Wie seid Ihr denn so plötzlich hierher gekommen, als wäret Ihr aus der Luft gefallen?“ fragte Aylva, der nicht minder überrascht war, als die beiden jungen Leute.

„Ich bin es, lieber Vormund, die beinahe aus der Luft gefallen wäre,“ sagte Madzy, welche zuerst ihre Besinnung wieder erlangte, „und der Ritter kam, mir zu helfen. Seht nur, an welcher gefährlicher Stelle ich herabgekommen bin.“

„So!“ sagte Aylva lachend, „von dem alten Vormunde läufst Du also hinweg, dem jungen Ritter entgegen zu eilen.“

Glühende Röthe überzog abermals das Antlitz der schönen Friesin.

Deodat bemerkte ihre Verlegenheit und beeilte sich daher zu antworten:

„O, wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich die Kühnheit haben dürfte, solches zu glauben. Allein ich bezweifle, daß das Fräulein mich früher gesehen hat, ehe es neben mir stand.“

Nun theilte er dem Herrn von Aylva ausführlicher die Ursache der Begegnung mit.

„So habe ich also mein Mündel wegen ihres Leichtsinns zu tadeln,“ sagte Aylva. „Was würde Seerp Adelen gesagt haben, wenn Du mit gebrochenem Arme zurückgekommen wärest.“

Diese Worte versetzten Deodat in eine peinliche Stimmung, die jedoch bedeutend gemildert wurde, als Madzy antwortete:

„Wenn Seerp Adelen so vielen Antheil an mir nähme, so würde er mich begleitet haben, um mich zu hüten.“

„Du weißt, liebe Madzy, daß er zu dem Waffenschmiede mußte, um die Rüstung zu versuchen, in welcher er auf dem Turniere zu erscheinen gedenkt. Du wirst doch selbst wünschen, daß er Friesland Ehre mache.“

Madzy antwortete hierauf nichts, gab aber dem Gespräche eine andere Wendung, indem sie den Oldermann auf die Schönheit der Landschaft aufmerksam machte.

Es entspann sich daraus eine anziehende Unterhaltung, in deren Verlauf Aylva dem Ritter erzählte, daß sie einen Morgenritt an den Dünen entlang gemacht und Madzy darauf bestanden habe, dieselben zu ersteigen, um sich zu überzeugen, ob man nicht von oben die Nordsee sehen könne.

„Ich war schwach genug, mich ihrem Wunsche zu fügen,“ schloß der Oldermann, „gestehe aber, daß ich meine Nachgiebigkeit bereue, da ich völlig von dem anstrengenden Gehen in dem tiefen Sande ermüdet bin. Ich möchte wohl wissen, wo unsere Pferde bleiben.“

„Dort kommen sie schon,“ sagte Madzy und deutete auf die Diener, welche die Dünen umritten hatten und eben aus dem Busche hervorkamen.

„Es ist auch Zeit, daß wir nach Hause eilen,“ bemerkte Aylva, „damit wir nicht zu spät bei der Audienz erscheinen. Ihr werdet uns doch begleiten, Herr Ritter? Ich vermuthete, daß es Euer Pferd ist, welches an jenem Baume steht.“

„Ihr achtet auch wenig auf Eure Pferde,“ scherzte Madzy. „Wenn man nun auch dieses Euch gestohlen hätte, während Ihr mir entgegen eiltet.“

„Meint Ihr denn, daß unser ganzes Land mit Dieben angefüllt sei?“ fragte Deodat in demselben Tone.

„Gut, daß Ihr diese Frage nicht an Scery Adelen gerichtet habt.“

„Warum?“

„Weil er Euch ohne Zweifel antworten würde, daß Euer Graf der größte aller Diebe sei, da er den Friesen ihre Freiheit rauben will.“

„Madzy!“ drohte Aylva und begleitete seine Worte mit einer entsprechenden Bewegung des Fingers; „Du sprichst wieder von Dingen, um welche sich ein Mädchen nicht zu kümmern hat.“

Die reizende Friesin sah ihren Vormund verwundert fragend an.

In Friesland war man es gewohnt, gerade heraus zu sagen, was in den Sinn kam, und sie begriff daher nicht, warum es in einem andern Lande nöthig sein sollte, die Worte auf die Waage zu legen.

Ein angeborenes Gefühl der Schicklichkeit und ein richtiges Urtheil würden zwar Madzy überall geleitet und sie gehindert haben, irgend etwas Ungeziemendes zu sprechen, allein die Unge-
wohntheit mit Fremden zu verkehren, hatte es ihr noch nicht klar werden lassen, daß man nicht gegen Alle über alle Dinge mit gleicher Freimüthigkeit sprechen dürfe.

Ueberdies fühlte sie sich in Deodat's Nähe so wohl, daß sie ihn, trotz der kurzen Zeit der Bekanntschaft schon nicht mehr als einen Fremden betrachtete, sondern wie einen alten Freund, gegen den sie offen und ohne Scheu sprechen konnte. Daher wurde sie, so freundlich und gleichsam scherzend auch Aylva seinen Tadel aussprach, dennoch verlegen und vielleicht um so mehr, als Deodat Zeuge dieses Tadels gewesen war.

„Kommt!“ sagte sie, indem sie sich auf ihr Pferd schwang, „ich sehe, daß ich wie eine Thörin gesprochen habe. Ich hatte vergessen, daß Ihr im Dienste des Grafen steht und man daher in Eurer Gegenwart nur Gutes von demselben sagen darf. Nehmt es mir also nicht übel, Herr Ritter, wenn ich etwas Friesisch spreche.“

„In jedem Falle,“ antwortete Deodat mit ritterlicher Galanterie, „würde der Graf selbst Euch nichts übel nehmen. Ueberdies habt Ihr nur die Worte eines Andern wiederholt, für die Ihr gar nicht verantwortlich seid.“

Da inzwischen die Gesellschaft zu Pferde gestiegen war, so schlug man den kürzesten Weg nach der alten Comthurei ein.

Dabei wurde das lebhafteste Gespräch zwischen Madzy und den beiden Edelleuten geführt.

Die Herzensgüte, welche aus allen Reden Deodat's leuchtete, die gesunde Einsicht, welche alle seine Bemerkungen verriethen, sein stets harmloser und heiterer Scherz gewannen ihm das Herz des Aldermanns, der sich ohnedies durch ein unwiderstehliches Gefühl, von welchem er sich keine Rechenschaft geben konnte, zu dem Jünglinge hingezogen fühlte.

Es war ihm, als hätte er ihn schon früher — in glücklicheren

Tagen — gesehen, allein wo? — das suchte er vergebens in sein Gedächtniß zurückzurufen.

Auch Deodat, so viel Mühe es ihm machen mochte, seine Augen von Madzy abzuwenden, fand großen Genuß an der Unterhaltung mit dem edlen Friesen, der ihm ein Gefühl der Achtung und Ehrfurcht einflößte, wie das nie zuvor von Jemand gesehen war.

Madzy aber wurde völlig hingerissen von Deodat's gewinnendem Wesen, von seinen anziehenden Erzählungen und Bemerkungen, so daß sie sich nie wieder von ihm hätte trennen mögen.

Sie bemerkten es daher fast nicht, daß sie sich der Landstraße näherten, die von Harlem nach Leiden führt, und auf welcher eben Reinald dem verhafteten Paolo folgte.

Deodat sah seinen Freund zuerst und machte Madzy auf denselben aufmerksam.

Lächelte diese aber, so war das keineswegs ein spöttisches Lächeln, wie sich der argwöhnische Italiener eingebildet hatte, sondern lediglich ein Lächeln über den seltsamen Ausdruck, der in den Zügen des Fußgängers lag.

Deodat erinnerte sich dagegen an das Gespräch, welches er Abends zuvor mit seinem Freunde geführt hatte, und begann Neue zu fühlen und sich Vorwürfe zu machen, daß er seinem Bersprechen nicht treu geblieben war.

Da er wieder gut machen wollte, was er verdorben hatte, so nahm er von dieser Begegnung sofort Anlaß, seinen Freund zu loben, seine guten Eigenschaften im vortheilhaftesten Lichte darzustellen; — allein weit entfernt, daß er dadurch seinem Waffenbruder förderlich geworden wäre, nahm er vielmehr Madzy's gefühlvolles Herz noch mehr für sich ein, weil sie damit einen neuen Beweis von seinem Edelsinne erhielt.

An der Pforte der Comthurei verabschiedete sich Deodat von seinen friesischen Freunden, und da es bereits spät geworden war, so ritt er im Galopp nach Harlem, kleidete sich dort rasch um, und eilte dann nach der Sanct Johannisstraße. —

In der Kirche der neuen Comthurei sollte die feierliche Audienz stattfinden.

Herolde, Ordensritter, Edle und Diener waren bereits in voller Thätigkeit, um unter der Aufsicht des Wappenkönigs von

Holland die nöthigen Anstalten und Vorbereitungen zu treffen, so wie die Plätze der zu erwartenden Gäste nach deren Stand und Range zu ordnen.

Deodat hatte ebenfalls bei diesem wichtigen Geschäfte mitwirken sollen und mußte daher bei seinem Eintritte, der um einige Minuten verspätet war, eine lange und strenge Strafrede des Wappenkönigs anhören.

Indeß war er während dieser Strafrede höchst zerstreut, denn seine Augen schweiften in der Kirche umher, um Reinald zu suchen, den er endlich in der Ferne erblickte, wo er beschäftigt war, das Aufhängen der Wappenschilder und sonstigen Verzierungen zu leiten, welche den Thron des Grafen von Holland schmücken sollten.

Deodat begriff aber, daß jetzt der Augenblick zu Erklärungen und Mittheilungen nicht sei, daher er sich darauf beschränkte, seinem Freunde von ferne zuzuwinken, was aber Reinald entweder nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte.

Endlich schlug es ein Uhr, — die zur Audienz bestimmte Stunde, und das Gebäude gewährte nun nach vollendeter Ausschmückung einen prachtvollen Anblick.

Der Graf hatte seinen fremden Gästen, besonders aber den friesischen Abgeordneten einen großen Begriff von seiner Macht geben wollen und daher befohlen, keine Kosten zu sparen, um eine Pracht zu entfalten, die geeignet wäre, die Augen Aller zu blenden.

Prächtige, mit Wappenschildern verzierte Teppiche bedeckten die Wände oder hingen von den Bogen der Kirche herab.

Räucherwerk des Morgenlandes duftete aus zierlich gearbeiteten Gefäßen und füllte die weiten Hallen mit benebelnden Wolken.

Der Fußboden war mit den kostbarsten Blumen bestreut, welche die Gärten um Harlem zu liefern vermocht hatten.

Quer vor dem Hohen Chor war der Thronessel des Grafen errichtet; rosenrothe Vorhänge, zierlich gefaltet und von goldenen Schnüren gehalten, hingen von dem Thronhimmel nieder, über welchem die Wappen der verschiedenen Grafschaften und Besitzungen prangten, die dem Scepter Wilhelm's von Hennegau untergeben waren.

Ueber diesen Wappenschildern aber schimmerte die goldene Grafenkrone.

Schon war die Kirche von einer zahlreichen Menge der Ein-

geladenen erfüllt, als der Klang der Trompeten und Posaunen verkündete, daß der Graf erschiene.

Gleich darauf öffnete sich eine nach den Hallen der Comthurei führende Seitenthür und Wilhelm trat ein, gefolgt von seiner Familie und seinem Gefolge.

Auf Wilhelm's schönen, lang herabwallenden Haupthaar strahlte die Grafenkrone; über seine Schultern war ein himmelblauer, mit Pelz gesüßterter, mit den Wappen von Holland und von Hennegau gestickter Mantel geworfen, der lang nachschleppte und die scharlachfarbene, mit Goldborden verbrämte, reich mit Edelstein besetzte lange Tunica nur zur Hälfte sehen ließ.

Ein prachtvoller Hermelinkragen vervollständigte den Herrscher-schmuck.

Nicht minder prächtig waren die Edeln gekleidet, welche in Wilhelm's Gefolge eintraten.

Die Häupter der alten Edelings-Häuser und die, für deren Jahre die fröhliche Tracht der Jugend nicht mehr paßte, trugen gleichfalls lange Tunicas und weite Mäntel, verschieden an Farbe und Ausschmückung, aber alle strotzend von Gold und Edelstein.

Dagegen trugen die jüngern Ritter kurze, dicht geschlossene, in der Mitte mit einem goldenen Gürtel geschlossene Wämser, deren Aermel der damaligen Sitte gemäß um einen halben Fuß länger waren, als der Arm, und dabei goldene Halsketten, Schnabelschuhe von prunkenden Farben und mit Spitzen von lächerlicher Länge, Sammethüte, die auf dem Scheitel saßen und an deren langer, kegelförmigen Stulpe eine einzelne weiße Feder emporstand.

Der Graf setzte sich auf seinen Thron, und die Anwesenden nahmen ebenfalls ihre Sitze ein, so weit diese ausreichten.

Acht Bagen und zwölf Herolde standen auf den Stufen des Thrones, dem gegenüber zunächst die Blutsverwandten des Grafen, die holländischen und hennegauischen Bannerherren und die Großwürdenträger der Kirche saßen.

An den beiden Seiten der Kirche saßen in vierfachen Reihen die von Fern und Nah herbeigeströmten Fürsten und Herren, die Mitglieder der städtischen Behörden und eine Menge von Rittern und Edelleuten, deren Anzahl über tausend betragen haben soll.

Nur in der Mitte war ein freier Durchgang, so wie ein angemessener Raum vor dem Throne offen gelassen.

Die Herolde geboten Stille, und vier von ihnen begaben sich nach dem Haupteingange, die Erzbischöfe von Köln und von Trier zu empfangen, die in glänzendem Ornate und mit stattlichem Gefolge eintraten.

Die hohen Prälaten wurden vor den Thron geleitet und der Graf erhob sich, sie zu bewillkommen.

Der Erzbischof von Köln hatte die Anrede übernommen und sagte in wohlgewählten Ausdrücken, daß der Kaiser in Rücksicht auf die glänzenden Verdienste Wilhelm's und in dem Wunsche, ihm einen Beweis seiner hohen Achtung zu geben, beschlossen habe, ihm die herzogliche Krone zu ertheilen und sich schmeichle, daß der Graf diesen Beweis von Gunst mit Dankbarkeit und Wohlwollen aufnehmen werde.

„Hochwürdigster,“ antwortete Wilhelm, „wir bitten Euch, nach Eurer Rückkehr den Ausdruck unserer Erkenntlichkeit vor des Kaisers Thron bringen zu wollen. Der neue Beweis der hohen Gunst unseres gnädigen Kaisers hat unser Herz mit Freude erfüllt und kann unsere alte Liebe und Treue nur von Neuem befestigen. Doch möge der Kaiser es seinem Diener nicht übel deuten, noch es für eine Geringschätzung seiner Gnade ansehen, wenn wir diesen Gunstbeweis ablehnen. Jeder Mensch hat seinen besondern Ehrgeiz und Stolz: der unsrige war es stets, der erste Graf des deutschen Reichs zu sein, und wir möchten auch ferner lieber allen Grafen vorangehen, als allen Herzögen nachtreten.“

Als Wilhelm diese Worte gesagt hatte, warf er sich stolz in die Brust und überschaute die glänzende Schaar der Ritter und Barone, die seinem Banner folgte, eine Schaar, wie sie kein anderer Graf, wie sie gar viele Reichsfürsten nicht unter ihrem Banner zu sammeln vermochten.

Ah! der mächtige Graf dachte nicht an die Prophezeiung des Grafen von Geldern, er ahnte nicht, daß nach wenigen Monden schon die verachtetsten Hände ihn — und mit ihm die meisten der Edeln, auf die er jetzt mit so großem Stolze schaute — von der Erde hinwegmähen würden.

Lauter Beifall wurde von allen Seiten der Rede des Grafen zugejauchzt, und die Erzbischöfe, die freilich schon vorher die Antwort gekannt hatten, welche ihnen werden würde, begaben sich an die für sie bestimmten Plätze.

Dagegen wurden die friesischen Abgeordneten, welche seitwärts saßen, vor den Thron gerufen.

Ernst traten sie vor und blieben in einiger Entfernung von dem Throne stehen.

Dann trat der Abt, dem Aylva zur rechten und Adelen zur linken Seite ging, noch drei Schritte vor und hielt eine Anrede, die jedenfalls vom Vater Sward ausgearbeitet war, denn sie war ein Meisterstück diplomatischen Stils und würde selbst noch in unsern Tagen jedem Gesandten, der erschienen, um mit vielen und glänzenden Worten nichts zu sagen, alle Ehre machen.

Diese Rede, welche Cicero, der Vater der Diplomatie, nicht trefflicher stilisirt haben würde, enthielt eine Menge höflicher und schmeichelhafter Versicherungen der Hochachtung und Ehrfurcht, beklagte die Vorfälle in Stavoren und endete mit dem Aussprechen der von den Friesen genährten Hoffnung, daß die Eintracht zwischen dem Grafen und ihnen immer fester und dauernder werden möchte.

Aber selbst der größte Scharfsinn würde aus der Fluth verbindlicher Worte nicht einen Schein von Unterthänigkeit, nicht die leiseste Andeutung, daß die Friesen in dem Grafen ihren Herrn, oder auch nur ihren Schirmherrn erkannten, herausgefunden haben.

Wilhelm hatte das sehr bald bemerkt und mehr als einmal durch das Zusammenziehen der Brauen oder einen Seitenblick nach Beaumont sein Mißfallen zu erkennen gegeben.

Dennoch ließ er den Gesandten ausreden, indem er noch immer erwartete, daß zum Schlusse der Rede eine Angelobung von Treue oder eine Huldigung erfolgen würde.

Als aber auch diese Hoffnung unerfüllt blieb, und der Abt nach Beendigung seiner Rede wieder zwischen seine beiden Landsleute zurücktrat, da vermochte Graf Wilhelm nicht, sein Mißfallen länger zu unterdrücken.

Dennoch waren die Worte, in welche er seine Antwort einkleidete, sehr gemäsiget, so daß man nur an einem gewissen Beben seiner Lippen und an seinem tiefen Kehltone die mit Mühe bezwungene Aufregung erkannte.

„Wir danken unseren friesischen Unterthanen,“ sagte er, das Wort Unterthanen besonders stark betonend, „für die Versicherungen ihrer Treue und Ergebenheit, hatten aber gleichwohl etwas mehr erwartet, als bloße Versicherungen, hatten Thaten erwartet. Es

Kann Euch nicht unbekannt sein, meine Herren, daß unsere Amtleute zu Stavoren gemißhandelt sind. Ist die Ordnung dort wieder hergestellt und sind die Schuldigen bestraft worden?"

"Man ist bereits mit der gerichtlichen Untersuchung der Ereignisse beschäftigt," antwortete Aylva, "und ich zweifle nicht, daß man die Schuldigen nach der ganzen Strenge der Gesetze bestrafen werde."

"Man hat damit zu lange gewartet," sagte der Graf, "während man die Missethäter auf frischer That hätte ergreifen und bestrafen sollen!"

"Indeß wäre zu wünschen," fuhr Aylva fort, als hätte er des Grafen Bemerkung nicht gehört, "daß Euer Gnaden das Vorgefallene vergäßen und dem Muthwillen eines schlecht berathenen Häufens verziehen. Der an seinen alten Freiheiten hängende Frieser ist noch zu wenig gewöhnt, sich fremden Anordnungen zu fügen, und eine zu große Strenge könnte neue Reibungen veranlassen, denen in Euer Gnaden Interesse, so wie in dem Interesse Frieslands vorgebeugt werden muß."

"Ha!" rief Wilhelm aus, dem die Selbstbeherrschung immer schwerer wurde, "warum rathet Ihr uns nicht vielmehr, unsere Amtleute aus Friesland zurückzuziehen, damit Ihr Eure Leute selbst und nach eigenem Gutdünken regieren könnet?"

"Allerdings," bemerkte Adelen, "würde dieses das beste Mittel sein, allen ferneren Reibungen gründlich vorzubeugen, und vielleicht," fügte er dann mit großer Kühnheit hinzu, "würde es gerathen sein, jezt schon Solches zu thun, wo es noch als Gunstbezeugung von den Friesen hingenommen werden würde, während später der Drang der Umstände es zu einer unangenehmen Nothwendigkeit machen könnte."

In den weiten Räumen der Kirche ließ sich ein ziemlich lautes Murren vernehmen.

Selbst der Abt von Sanct Odulf, dem es in dieser glänzenden Versammlung wenig heimisch vorkam, so wie auch der besonnene Aylva, der gern einen Friedensbruch vermieden hätte, blickten mit unzufriedener Miene ihren Collegen an.

Dagegen nahm der Graf, welcher Adelen's ungehobelten Trotz schon Tags zuvor kennen gelernt hatte, seine Worte minder übel, als man hätte denken sollen.

„Wir danken Euch, Seerp Adelen,“ sagte er, „daß Ihr so unumwunden sprecht, denn wir können aus Eueren Worten erkennen, wie wenig sich die Friesen im Allgemeinen aus ihrem Herrn machen. Nur müssen wir mit Bedauern bemerken, daß eine solche Sprache wenig mit dem Zwecke im Einklange steht, den ich bei Eurer Gesandtschaft voraussetzte, und am Wenigsten von einer Unterwerfung zeugt, die ich mit Recht erwarten durfte.“

„Verlangt Fische von den Bäumen und Blumen von der See,“ rief Adelen mit Festigkeit aus, „aber nur keine Unterwerfung von den freien Friesen.“

„Sind das die Worte Eurer Vollmachtgeber?“ fragte der Graf, „und stimmen der ehrwürdige Abt und der Herr von Aylva in diese unbesonnene Sprache ein?“

Der Abt, der schon längst in peinlicher Ungewißheit bald nach Adelen, bald nach Aylva gesehen hatte, antwortete nicht, sondern wischte die großen Perlen des Angstschweißes von seiner Stirn.

Dagegen nahm Aylva das Wort und sagte:

„Edler Graf! es ist nie die Absicht unserer Vollmachtgeber gewesen, Euer Gnaden Rechte und Würden zu verkürzen. Unser Amtsgenosse mag verantworten, was er gesagt hat; unsere Vollmachtgeber hatten uns nur beauftragt, Euer Gnaden von der Anhänglichkeit Frieslands zu überzeugen und Eure Forderungen zu vernehmen.“

„Ihr seid also nicht ermächtigt,“ fragte der Graf erstaunt, „uns im Namen Derer, die Euch sandten, öffentlich als Herrn von Friesland zu huldigen?“

„Ich wiederhole,“ sagte Aylva, „daß wir unseren Vollmachtgebern getreulich Alles zu überbringen bereit sind, was Euer Gnaden uns zu befehlen geruhen werden.“

„Bei Sanct Japik!“ rief der Graf aus, indem er sich mit einem bitteren Lächeln an die wandte, welche ihm zunächst saßen; „Ihr habt es gehört, meine Herren! Man verlangt unsere Befehle zu vernehmen, um dann in Friesland berathen zu können, ob sie mit den alten Freiheiten des Landes verträglich sind!“

„Glaubt mir,“ wandte er sich dann an die Friesen, „wenn wir nur dem Gehör geben wollten, was unsere Würde als Graf von Holland von uns verlangt, so würden wir Euch unsern Willen auf der Stelle zu erkennen geben und für die Ausführung desselben

sorgen, ohne uns erst um die Ansichten unserer friesischen Unterthanen zu kümmern. Allein wir wollen Euch nur als verirrte und eigensinnige Kinder betrachten und daher reiflich überdenken, was zu thun ist, damit Niemand uns der Uebereilung beschuldige. Inzwischen wollet Ihr Eure Landsleute ermahnen, daß sie nicht durch neue ärgerliche Auftritte unsere Geduld auf die Probe stellen.

— Meine Herren, die Sitzung ist aufgehoben!“

Mit diesen Worten erhob sich der Graf von dem Throne und verließ die Versammlung in derselben Weise, wie er gekommen war.

Alle Uebrigen folgten alsbald seinem Beispiele, und in wenigen Augenblicken war die Kirche wieder leer.

IX.

Deodat hatte am Eingange gewartet, bis der ganze Zug vorüber war, und war dann in die Kirche zurückgekehrt, um Reinald aufzusuchen.

Er fand jedoch seinen Freund nicht, der wahrscheinlich zu einer andern Thüre hinausgegangen war.

Dagegen trat ein Page des Grafen zu ihm und meldete ihm, daß dieser ihn zu sprechen verlange.

Schweigend folgte Deodat dem Knaben, welcher ihm durch die Gänge der Comthurei voran ging bis zu dem Schlafgemach des Grafen.

Wilhelm saß nachlässig auf einem Lotterbette und unterhielt sich mit seinem Oheim Beaumont und den Herren von Naaldwyk und Leylingen, während zwei Edelknaben damit beschäftigt waren, seine Staatskleidung sauber zusammen zu falten und in einen mit Kupfer beschlagenen Koffer zu legen.

Ein dritter Edelknabe reichte ihm auf einen silbernen Teller einen Becher mit Kräuterwein.

„Bei Sanct Japik, Freund Deodat,“ redete der Graf den Eingetretenen an, „Ihr könnt uns einen wichtigen Dienst leisten.“

„Euer Gnaden werden nie Grund gehabt haben, an meinem guten Willen zu zweifeln,“ antwortete Deodat mit einer Verbeugung.

„Ihr seid bereits bei den Friesen gewesen,“ sagte der Graf,

„und scheint sogar genauere Bekanntschaft mit ihnen gemacht zu haben; wenigstens hat man Euch schon heute Morgen mit ihnen zusammen gesehen.“

„Ich bin demjenigen großen Dank schuldig, der so viel Interesse an mir nimmt, meinen Gängen nachzuspüren,“ entgegnete Deodat.

„Bei Sanct Japif! Der Italiener geräth schnell in das Feuer. Nun, man könnte sich allerdings wundern, daß Ihr mit so rebellischen Menschen so genau befreundet seid. Indeß kennen wir Euch und wissen, daß Ihr um ein Paar schöner Augen wegen Euern Herrn nicht verrathen werdet. Ist es nicht so?“

„Ich verstehe nicht —“

„O, wir wissen recht wohl, was wir sagen,“ nahm der Graf wieder das Wort. „Die friesischen Abgeordneten haben ein treffliches Vorbeugungsmittel gegen die Langeweile der Reise bei sich. Sind wir damit recht berichtet?“

Deodat verbeugte sich.

„Wir haben nichts dagegen, daß Ihr der schönen Friesin den Hof macht. Im Gegentheil wird es uns recht angenehm sein, wenn Ihr es versteht, das unbegrenzte Vertrauen der Friesen zu erobern; nur erwarten wir, daß Ihr das Interesse Euers Herrn dabei nicht aus den Augen verlieren werdet. — Ihr versteht uns?“

„Ich befürchte, Euer Gnaden nicht ganz zu verstehen,“ antwortete Deodat, während sich seine Stirn vor Unwillen röthete. „Unmöglich können Euer Gnaden meinen, daß ich die Rolle eines Spions spielen soll?“

„Ihr seht, meine Herren, daß wir ganz richtig vorausgesagt haben,“ wandte sich Graf Wilhelm an die Umstehenden. „Wir treffen schon auf Schwierigkeiten.“

„Deodat ist ein wackerer Ritter,“ sagte Beaumont und legte seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes; „er hat die Lehren nicht vergessen, die ich ihm zu geben bemüht war.“

„Aber er hätte auch begreifen sollen,“ bemerkte Teylingen, „daß der Graf nichts der Ehre Widerstreitendes von ihm verlangen werde.“

„Hört, Deodat,“ nahm Wilhelm wieder das Wort, „wir werden Euch mit wenigen Worten sagen, worum es sich handelt — dann mögt Ihr frei thun, was Euch beliebt. Ihr habt das ungeschliffene Benehmen der Abgeordneten gesehen und gehört. Gewiß

werdet Ihr mit uns einverstanden sein, daß unsere Würde erheischen würde, nach Friesland zu ziehen und dort auf dem eigenen Boden der Rebellen unsere Bedingungen zu stellen."

"Und dort die Losung Holland erschallen zu lassen," fiel Deodat dem Grafen in die Rede; "bei Sanct Jacob, das würde eine himmlische Musik für mich sein."

"Allein jene Herren sind anderer Meinung," fuhr der Graf fort. "Sie glauben, daß man sich zehn Mal bedenken werde, ehe man Geld und Leute auf das Spiel setze, um Friesland mit Krieg zu überziehen. Darum wollen wir zuvor noch einige Prüfungen versuchen und sehen, wie weit wir durch gelindere Mittel zu kommen vermögen. Daß wir den ungeschlachten Adelen nie zur Vernunft bringen werden, davon können wir zum Voraus überzeugt sein; wohl aber möchten sich die beiden Andern beflügen lassen, und wir glauben nicht, etwas der Ritterschre Widerstreitendes von Euch zu verlangen, wenn wir Euch auffordern, uns dabei die Hand zu bieten."

"Euer Gnaden haben eine zu große Meinung von meiner Geschicklichkeit," versetzte Deodat lächelnd. "Sollte ich der Mann sein, einen würdigen Geistlichen, wie der Abt, und einen feinen Diplomaten, wie Herr von Aylva, zu lenken? Eher möchte wohl Herr von Beaumont einen Einfluß auf seinen alten Waffengefährten ausüben können."

"Ich kann Aylva nur dann rathen, wenn ich ihm zufällig begegne," sagte Herr von Beaumont, "während es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nur Schwäche verrathen würde, wenn der Oheim des Grafen zu ihm käme, um seine Gunst zu erbetteln. Dagegen könnt Ihr wie in Euerem eigenen Namen reden."

"Und wird es Euch nicht möglich, einen Einfluß auf den alten Herrn zu erlangen," setzte Wilhelm hinzu, "so könnt Ihr doch vielleicht einen Einfluß auf die friesische Jungfrau ausüben. Es könnte uns nichts gelegener sein, als wenn Ihr derselben gefiele, denn Verbindungen zwischen den friesischen Erbtöchtern und unsern Waffenfreunden würden Friesland und Holland endlich zu befreundeten Ländern machen."

"Wenn das Euer Gnaden Absicht ist," antwortete Deodat, abwechselnd erröthend und erbleichend, "so kenne ich Jemand, der für diesen Auftrag geeigneter sein würde."

„Ihr meint sicher Euern Freund Reinald.“

„Ich weiß, daß er sterblich in die schöne Madzy verliebt ist.“

„Bei Sanct Japik!“ rief der Graf aus, „mir gilt es gleich, ob Peter oder Paul die Braut heimführt. So ruft Euern Freund und ladet gemeinschaftlich mit ihm die Friesen zu unserem Feste auf heute Abend ein. Allein sie müssen die Schöne mitbringen. Schildert ihnen unsere Einladung als einen Beweis, wie wohlwollend unsere Gesinnung sei, wie viel uns daran liege, die Freundschaft und Eintracht zu erhalten. — Bei Sanct Japik! schon der eine Umstand, die friesische Prinzessin in ihrem vollen Puke zu sehen, wird die Freuden des Abends um ein Großes erhöhen. — Nun geht, spricht mit Euerm Freunde und überlegt Eure Sachen gut.“

„Offen gesprochen, meine Herren,“ fuhr der Graf fort, als Deodat gegangen war; „wir haben jetzt nicht einmal die Macht, etwas gegen Friesland zu unternehmen, da wir zuvor das Kapitel von Utrecht züchtigen müssen. Berichte, die ich heute erst erhielt, melden mir, daß das Kapitel beharrlich die Rechenschaft verweigert, die es mir als seinem Schirmherrn schuldig ist; — aber bei Sanct Japik! ich werde die geschorenen Gläzen mit dem Schwert zur Rechenschaft ziehen, wenn sie noch einen Tag in ihrem Ungehorsam verharren.“

„Wäre es nicht besser,“ bemerkte Beaumont, „einen Boten nach Grenoble zu senden und den Bischof zur Rückkehr aufzufordern, damit er durch sein Ansehen die Ordnung und Gesetzmäßigkeit in seinem Stifte wieder herstelle?“

„Den Bischof von Grenoble zurückrufen? Nein, Ohm, denn er würde nur das Seinige beitragen, die Sache noch mehr zu verwickeln. Es war ein Fehler von mir, diesen Jan van Arkel zum Bischof zu befördern. Weil er ein holländischer Edelmann ist, so hoffte ich durch ihn das Stift an unsere Interessen zu fesseln; allein kaum hatte er die Mitra auf dem Haupte, als er durch und durch Stifter wurde und mir in allen Dingen nur entgegen arbeitete. Diesem Unfuge muß ein Ende gesetzt werden: Utrecht muß sich beugen, und ist das geschehen, so werden wir uns gegen Friesland wenden. Für jetzt werde ich mich also bezwingen, aber nur, um dem trotzigem Adelen zu rechter Zeit seine Beleidigungen mit Zinsen vergelten zu können.“

Die fernere Unterhaltung in dem Zimmer des Grafen würde indeß kein genügendes Interesse für unsere Leser haben, daher wir es vorziehen, uns wieder zu unserem Freunde Deodat zu begeben.

Dieser hatte lange vergebens Reinald gesucht, um ihm des Grafen Auftrag mitzutheilen, und da mit der Ausrichtung desselben nicht länger gezögert werden durfte, so begab er sich selbst auf den Weg nach der alten Comthurei.

Kaum war er aus dem Thore von Harlem geritten, als er den Gaukler Barbanera mit seinem Hanswurst, umgeben von einigen bewaffneten Gerichtsdienern, vor sich herreiten sah.

Der Oberrichter war nämlich gleich nach der Audienz in das Arresthaus gegangen, hatte hier die Verhaftung des Gauklers erfahren und, trotz den Vorstellungen Klas Gerrits, geboten, sofort den Befehl des Grafen in Ausführung und den Quacksalber nebst seinem Gehilfen über die Grenze zu bringen.

Barbanera hatte kaum den Ritter bemerkt, als er ihm einen Wink gab, daß er ihm etwas zu sagen habe.

Deodat ritt an ihn heran und Barbanera fragte in italienischer Sprache:

„Was würdet Ihr mir geben, wenn ich Euch den Beweis lieferte, daß Ihr der rechtmäßige Sohn eines mächtigen deutschen Edelmannes wäret?“

„Und Reinald?“ fragte dagegen Deodat, der sogleich an seinen Freund dachte.

Barbanera zuckte mit den Achseln.

„Ob für ihn etwas zu thun ist, weiß ich nicht,“ entgegnete er. „Euch aber bin ich bereit am ersten Ruheorte die nöthige Auskunft zu ertheilen.“

„Ich danke Euch für Eure Auskunft,“ antwortete Deodat in verächtlichem Tone. „Ich verlange kein Glück, das ich nicht mit meinem Freunde theilen kann, und überdies bin ich wenig geneigt, Euch Glauben beizumessen. Kennt Ihr meinen Vater, so sucht ihn auf. Ich werde erwarten, ob er seinen Sohn anerkennen will, — aufdringen werde ich mich dem nicht, der mich fremden Menschen überließ. Sonst kann ich Euch nur rathen, dieses Land zu meiden, denn Eure Versuche, die Bewohner desselben zu narren, möchten schlimme Folgen für Euch haben können.“

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und befand sich bald vor der Pforte der alten Comthurei.

Da er sich als ein Bote des Grafen anmelden ließ, so ward er sofort vorgelassen.

Aylva und der Abt empfingen ihn mit der Herzlichkeit, mit welcher man einen alten Bekannten empfängt, und selbst Madzy verließ bei seinem Eintreten das Zimmer nicht.

Dennoch umdüsterten sich die Blicke der Abgeordneten, als sie die Botschaft vernahmen, welche Deodat ihnen überbrachte.

Aylva und Adelen sahen schweigend vor sich hin, und Madzy trat an das Fenster.

Da Deodat bemerkte, daß die Abgeordneten sich unter einander zu berathen wünschten, so wandte er sich von ihnen ab und trat ebenfalls an das Fenster, um ein gleichgiltiges Gespräch mit der friesischen Jungfrau zu beginnen.

„Ritter!“ sagte Aylva, nachdem er sich eine Zeit lang leise mit Adelen berathen hatte, „mein Amtsgenosse Adelen und ich nehmen die Einladung des Grafen an, allein Madzy wird nicht erscheinen, da unsere friesischen Blumen an dem Hofe des Grafen nicht an ihrem Platze sind.“

„Ich scheue mich, dem Grafen diese Antwort zu überbringen,“ antwortete Deodat, „und meine auch, daß eine solche Blume an jedem Hofe an ihrem Platze sei.“

„Dennoch wird man sich mit dieser Antwort begnügen müssen,“ versetzte der allezeit trohige Adelen; „die letzte Dekama ist nicht darum hierher gekommen, das Summen der Hofhummeln zu hören.“

„Ich sah bisher keine Hummeln am Hofe von Holland,“ antwortete Deodat, „wohl aber Bienen, und zwar Bienen mit gefährlichen Stacheln, die sich vor fremden Wespen nicht fürchten. Auch, meine ich, sollte es bei einer freien Friesin von deren eigener Entscheidung abhängen, ob sie bei Hofe erscheinen will oder nicht.“

„Sie ist meine Verlobte,“ erwiderte Ceerp, „und deswegen darf ich fordern, daß sie meinen Willen berücksichtige, daß sie mir gehorche.“

Madzy fühlte sich beleidigt durch diese Worte.

Sie erröthete und wandte sich mit einem stolzen Blicke gegen Adelen.

„Noch bin ich Eure Frau nicht, Ceerp Adelen! Bis dahin

wartet, ehe Ihr Gehorsam von mir fordert. So lange Madzy Dekama noch den Namen ihres Vaters führt, wird sie ihre Würde zu bewahren wissen und Niemand gehorchen, als ihrem gesetzlichen Vormund. Hält es der edle Aylva für besser, daß ich zu Hause bleibe, so bleibe ich zu Hause, aber, versteht mich wohl, Seerp Adelen, nur weil Er es für besser hält."

„Und Euer Beschluß ist unabänderlich?“ fragte Deodat den OIdermann, indem er ihn bittend ansah.

„Junger Freund, ich habe meine Gründe, bei dem einmal gefaßten Entschlusse zu verharren.“

„Warum muß aber dem Fräulein ein Vergnügen versagt werden,“ fragte Deodat, „auf welches sie durch Geschlecht, Jugend und Schönheit die vollkommensten Ansprüche hat? Ist sie nur darum aus Friesland hierher gekommen, damit sie in diesen verfallenden Wänden sitze?“

„Ich verließ Friesland,“ sagte Madzy, „weil Seerp Adelen befürchtete, daß ich ihm während seiner Abwesenheit untreu werden möchte. Um der holländischen Hoffeste willen bin ich nicht gekommen und bitte Euch daher, die Zeit nicht mit unnützem Drängen zu verlieren. Mein Entschluß ist, nicht zu kommen.“

Mit diesen Worten verneigte sie sich gegen Deodat und verließ das Zimmer, um eine Unterhaltung zu beendigen, von welcher sie befürchtete, daß sie einen unangenehmen Ausgang nehmen könnte.

Deodat wollte Adelen Vorwürfe wegen seiner Hartnäckigkeit machen, der er auch Aylva's Weigerung beimah, allein er erinnerte sich rechtzeitig, wie sehr es der Wunsch des Grafen sei, den Frieden mit den Friesen zu erhalten und mäßigte daher schon um seines Gebieters willen den Ton.

„In der That, meine Herren,“ sagte er, „ich vermag nicht, Euch zu begreifen. So viel mir bekannt ist, seid Ihr als Boten des Friedens gekommen; der Graf hegt die freundschaftlichsten Gesinnungen gegen Euch und Eure Landsleute, und dennoch hat heute zum zweiten Male Seerp Adelen seine Gunst mit Undank belohnt. Wahrlich, meine Herren, als unparteiischer Freund kann ich Euch nur rathen, Alles aufzubieten, um den unangenehmen Eindruck zu tilgen, welcher bei Hofe durch Eure leidenschaftlichen Worte hervor gebracht ist. Was gewinnt Ihr, wenn Ihr des Grafen Born reizt

und ihn veranlaßt, seine Heere nach Friesland zu senden. Nur einer geringen Nachgiebigkeit bedarf es von Eurer Seite —“

„Nachgiebigkeit!“ unterbrach Adelen den Sprechenden. „Worin sollen wir nachgeben? Sollen wir etwa die Rechte, welche der Graf auf Friesland zu haben vermeint, einräumen? Erst soll Euer Graf alle seine Beamten aus Friesland zurückrufen, und dann wollen wir seine guten Nachbarn und treuen Bundesgenossen sein. So lange er jedoch den Gebieter spielen und in uns seine Unterthanen erblicken will, wird Seerp Adelen sein Feind sein. Und wenn ich seiner Einladung zu dem heutigen Feste folge, so geschieht das nur, ihm zu zeigen, daß ich mich nirgends zu erscheinen scheue und dem sklavischen Hofgeschmeiß gern den Anblick eines freien Mannes gönne.“

„Und Ihr haltet es wirklich für Heldenmuth,“ fragte Deodat in einem etwas verächtlichen Tone, „auf einem gastlichen Feste, wo man nichts zu befürchten hat, die Zuorkommenheit des Wirthes mit Beleidigungen zu vergelten? Meiner Ansicht nach erntet Ihr durch ein solches Betragen wenig Ehre.“

„Ich verlange keine Ermahnungen von einem italienischen Abenteuerer; verspart dieselben für Eure holländischen Freunde, welche feig genug sind, auf dieselben zu hören.“

Raum hatte Adelen diese Worte gesprochen, als ihm Deodat seinen Handschuh in das Gesicht warf.

Adelen zog sogleich seinen Dolch, aber mit einer Schnelligkeit, wie man sie nur bei einem Jünglinge hätte erwarten sollen, erhob sich Aylva von seinem Sitze, sprang auf den jungen Friesen zu und drückte ihn an die Wand, während der Abt sich mit ängstlichem Gesichte vor Deodat stellte.

„Schämt Euch, Adelen,“ rief der Oldermann laut und zürnend aus, „einen edlen Ritter, dem Ihr Dank schuldet, in Eurer eigenen Wohnung zu beleidigen!“

„Ruhig, mein guter Ritter,“ bat seinerseits der Abt; „Ihr kennt den Junker Seerp schon; er ist hitzig und rauh, was auch mein Bruder, der Abt von Vidlum erfahren hat. Nehmt ihn, wie er ist, nicht, wie er sein sollte, und bedenkt, was Salomo gesagt hat, daß der, welcher einem Thoren antwortet, ein noch größerer Thor ist. Wir haben in Friesland auch unsere Thoren.“

„O,“ antwortete Deodat, „an denen fehlt es uns hier auch

nicht, allein wir senden dieselben nicht als Abgeordnete aus. Wenn ihm noch ein Fünkchen gesunden Verstandes geblieben ist, so wird er mich um Verzeihung bitten wegen des von ihm angewandten Ausdruckes."

"Um Verzeihung bitten!" schrie Adelen, der noch immer von Aylva festgehalten wurde; "laßt mich los, Aylva, damit ich den Hoffschranzen von seinem Uebermuthe heile."

"Euer Leben gehört nicht Euch, sondern denen, die Euch absandten," antwortete Aylva, "und wollte der Himmel, sie hätten sich zwei Mal besonnen, ehe sie einem solchen Tollkopfe ihre Interessen anvertrauten."

Während die beiden Jünglinge mit wuthfunkelnden Augen einander anstarrten und nur von den beiden besonnenern Männern von dem Beginne blutiger Streitigkeiten abgehalten wurden, öffnete sich die Thür, und mehre durch den lauten Streit herbeigelockte Diener kamen herein.

Hinter ihnen zeigte sich Reinald, dessen Wangen ebenfalls vor Zorn glühten.

Er war nach Beendigung der gräßlichen Audienz zu seinem Waffenschmied und von diesem nach dem Gefängnisse geeilt.

An diesem letztern Orte hatte er erfahren, daß Barbanera bereits der Grenze entgegen geführt werde, und daher ein Pferd bestiegen, um ihm nachzueilen.

Vor der Stadt aber war ihm Herr van Raaldwyk begegnet und hatte ihm gesagt, daß Deodat nach der alten Comthurei geritten sei, um eine Botschaft des Grafen an die friesischen Abgeordneten auszurichten.

Vor Eifersucht glühend war er ihm sofort nachgeeilt und in dem erwähnten Augenblicke angelangt.

"Ihr kommt zu rechter Zeit, Ritter," rief ihm Aylva entgegen; "nun, Adelen, werde vernünftig, denn Deine Wuth würde Dich vor so vielen Zeugen lächerlich machen."

"Wir werden uns zu passender Zeit und an einem passendem Orte wiederfinden!" sagte Deodat und schickte sich an, nach einer kalten Verbeugung das Zimmer zu verlassen.

Da kam Madzy, welche den Lärm ebenfalls vernommen hatte, bleich und zitternd herbei.

„Was ist hier vorgefallen?“ fragte sie hastig und blickte Deodat mit ängstlicher Theilnahme an. „Ich hoffe nicht, daß um meinetwillen hier Streit ausgebrochen ist.“

„Es scheint, als ginge Dir das Loos des Italieners sehr zu Herzen,“ bemerkte Secrp Adelen spöttisch.

Thränen quollen aus den Augen der beleidigten Jungfrau, die, ohne ein Wort zu sprechen, sich in einen Armstuhl warf.

Für einen Augenblick war Alles stille.

„Wirst Du mir jetzt folgen, Deodat!“ rief Reinald plötzlich mit donnernder Stimme.

„Ich komme schon,“ antwortete Deodat.

„Nein,“ sagte Aylva und ergriff Deodat's Hand, „nicht so dürft Ihr uns verlassen. Nehmt zuvor von dem ehrwürdigen Abt und von mir die Versicherung an, daß wir aufrichtig das Vorgefallene bereuen, und seid überzeugt, daß Adelen selbst bei reislicher Ueberlegung über seine Hitze erröthen wird.“

Deodat drückte mit Herzlichkeit die ihm gereichte Hand.

Dann entfernten sich die beiden Ritter und bestiegen schweigend ihre Rosse.

Raum hatten sie aber die Comthurei im Rücken, als Reinald, der sich bis dahin Gewalt angethan hatte, mit einem Male den Zügel von Deodat's Pferde ergriff.

„Keinen Schritt weiter!“ herrschte er, „jetzt wirst Du es mit mir zu thun haben.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte Deodat.

„Du bist ein Glender! Verstehst Du mich nun?“

„Reinald! lieber wollte ich mein Schwert zerbrechen, als daß ich es gegen Dich gebrauchte. Welch unseliger Geist plagt Dich! Was habe ich Dir gethan?“

„Warum versprachst Du mir gestern Abend freiwillig, die Friesin meiden zu wollen? — Um mich in Schlaf zu wiegen, um mich irre zu führen und zu täuschen! O! es war rührend anzusehen, wie Ihr mich heute Morgen verspottetet und wie sie eben erst Dich so zärtlich anblickte.“

„Hoffe nicht, daß ich mich so weit vergessen sollte, mich gegen Dich zu vertheidigen. Morgen, wenn Du ausgeschlafen hast und ruhiger geworden bist, werde ich Dir jede Aufklärung geben, welche Du nur verlangen kannst.“

„Du verleugnest Deine Herkunft nicht,“ sagte Reinald in höh-nendem Tone, „und Barbanera's Erzählung —“

„Traue dem Betrüger nicht!“ warnte Deodat; „er wollte auch mich bethören, allein ich habe ihm untersagt, je wieder hierher zurückzukehren.“

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und verließ den, welcher noch gestern sein Busenfreund war, dessen Herz aber jetzt von der glühendsten Eifersucht verzehrt wurde.

Aber Deodat's letzte Worte hatten Reinald auch noch in an-derer Weise entriistet.

„Der Unverschämte!“ dachte er, „sicher hat er von Barbanera er-fahren, welcher von uns Beiden der Sohn Bianca's ist, und nun veranlaßt er die Entfernung des Gauklers, damit ich die Beweise meiner Geburt nicht erhalte. O Deodat! wer hätte das je von Dir erwartet!“

Deodat hatte in kurzer Zeit Harlem erreicht und beeilte sich, dem Grafen die Antwort der Friesen zu überbringen.

Dabei verschwieg er jedoch aus Gründen, die wir später er-kennen werden, seinen Streit mit Adelen.

„So wollen sie also ihre schöne Reisegefährtin für sich behalten!“ rief der Graf aus. „Bei Sanct Zapik, sie soll zu uns kommen! Ich will meinen Willen haben, und sollte ich selbst gehen, um sie zu holen.“

„Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich meine Ansicht äußere,“ sagte Deodat. „Die schöne Friesin ist die Mündel des einen Abgeordneten, und die Verlobte des andern; — eine Ge-waltthat würde die Gemüther der Friesen noch mehr erbittern.“

„Ich werde auch keine Gewalt anwenden,“ entgegnete Wilhelm, „durch List will ich meine Absicht erreichen, und wollen sich dann die Friesen mit Spott beladen, nun, so hängt das von ihnen ab. Ihr schüttelt den Kopf?“

„Weil ich fürchte, daß Spott noch mehr erbittere, als die ärgste Beleidigung.“

„Ueberlaßt die Sache uns. Wir hatten zwar erst die Absicht, durch Euch unsern Plan auszuführen, allein wir sehen, daß wir davon abstecken müssen. Auch ist es unser Wunsch, daß Ihr es mit dem alten Herrn von Nyloa nicht verderbt. Darum werden wir uns an Euren Freund Reinald wenden.“

Der Graf verabschiedete Deodat mit einem Kopfnicken, und dieser ging, um sich für das Fest vorzubereiten.

Auf seiner Stube angelangt, warf er sich jedoch auf einen Stuhl nieder und dachte über das erzählte Begegniß mit Reinald nach.

Er glaubte sich einerseits das Zeugniß geben zu können, daß er keineswegs zu einem Verräther der Freundschaft geworden sei, aber andererseits mußte er sich auch gestehen, daß er leidenschaftlich in die schöne Madzy verliebt sei.

Aber darum wollte er doch noch keineswegs einräumen, daß er Reinald's Nebenbuhler sei.

X.

Glänzende Schaaren von Edelleuten und Jungfrauen zogen bereits zu Fuß und zu Pferde nach dem Hofsaale auf dem Rathhause, in welchem der Ball abgehalten werden sollte, denn in der Comthurei zu tanzen hatte man für unschicklich befunden.

Es war dort eine Pracht zur Schau gestellt, wie das Mittelalter sie liebte. Reiche Schenkttische, bedeckt mit kostbaren Teppichen, waren beladen mit Speisen und Getränken in Schüsseln und Basen von Silber und Gold, welche das blendende Licht der zahlreich zwischen ihnen stehenden Wachskerzen zurückstrahlten.

An den Wänden waren rund herum kupferne Placker aufgehängt, an denen die sogenannten Tanzkerzen aufgesteckt waren, welche den ganzen Saal mit einem Lichtmeere übergossen.

Zahlreiche Diener boten Erfrischungen an: Torten und Pasteten, Zuckergebäck und Gewürzkruchen, Malvasier, Sect und Kräuterwein.

All dieser Pracht entsprachen die glänzenden Anzüge der Tänzer und Tänzerinnen, doch vergaß man hinsichtlich der Letztern gar leicht ihres äußern Schmuckes, um die Anmuth zu bewundern, mit der sie von der Natur im reichsten Maße beschenkt waren.

Noch hatten die Tänze nicht begonnen, und die Gäste standen in Gruppen zusammen, um sich über die Dinge zu unterhalten, welche eben an der Tagesordnung waren.

Man sprach von den bereits gehaltenen und von den noch zu

haltenden Festen, von Taufen und Hochzeiten, von Moden und andern Dingen.

Im Ganzen boten die damaligen Gespräche nur einen geringen oder gar keinen Unterschied von denen, wie man sie noch jetzt führt, denn die Welt ist zu allen Zeiten dieselbe geblieben.

In einer Ecke des Saales hechelte man Madzy von Dekama durch.

„Sie soll höchst reizend sein,“ sagte Fräulein Ottilie von Naaldwyk zu Herrn von Harcourt, der neben ihr stand.

„Reizend? das ist unmöglich,“ entgegnete der Angeredete; „sie mag schön sein, aber gewiß ist sie steif wie eine Hopfenstange, ohne Gefühl und ohne Leben.“

„Nein, sie muß in der That bezaubernd sein,“ fiel Oda von Wassenaar ein, „und man versichert, daß sie besser zu Pferde sitze, als eine Rhynsburger Nonne.“

„Oda! Oda! wie böshaft Du wieder bist!“ sagte Ottilie und drohete der Angeredeten mit dem Finger.

„In wiefern böshaft? Mag Herr von Harcourt selbst entscheiden, ob er irgendwo, nicht im Hennegau allein, sondern in ganz Frankreich, geistliche Schwestern gesehen hat, welche so gut zu Pferde sitzen?“

„Und warum wolltet Ihr ihnen dieses unschuldige Vergnügen mißgönnen,“ fragte Harcourt.

„Auch von Mißgunst ist hier keine Rede. Es thut mir leid genug, daß es meine Schwester ist, die in Rhynsburg eingekleidet ist. Lieber wäre ich selbst an ihrer Stelle.“

„Dann würde der ganze junge Adel in Verzweiflung sein,“ entgegnete Harcourt.

„Nur keine Schmeicheleien, denn die sind mir eben so zuwider, wie die neuen Hüte, welche die Gräfin einführen will. Aber, um auf das friesische Wunderkind zurückzukommen: wird es denn heute Abend erscheinen?“

„So sagt man,“ antwortete Harcourt.

„Dann werden wir gleich den Sternen vor dem Glanze der Sonne erbleichen.“

„Wenn nur ihre Schönheit nicht durch die närrische Haube beeinträchtigt wird, welche sie nach friesischer Sitte tragen soll,“ sagte Ottilie. „Indessen werden wir nicht sehr in Gefahr schweben,

daß sie uns verdunkele, denn mein Vater hat mir gesagt, daß sie nicht kommen würde.“

„Nicht kommen würde!“ wiederholte Harcourt. „Welche junge Dame könnte die Einladung zu einer Tanzpartie ausschlagen? Dann wäre die Friesin eine Ausnahme, und ich würde doppelt neugierig sein, sie kennen zu lernen.“

„Dort ist unser Italiener,“ rief Oda aus, „der wird uns Auskunft geben, denn er war es, der den Friesen die Einladung überbracht hat. — Auf ein Wort, Ritter Deodat!“

Deodat trat näher.

„Womit kann ich der schönen Oda van Wassenaar dienen?“ fragte er.

„Wir wünschten von Euch zu hören, ob das friesische Wunder auf dem Balle erscheinen wird?“

„Und ob sie wirklich so übermäßig schön ist, wie man sagt?“ fügte Ottilie hinzu.

„Und ob sie so vortrefflich zu Pferde sitzt?“

„Und ob sie eine so närrische Haube trägt?“

„Bergönnt mir nur einen Augenblick, um Athem zu schöpfen, meine schönen Damen,“ nahm Deodat das Wort. „Zunächst, was die Schönheit der Friesin betrifft, so wird ihr dieselbe Niemand absprechen, zumal sie gar nicht eitel auf dieselbe ist.“

„Es scheint fast, als läge in diesen Worten eine Stichelei,“ bemerkte Oda.

„Keineswegs,“ entgegnete Deodat. „Was zweitens ihre Kleidung betrifft, so verzichte ich auf jedes Urtheil und überlasse es lieber so gewiegten Kunststricherinnen, wie Ihr, meine Damen, seid, über dergleichen zu entscheiden, indem ich nur so viel versichere, daß ihr Gesicht unter jeder Kopfbedeckung gefallen wird.“

„Wahrlich, Ritter!“ lachte Ottilie, „man sollte meinen, Ihr wäret in das friesische Wunderkind verliebt. Na, werdet nur nicht roth, denn es war nicht so böse gemeint.“

„Wenn ich,“ sagte Deodat mit feiner Verneigung, „wenn ich, ein armer Ritter ohne Land und Gut, das Recht hätte, mich zu verlieben, so würde ich schon längst gewählt haben.“

„Und ihre Reitkunst?“ fragte Harcourt.

„Ist vortrefflich, wobei ich jedoch einräumen muß, daß auch die Pferde der Friesen vortrefflich sind.“

„Folglich,“ nahm Oda wieder das Wort, „ist diese Friesin ein Juwel vom reinsten Wasser, wird uns alle Tänzer entführen, wenn sie erscheint, und uns zum Karoletanz zwingen.“

Der Karoletanz wurde nur von Damen aufgeführt.

„Dabei blieb aber noch immer eine wichtige Frage unbeantwortet,“ sagte Ottilie, „nämlich die Frage, ob sie kommt.“

„Auf diese Frage muß ich die Antwort schuldig bleiben,“ erwiderte Deodat. „Die Folge wird es zeigen, ob sie erscheint oder nicht.“

„Aber, um aller Heiligen Willen!“ rief plötzlich die lebhafteste Oda aus, „wer ist der kahlgeschorene Mensch dort? Er sieht aus, wie ein angekleideter Seehund und könnte Einen schier Angst machen.“

„Wärest Du gestern mit uns auf dem Vogelgesang gewesen,“ antwortete Ottilie, „so kenntest Du ihn. Er ist einer der friesischen Abgeordneten und sein Colleague spricht dort mit Herrn von Beaumont.“

„Nun,“ sagte Oda, „der sieht noch aus wie ein Mensch, während man den andern als Vogelscheuche in die Erbsfelder stellen könnte.“

Der, welcher der Gegenstand dieser liebevollen Bemerkungen war, ging indeß mit langsamen und schweren Schritten im Saale auf und nieder.

Er fühlte sich beengt und verlegen, denn er war hier nicht an seinem Orte, und so dreist er vor dem Throne des Grafen seine trotzige Sprache geführt hatte, so muthlos war er hier, wo die schalkhaften und spottvollen Blicke so vieler jungen Damen auf ihn gerichtet waren.

Ein Glück war es für ihn, daß er einige Edelleute aus Geldern und Overyssel antraf, die er früher gekannt hatte, und welche sich jetzt seiner Gesellschaft nicht schämten.

Er ließ sich mit ihnen in ein Gespräch über das bevorstehende Turnier ein, an welchem er Theil zu nehmen gedachte und über das er einige nähere Auskunft wünschte.

Bald kündigte schmetternder Hörnerklang die Ankunft des gräßlichen Paares an.

Wilhelm sah ganz heiter, vielleicht selbst etwas schalkhaft aus. Wiederholt blickte er nach der Seite, wo Ahlva und Adelen

standen, indem er sich dabei die Hände mit einer innerlichen Zufriedenheit rieb, die Deodat nicht entging, der die Ursache davon errieth und mit peinlicher Besorgniß erwartete, welchen Ausgang die von dem Grafen ersonnene List nehmen würde.

Gleich nach dem Erscheinen des Herrscherpaares hatte der Tanz begonnen, und die Jugend schwebte in den muntern, aber dennoch sehr gemessenen Reigentänzen der damaligen Zeit durch den Saal.

„Warum sieht man Cuern Freund Reinald nirgends?“ wandte sich Oda in einer Pause an Deodat, „er pflegte doch sonst nie beim Tanze zu fehlen?“

„Seine Abwesenheit ist mir auch schon aufgefallen,“ antwortete Deodat. „Wahrscheinlich führt er irgend einen Auftrag des Grafen aus.“

„Wer weiß,“ scherzte Oda, „ob er nicht gegangen ist, Eure reizende Friesin zu trösten, denn in der That scheint es, als würde sie nicht kommen. — Ei! da beginnt die Musik schon wieder! — Aber nein, das ist keine Einladung zum Tanze, — es ist die Ankündigung eines neuen Gastes! Wer mag noch kommen? — Ei! warum erröthet Ihr wieder? — Poß Tausend! wer ist die Prinzessin aus dem Morgenlande? — Ritter Deodat! — Doch! wo ist der geblieben? Ach! nun begreife ich!“

Deodat hatte nach der Thüre gesehen, aber so vorbereitet er auch gewesen war, so ergriff ihn dennoch kein geringes Staunen, als er an Reinald's Hand die Erbin von Dekama eintreten sah, die mit dem reichsten Schmucke bedeckt und schöner war, als je.

Der Graf hatte sie offenbar erwartet, trat ihr schnell entgegen, nahm sie ehrerbietig bei der Hand und geleitete sie unter den feinsten Artigkeiten zu der Gräfin.

Das Alles geschah so schnell nach einander, daß die Anwesenden gar keine Zeit hatten, sich von der ersten Verwunderung über die unerwartete Erscheinung zu erholen.

Aylva, der eben in eine lebhafte Unterhaltung verwickelt war, bemerkte das Vorgefallene nicht eher, bis Madzy bereits neben der Gräfin stand.

Er war erstaunt und unzufrieden über diesen ärgerlichen Vorfall, begriff aber doch, daß es jetzt keine Zeit sei, seine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben.

Adelen entbrannte dagegen vom heftigsten Zorne und wandte

sich sofort nach der Seite, wo sich Madzy befand; aber als er in ihre Nähe kam, hatten sich bereits so dichte Schaaren von Neugierigen um die schöne Friesin versammelt, daß er die Unmöglichkeit erkannte, ohne Anwendung von Gewalt zu ihr zu gelangen.

Dennoch wollte er einen Versuch machen und hatte bereits einige junge Knappen, die ihm im Wege standen, unsanft zur Seite geschoben, als Oda, die in Folge des entstandenen Gedränges ebenfalls einen Stoß bekommen hatte, sich umwandte, den Friesen vom Kopf bis zu den Füßen verächtlich musterte und in schneidendem Tone fragte:

„Was ist das für ein Bauer, der sich einen Weg bahnt, als ob er beim Binsenschneiden wäre?“

„Schämt Euch! zurück!“ riefen nun einstimmig die Umstehenden, indem sie den Abkömmling der friesischen Könige wieder zurück zogen.

Adelen war zum Nachgeben gezwungen und wollte eben gehen, als er Reinald bemerkte.

„Durch welche Teufelskünste habt Ihr Madzy hierher zu locken gewußt?“ fragte er denselben.

Reinald antwortete nur mit einem lauten Gelächter.

Als er aber Deodat sah, der bei Madzy's Eintreten zurückgewichen war und jetzt in seiner Nähe stand, da versinisterte sich sein Gesicht.

„Also ein Kunstgriff, Ritter Reinald?“ riefen Oda und Ottilie wie aus einem Munde. „Sie ist also nicht freiwillig gekommen? O bitte, erzählt!“

„Sie hatte sich verweigert, oder vielmehr, man hatte sie verweigert,“ sagte Reinald mit einem triumphirenden Blicke auf Adelen.

„Weiter!“

„Der Herr von Beaumont und Herr von Aylva tragen gleiche Halsketten, die ihnen vom vorigen Grafen, ich weiß nicht während welches Feldzugs, verehrt sind. Das wußte der Graf, ließ sich unter irgend einem Vorwande von seinem Oheime seine Kette erbitten und sandte mich mit derselben nach der alten Comthurei, um die schöne Friesin im Namen ihres Vormunds abzuholen. Anfangs wollte sie mir nicht glauben, als ich ihr aber die Kette zeigte, welche sie für diejenige ihres Oheims hielt, und zugleich betheuerte, daß auch Seerp Adelen auf ihrem Erscheinen bestände —“

„Das ist eine ehrlose Lüge!“ schrie Adelen, welcher die ganze Erzählung mit angehört hatte.

„Ach nein! das habt Ihr nicht gesagt,“ versetzte Oda, „denn die schöne Friesin wird gewiß nichts auf einen Menschen geben, der noch gröber ist als ein Klotz.“

„Wenn man,“ sagte Adelen verlegen, „hier bei Hofe nur die Zielscheibe des Spottes sein soll —“

„So thut man am Besten, sich möglichst schnell zu entfernen,“ ergänzte Oda seine Rede.

„Ja, das werde ich thun, aber nicht ohne Madzy.“

„Es ist die Frage, ob der Graf derselben Ansicht sein wird,“ bemerkte Reinald.

„Sieh!“ sagte Oda, „der Kreis öffnet sich. — Der Graf tritt mit ihr vor. — In der That, sie ist allerliebst! — Und welcher Reichthum der Kleidung! — Etwas fremdartig ist zwar ihr Fuß, steht ihr aber nicht übel. — Wozu ist das Netz auf ihrem Rücken? Ach! das sind ihre Haare!“

Diese letzte Bemerkung war zwar etwas boshaft, doch konnte man den Vergleich gar nicht übel finden.

Madzy's rabenschwarze Haare, die oben mit einem von Edelsteinen funkelnden Mützchen bedeckt waren, fielen in zwei Flechten vom Nacken herab, die unter dem goldenen Gürtel durchliefen und sich dann jede in zehn kleinere Flechten zertheilten, welche mit Goldschnüren umwunden waren und in kleinen Quästchen ausliefen.

„Die goldenen Ohrreifen stehen gut,“ bemerkte Oda, „aber das Häubchen finde ich erschrecklich platt.“

„Es ist das ein Zeichen, daß sie noch unverheirathet ist,“ erklärte Ottilie. „Nur die verheiratheten Frauen dürfen bei den Friesen einen Kopfwulst tragen.“

„Aber wer hat je gesehen, daß man bei einem Feste eine Schürze trägt?“ rief Oda wieder aus.

„Die wird auch wohl zu der friesischen Tracht gehören,“ antwortete die gutherzige Ottilie. „Außerdem sticht das gewirkte Schürzchen sehr hübsch gegen das breitgefaltete Kleid ab. Wissen möchte ich wohl, wie man die goldenen Röschen auf den rothen Streifen und Rändern anbringt.“

„Sie ist halb geharnischt, als wollte sie eine Lanze auf einem Turnier brechen,“ bemerkte die beißende Oda wieder.

„Was mich betrifft, so bewundere ich nur diese Pracht von Spangen, Ketten und Armbändern —“

„Auch wohl das mit Edelsteinen besetzte Herzchen, welches sie auf der Brust trägt? Und die unanständigen bloßen Arme?“

Reinald ging jetzt von den Damen hinweg, denn es war ihm nicht länger möglich, diese hämischen Bemerkungen anzuhören.

Auch die Damen wichen zur Seite, als der Graf vorbeiging, und nur Adelen blieb stehen, wahrscheinlich, wie Oda bemerkte, damit Holland vor Friesland ausweichen müsse.

Von der andern Seite kamen Aylva und Beaumont herbei und trafen in der Mitte des Saales mit dem Grafen zusammen.

„Edler Aylva,“ redete der Graf in höflicher Weise den friesischen Abgeordneten an, „verzeiht uns die List, deren wir uns bedienten, Eure Mündel hierher zu bringen. Unmöglich konnten wir aber zugeben, daß ein solches Juwel in unsern Staaten anwesend sei und nicht bei unsern Festlichkeiten erscheine.“

„Wie!“ rief Madzy erstaunt aus, „ich bin nicht auf das Geheiß meines Vormunds hierher gekommen? Und die Kette —“

„Graf,“ sagte Beaumont, der jetzt erst den Zusammenhang der Sache begriff, „hätte ich gewußt, daß meine Kette zur Begünstigung einer Täuschung dienen sollte, so würde ich sie lieber in den Sparen geworfen haben, als daß ich sie Euch geliehen hätte.“

„Beruhigt Euch, Ohm,“ bat der Graf, „denn Ihr seht ja, daß selbst der edle Aylva verziehen hat.“

„Warum sollte ich zürnen,“ fragte der Aldermann, „da hier offenbar keine Absicht der Beleidigung zu Grunde gelegen hat, und doch —“

Aylva schwieg, indem er bedenklich das Haupt schüttelte.

„Run?“ fragte Wilhelm.

„Man erzählt,“ sagte der Aldermann leise dem Grafen in das Ohr, „daß Graf Floris wegen eines unschuldigen Scherzes, den er sich gegen die Gräfin von Clermont erlaubte, ermordet wurde.“

„Wie versteht Ihr das?“ fragte der Graf, indem er erblaßte.

„Gott gebe, daß hier ein Gleiches nicht stattfindet,“ versetzte Aylva.

„Amen!“ schloß der Graf.

Dann wandte er sich mit lächelndem Gesicht um und redete Secrp Adelen an.

„Warum so still, Junker Seerp? Wir haben Euch Eure Braut gebracht, denn es war gar nicht galant von Euch, dieselbe zu Hause zu lassen, während Ihr zum Feste kamt.“

„Ich werde meine Verpflichtungen gegen Euch, Herr Graf, nie vergessen,“ entgegnete Adelen, „und hoffe Euch recht bald meine Erkenntlichkeit zu bezeugen.“

„Das könnt Ihr sogleich thun,“ antwortete der Graf, „indem Ihr Eurer Braut Gelegenheit gebt, ihre Gewandtheit im Tanzen zu zeigen. Kommt! — Musik, da oben! und einen neuen Tanz begonnen!“

Damit wandte er sich rasch ab und ging, um dem Friesen keine Zeit zu fernern unhöflichen Bemerkungen zu lassen.

„Will er mich etwa tanzen lassen?“ murrte Adelen. „Bei Sanct Nicolaus, die Freude mache ich ihm nicht. Aber wenn er einmal nach Friesland kommt, dann will ich ihn tanzen lassen. — Und Ihr, meine Schöne,“ wandte er sich dann an Madzy, „wählt Euch einen andern Tänzer. Ich will nicht länger von dieser Gesellschaft wie ein wildes Thier angeglockt werden.“

Mit diesen Worten verließ er den Saal.

Niemand vermißte ihn.

Reinald kam sofort, um Madzy wegen der Täuschung um Verzeihung zu bitten, welche er auf Befehl des Grafen ausgeführt hatte, und zugleich um ihre Hand für den eben beginnenden Tanz zu bitten.

Obgleich noch unzufrieden, verzieh sie doch und reichte als Beweis davon dem Ritter ihre Hand, um ihm zum Tanze zu folgen und die süßen Worte anzuhören, die seinen Lippen wie einem unversiegbaren Brunnen entquollen.

Und als sie erst im muntern Reigen dahinschwebte, da verzieh sie völlig, da vergaß sie den Zorn ihres Verlobten und die ganze Welt.

Während einer Pause entfernte sich Reinald von ihr, um einen Auftrag des Grafen zu erfüllen.

Da trat Deodat zu ihr, um seine Freude über ihre Anwesenheit auszusprechen.

„Ich habe Euch bereits gesucht, Ritter,“ entgegnete Madzy mit einer den jungen Mann entzückenden Freundlichkeit. „Es thut mir leid, daß Ihr heute meinetwegen Streit bekamt, und ich bereue deshalb aufrichtig, nach Holland gekommen zu sein.“

„Warum das bereuen?“ fragte Deodat. „Ihr könnt hier ungestört das Vergnügen genießen, da Euer Feiniger freiwillig sich verbannt hat.“

„Vorsichtig!“ strafte Madzy den Sprechenden. „Ihr dürft nichts Böses von Seerj Adelen sprechen.“

„Muß er denn durchaus Euer Ehegemahl werden? Ich meinte, Ihr wäret bis jetzt eine freie Friesin.“

„Die Zukunft steht in Gottes Hand, allein so viel mögt Ihr mir glauben, daß Adelen's Herz gut, sein Muth unleugbar, sein Charakter munter und überaus gefällig ist. Leider habt Ihr ihn nur bei Gelegenheiten kennen gelernt, wo sein Nationalgeist ins Spiel kam. Ich habe Adelen stets geachtet, denn er liebt mich aufrichtig und warm, er würde für mich durch das Feuer laufen und war nur deswegen heute gegen mich unbillig, weil er, der mehre Jahre älter ist, als ich, seit unsern Kinderjahren gewohnt gewesen ist, mich zu leiten. Daher kommt auch sein bisweilen gebieterischer Ton, der Fremden, die mit den Verhältnissen unbekannt sind, unanständig scheinen mag.“

Da entsann sich Madzy plötzlich, daß sie den, gegen welchen sie mit solcher Offenheit sprach, erst seit gestern kenne.

„Ihr liebt ihn also?“ fragte Deodat.

„Ich liebe ihn, wie einen Bruder,“ antwortete Madzy, mit Berlegenheit die Augen niederschlagend.

„So würdet Ihr also den hassen, welcher eine erlittene Beleidigung an Euerm künftigen Gemahl rächen würde?“ fragte Deodat weiter.

„Wozu diese Frage, Ritter?“ entgegnete Madzy mit verwirrem Blicke.

„Ihr kennt den Hohn, welchen ich von Euerm Geliebten erduldet, und wißt, daß nach den Begriffen der Ritterschaft solche Beleidigungen nur mit Blut abgewaschen werden können.“

„Ich hörte, daß die Italiener rachsüchtig wären,“ entgegnete Madzy, „aber Ihr seht mir nicht aus, wie Einer, der sich des meuchlerischen Dolchs bedienen könnte.“

„Ich wiederhole, daß ich nur in ritterlicher Weise meine gekränkte Ehre wieder herzustellen gedenke.“

„Ich habe von Euern Rittergesetzen gehört, und Adelen selbst würde nicht von mir verlangen, daß ich Euch von der Erfüllung

Eurer Ritterpflichten abhielte, — allein sagt mir, ob das Gespräche sind, wie man sie mit einem Mädchen führt, und obendrein auf einem Balle?“

„Wohl weiß ich, daß der Gegenstand meines Gesprächs unpassend und unzeitig ist, aber ich weiß nicht, ob es mir je wieder vergönnt sein wird, ein Wort mit Euch zu wechseln. Ein Wort nur von Euch, und Adelen soll nichts von mir zu fürchten haben.“

„Was für ein Wort?“ fragte Madzy bebend.

„Daß Ihr ihn liebt, wie man einen Verlobten oder Gatten liebt.“
Madzy erbleichte.

„Würdet Ihr seine Beleidigung vergessen, wenn ich Eure Frage bejahete?“

„Nein, aber ich würde zu gleicher Zeit Eure Liebe und meine Ehre berücksichtigen, da ich nimmer Euer Glück stören werde.“

In diesem Augenblicke kam Reinald zurück und durchbohrte Deodat mit einem wüthenden Blicke.

„Verzeiht,“ sagte er spottend, „wenn ich Eure angenehme Unterhaltung störe, allein der Tanz beginnt so eben wieder.“

Froh über diese Gelegenheit, ein für sie peinliches Gespräch abbrechen zu können, ergriff Madzy Reinald's Hand und folgte ihm mit einem Seufzer zum Tanze.

XI.

Seerp Adelen hatte das Fest im Zorne verlassen, wie wir wissen.

Da die Diener mit den Pferden nach der Comthurei zurückgesandt waren und den Auftrag hatten, erst gegen das Ende des Balles zurückzukommen, so mußte er den Heimweg zu Fuß antreten.

Die Wuth, welche ihn erfüllte, beflügelte seinen Gang, so daß er bald bei dem Anger anlangte, von welchem aus er die Dächer der Comthurei über die Bäume hinwegragen sehen konnte.

Zu seinem Erstaunen sah er durch das mit dem Anger in Verbindung stehende Seitenpförtchen ein Licht schimmern.

Den Mißgelaunten vermag jede Kleinigkeit in Zorn zu versetzen.

Er glaubte, daß die Knechte das Pförtchen aus Leichtsinne offen gelassen hätten, daß sie die Abwesenheit ihrer Herren benutzend beim Weine säßen, und freute sich, eine Gelegenheit zu finden, seinen Zorn auszuschütten.

Er nahm daher seinen Weg über den Anger, trat ungehindert in das Haus und unerwartet in die Küche, wo Feiko, Sytske und andere Diener beim Krüge zusammensaßen und aufmerksam die Legende vom Drachen am rothen Klif zu Stavoren anhörten, welche ihnen ein Laienbruder von Sanct Odulf erzählte.

„Was soll das bedeuten, Schlingel,“ donnerte er, „daß Ihr Nachts die Thüren offen laßt?“

Die Diener wähten, der feurige Drache, mit welchem eben ihre Phantasie beschäftigt war, sei leibhaftig unter ihnen erschienen, und sprangen daher entsetzt auf.

Als sie sich aber überzeugt hatten, daß es Adelen sei, der so unverhofft unter ihnen erschienen war, und den Grund seines Zornes begriffen, versicherte Feiko, daß er selbst die Riegel zugeschoben habe.

„Meinst Du denn, ich sei durch das Schlüsselloch gekrochen?“ fragte Adelen. „Gleich verschließe die Pforte und sage mir, wo der Abt ist.“

„Der hochwürdige Abt hat sich seit einer Stunde zur Ruhe begeben,“ antwortete der Klosterbruder.

„Und Vater Syard?“

„Ist auf seiner Zelle!“

„Sagt ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche — doch nein, ich werde selbst gehen.“

Die Zelle des Vater Syard war die letzte von einer langen Reihe von Zellen, die sämmtlich auf einen schmalen Gang ausliefen und früher den Johannitern zu Wohnungen gedient hatten, während sie jetzt von den Dienern der friesischen Abgeordneten eingenommen waren.

Jede Zelle war mit einer Thüre aus dicken Tannenbrettern geschlossen, deren Oberfläche nie von einem Hobel geglättet und noch weniger durch einen Anstrich verschönert war.

In der Mitte jeder Thür war eine Klappe, durch welche sich der Superior, wenn er Abends seine Runde machte, hatte überzeugen können, ob seine Untergebenen sämmtlich daheim wären.

Als sich Adelen der von dem Mönche bewohnten Zelle näherte,

sah er durch die Thür derselben einen Lichtstrahl fallen und die gegenüber befindliche Wand erleuchten.

Er schloß aus diesem Umstande, daß Pater Syard noch wache, doch verschwand das Licht plötzlich, als er noch einige Schritte näher getreten war.

Bewundert hierüber ging er nun rascher und rief, als er die Zelle erreicht hatte, halbblaut durch deren Thür:

„Wacht Ihr noch, Pater Syard?“

Er bekam keine Antwort, sondern hörte nur, daß der fromme Mönch seine Abendgebete hersagte.

„Könnt Ihr Eure Litaneien nicht einen Augenblick aussetzen, Pater Syard?“ fragte er. „Ich wünsche mit Euch zu sprechen.“

Und als noch immer keine Antwort erfolgte, fuhr er fort:

„Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Ceery Adelen. Stellt endlich Euer Geplärre ein, denn ich muß Euch nothwendig sprechen.“

Endlich erhob sich der Mönch und öffnete die Thür.

Adelen trat ein.

Das sonderbare Benehmen des Mönches hatte seinen Argwohn erweckt, und er erhob daher die wieder angezündete Lampe, um sich in der Zelle umzusehen.

Diese Umschau war bald beendigt, denn die Zelle war nicht viel breiter, als die Thür, durch welche man in dieselbe trat; an der einen Seite war eine bloß mit Kalk geweißte Wand, an der andern aber befand sich eine Doppelthür, von der die Schlafstelle geschlossen wurde. Der Thür gegenüber war das Fenster, vor welchem ein Tisch stand, der ein kupfernes Crucifix und einen Wasserkrug trug, und nebst einer hölzernen Bank die ganze Ausstattung des kleinen Raumes bildete.

„Ihr wohnt hier sehr einfach,“ bemerkte Adelen, während er die Lampe wieder auf den Tisch setzte und sich auf das Bänkchen niederließ.

„Ich wüßte nicht, was ich mehr bedürfte,“ antwortete der Mönch, der mit verschränkten Armen vor ihm stand. „Ist das Fest schon zu Ende?“

„Hole der Henker das Fest nebst Allen, die an ihm Theil nehmen!“

„Wobei Ihr jedoch hoffentlich den edlen Aylva und die schöne Madzy Dekama ausnehmt, die auch zu der Versammlung der

Thoren gewandert ist, obschon ich nicht begreife, wie ein so einsichtsvoller Mann, wie ihr Vormund —“

„Man hat uns einen schändlichen Betrug gespielt, und der alte Geck ist schwach genug, ihn zu verzeihen! Seerp Adelen wird ihn aber nie vergessen.“

„Ruhig!“ ermahnte der Pater; „es ist eine weise Regel unserer Vorfahren, daß man seinen Zorn erst verschlafen müsse. Legt Euch daher und erzählt mir morgen, was Euch peinigt.“

„Morgen! — Wer weiß, ob wir morgen Zeit und Gelegenheit haben. Ueberdies werde ich keine Ruhe finden, bis ich meinem Aerger Lust gemacht habe. — Habt Ihr nichts zu trinken?“

„Wasser.“

„Seht nur nach! Der alte Pater Agge hatte einen trefflichen Vorrath des besten Biersteiners unter seiner Bettstelle.“

„Ich bin für die Handlungen Anderer nicht verantwortlich. Genug! daß ich selbst den Vorschriften des Ordens auf das Strengste nachkomme.“

„So reicht mir Euer Wasser; es hat ohnedies den Vorzug, daß es das wallende Blut beruhigt.“

„Wirklich!“ rief Syard aus, indem er sich wunderte, daß auch einmal vernünftige Worte aus Adelen's Munde gekommen waren, und noch mehr über die Begierde staunte, mit welcher derselbe trank.

„Run hört mich an.“

Nachdem Adelen diese Worte gesagt hatte, erzählte er dem Mönche Alles, was bei dem Feste vorgefallen war und namentlich, durch welche List man die junge Friesin in den Tanzsaal gebracht hatte.

„Und wie gedenkt Ihr diesen Hohn zu rächen?“ fragte Pater Syard.

„Darüber bin ich noch nicht mit mir einig; nur das steht bei mir fest, daß ich dem übermüthigen Grafen beweisen werde, was es heißt, einen friesischen Edelmann zu verhöhnen.“

„Ihr sagt Euch also von ihm los?“

„Von ihm los sagen? Habe ich ihn etwa je als meinen Herrn erkannt? — Nein, ich erkläre ihm Krieg! ewigen Krieg dem Grafen von Holland!“

„Amen!“ sagte eine dumpfe Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien.

„Wer war das?“ rief Adelen aus und sprang hastig auf.

„Vielleicht ein Diener,“ meinte Syard, „der in einer der nächsten Zellen sein Abendgebet gesprochen hat. Die Schlafstellen sind nur durch Bretterwände getrennt und wir können leicht behorcht werden, daher es vernünftig von Euch sein würde, unsere fernere Unterhaltung bis morgen auszusetzen.“

„Ihr täuscht mich! Schon vor meinem Eintreten habe ich bemerkt, daß Ihr nicht allein wäret, und jetzt will ich wissen, wen Ihr bei Euch beherbergt.“

Adelen riß die Doppelthür der Schlafstelle auf und erblickte einen Mann, der auf dem Strohsack des Mönches saß.

Sein Dolch flog aus der Scheide.

Als er aber sah, wie ruhig und furchtlos der Fremde sitzen blieb und ihn anblickte, steckte er die Waffe wieder ein.

Es war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, dessen Kleidung schwer errathen ließ, welchem Stande er angehöre, vielmehr ein Gemisch war, aus dem man auf sehr verschiedene Klassen der Gesellschaft schließen konnte.

Ueber den grünen Rock eines Bogenschützen war eine Mönchskutte geworfen, und an den Stiefeln glänzten goldene Sporen; die Beinkleider und das Unterwams waren roth, während eine gemeine Bärenmütze die blonden Locken deckte, welche sich zierlich um die hohe Stirn ringelten. Die regelmäßigen Gesichtszüge, die feinen Lippen und die Adlernase ließen Muth und Unererschrockenheit vermuthen, während sich in den braunen, lebhaften Augen Verstand, aber auch gleichzeitig Leichtsinns aussprachen. Der Mund hatte sich zu einem Lächeln verzogen und die Haltung drückte eine große Gleichgiltigkeit gegen Andere und bedeutendes Selbstvertrauen aus.

Nachdem Secy und der Fremde einander lange betrachtet hatten, fragte der Erstere:

„Wer seid Ihr und was macht Ihr hier?“

„Ihr seht es: ich sitze auf dem Lager des Vater Syard.“

Wie sehr auch Adelen zum Zorne geneigt war, so konnte er doch nicht umhin, über diese unerwartete Antwort zu lächeln.

Bald aber hatte seine üble Laune wieder obgesiegt, und er sagte mit Nachdruck:

„Antwortet mit größerer Bescheidenheit, oder ich werde die Diener herbeirufen, die Euch nöthigenfalls sprechen lehren sollen.“

„Ich habe hier einen Freund, der Ihnen nöthigenfalls die Lust dazu vertreiben wird,“ antwortete der Unbekannte in nachlässigem Tone und zeigte dabei eine Streitart von nicht geringer Wucht.

„Das wollen wir sehen!“ versetzte Adelen und ging zornig nach der Thüre.

„Um des Himmels willen,“ bat der Mönch und hielt den Zurückgehenden zurück, „begeht keine neue Uebereiltheit, denn es sind deren schon zu viele begangen.“

Die letzten Worte wurden mit einem Blicke nach dem Fremden begleitet.

Dieser lächelte jedoch und sagte:

„Kommt, Seerp Adelen, folgt dem guten Rathe des Paters und setzt Euch. Wir wollen Freunde sein.“

Dabei wies er nach der Bank, auf welcher Adelen schon früher gesessen hatte.

„Nochmals frage ich Euch, wer Ihr seid, daß Ihr es wagen könnt, mit Seerp Adelen wie mit Euresgleichen zu sprechen?“ fragte Adelen, den die Kühnheit des Fremden in Staunen setzte.

„Ihr irrt,“ entgegnete der Unbekannte ruhig, „denn ich spreche mit Seerp Adelen wie mit Einem, der unter mir steht.“

„Wer seid Ihr denn?“ wiederholte Adelen, bei dem Staunen und Entrüstung mit einander kämpften.

„Wer ich bin?“ versetzte der Unbekannte mit einem Seitenblicke nach dem Mönche; „es scheint mir, als wäre die Zeit noch nicht gekommen, Euch das mitzutheilen.“

„Nein!“ rief Pater Syard aus; „noch dürft Ihr es nicht. Ihr dürft Eure hohe Würde nicht zu einem Gegenstande des Spottes machen, indem Ihr eine Unvorsichtigkeit auf die andre häuft. Seerp Adelen! verlaßt diese Zelle und vergeßt, was Ihr gesehen habt.“

„Ich habe zwei Verräther gesehen, die ich sogleich bestrafen lassen werde, wenn mein Wort noch einiges Gewicht hat.“

„Das werdet Ihr nicht!“ rief Pater Syard mit ungewohnter Hefigkeit aus. „Der Name dieses Mannes muß Euch noch ein Räthsel bleiben, und nur so viel versichere ich Euch, daß Graf Wilhelm der Vierte keinen größern Feind hat, als ihn.“

„Wer verbürgt mir die Wahrheit dessen, was dieser Mönch sagt?“ fragte Adelen, indem er wieder einen Schritt näher trat.

„Hört!“ sagte der Unbekannte, „ich darf Euch meinen Namen

nicht nennen, da Bruder Syard dieses so dringend verbietet. Es genüge Euch, daß ich ein Edelmann bin, so gut, wie Ihr, und von noch berühmterer Abkunft, wenn gleich Ihr von einem friesischen Könige abstammen wollet. Doch, davon laßt uns schweigen. Der Graf ist Euer Feind und ist der meinige. Ich bin nur darum hierher gekommen, um mit Vater Syard die Mittel zu berathen, wie der Troß des Tyrannen gebrochen werden kann. Heute Morgen bereits sprach ich mit ihm in einer abgelegenen Hütte, muß aber befürchten, daß unser Gespräch belauscht wurde, daher wir unsere Unterhaltung hier fortzusetzen beschlossen, ohne zu ahnen, daß wir auch hier gestört werden könnten. Auch würde es uns gelungen sein, Euch zu täuschen, hätte ich nicht meine Anwesenheit dadurch verrathen, daß ich unwillkürlich ein Amen aussprach, als ich Euch Rache über den Grafen ausrufen hörte. Urtheilt nun selbst über meine Gefinnungen."

"Ich muß allerdings in Euch eher einen Freund, als einen Feind vermuthen," entgegnete Adelen, "aber —"

"Kein Aber weiter!" sagte der Fremde und fuhr dann zu Syard gewandt fort: "Mein Mund ist trocken vom Sprechen und ich habe Neigung zu einem aufregenden Trunk. Geht und holt eine Kanne Wein herauf. Der wackere Junker wird mit mir auf Frieslands Unabhängigkeit trinken."

Vater Syard schüttelte bedenklich den Kopf und sah Adelen mit einem Blicke an, welcher deutlich genug bewies, daß er eine Beendigung dieser Unterhaltung wünsche.

Bei Adelen war indeß eine zu große Neugierde rege geworden und er sagte daher zu dem Vater:

"Geht, geht, ehrwürdiger Vater, und sagt, daß ich Wein verlange."

Der Mönch zuckte mit den Achseln und ging.

"Wir hätten ihm noch den Auftrag geben sollen, für ein paar gute und bequeme Stühle zu sorgen," sagte der Unbekannte, als der Mönch gegangen war.

"Wollt Ihr nicht mit in meine Stube kommen; es ist in derselben Alles weit besser bestellt."

"Soll ich mich etwa der Neugierde Eurer Dienerschaft bloßstellen?"

"Niemand wird Euch sehen, wenn Ihr es nicht wünscht, und

ich würde dem die Gurgel abschneiden, der sich neugierig zeigen wollte."

"Wenn Ihr mir das zusichern wollt, so bin ich bereit Euch zu folgen, denn hier schlafen mir die Beine ein."

"Laßt Euch nur von dem Mönche den Weg nach meiner Stube zeigen; ich werde vorangehen und Jeden entfernen, der uns stören könnte."

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, als ihn der Unbekannte noch ein Mal bei dem Arme zurückhielt und fragte:

"Wer bürgt mir dafür, daß Ihr mich nicht betrügt und von Eurer Dienerschaft festnehmen laßt?"

"Wenn das Wort eines freien Friesen bei Euch nichts gilt," sagte Adelen, "so ist jede andere Bürgschaft ebenfalls überflüssig, und Ihr mögt Euch nur unverweilt entfernen."

"So geht," entgegnete der Unbekannte, "ich verlasse mich auf Euch."

Adelen ging.

Auf der Treppe begegnete er dem Mönche und theilte ihm den gefaßten Entschluß mit, der indeß bei Syard neues Mißvergnügen zu erregen schien.

Nachdem er jedoch einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte er:

"Euer Zimmer ist gerade unter dem meinigen?"

"Das ist möglich. Wozu aber diese Frage?"

"Das werdet Ihr später einsehen."

Sie verließen einander und nach einigen Minuten saßen Adelen und seine Gäste behaglich in seiner Stube um einen runden Tisch, auf welchem eine Kanne mit Wein und drei Becher standen.

Während Adelen und der Fremde dem Weine wacker zusprachen, blickten sie einander forschend an, als wären sie ungewiß, wer die Unterhaltung eröffnen sollte.

Endlich vermochte Adelen seine Ungeduld nicht länger zu bewältigen.

Er stützte nach echter Friesenart beide Ellbogen auf den Tisch, setzte sein Kinn auf die gefalteten Hände und begann:

"Werde ich nun den Schlüssel zu dem bekommen, was mir noch unbekannt ist? Auf welche Weise könnt Ihr etwas zur Befreiung Fricelands beitragen?"

„Erlaubt Ihr, daß ich dem Junker das Nöthige mittheile?“ fragte der Mönch den Unbekannten.

Dieser nickte mit dem Kopfe, und Syard fuhr fort:

„Ihr müßt wissen, Junker Seerp, daß Friesland nicht das einzige Land ist, welches sich darüber zu beklagen hat, daß ihm seine Freiheiten von dem Hennegauer verkürzt werden. Auch im Bisthum Utrecht hat die Herrschsucht des Grafen ihm Feinde erweckt, die seines unerträglichen Joches müde sind und daher Alles auf das Spiel setzen wollen, um sich von demselben zu befreien. Der vorige Bischof, Jan van Dieft, welcher dem Grafen Wilhelm dem Dritten zu Gefallen erwählt war, hatte fast das ganze Stift unter die Herrschaft der Holländer gebracht. Um die erlangte Gewalt zu behaupten, hat der Graf nach dem Tode Jans van Dieft abermals einen Lehnsman Hollands, einen Abkömmling aus dem berühmten Hause Arkel, auf den bischöflichen Stuhl zu bringen gewußt.“

„Das ist mir Alles bekannt,“ bemerkte Adelen. „Der junge Bischof, Jan van Arkel, der übrigens noch keinen Bart am Kinn haben soll, hat ja auch die Klöster in Friesland visitirt.“

„Ob mit oder ohne Bart,“ fuhr der Mönch fort, „das bleibt sich gleich. So viel ist aber gewiß, daß sich der junge Bischof sofort bereit zeigte, das Interesse seines Bisthums zu bewahren, und keineswegs die Rolle eines zahmen Falken spielen wollte, der Wildpret für seinen Herrn fängt. Fast alle Besitzungen des Bisthums waren wegen Schulden an den Grafen verpfändet. Um Geld zur Abtragung dieser Schulden zu ersparen und damit das Stift dem Einflusse Hollands wieder zu entziehen, verließ Jan van Arkel die Bischofsstadt, um eingezogen in Frankreich zu leben. In Utrecht ließ er seinen Bruder Robert und andere Männer zurück, welche das Herz am rechten Flecke haben und bereit sind, das Bisthum gegen jede Anmaßung von außen zu bewahren und wieder zu dem alten Glanze zu erheben. Zu diesem Zwecke wollen sie zuerst dem Grafen, der sich die Vormundschaft über das Stift angemäht hat, die ihnen abgeforderte Rechnungslegung und Verantwortung verweigern.“

„Ich sehe ein, wozu das führen muß,“ unterbrach Adelen den Erzählenden; „der Graf wird mit seinem Heere in das Stift rücken.“

„Wenn man es ihm erlaubt,“ entgegnete der Unbekannte lächelnd.

„Der Augenblick aber, in welchem sich das Etift gegen Holland erhebt, soll auch der Augenblick der Befreiung Frieslands sein.“

„Gut,“ sagte Adelen, „ich bin bereit! Ich werde den von Utrecht erhobenen Freiheitsruf von den Kollumischen und amelandischen Dänen wiederholen.“

„Ist Euer Einfluß in Friesland groß genug, um das bewerkstelligen zu können?“ fragte der Fremde.

„Ich stehe für den ganzen Westergoo, der mich abordnete,“ antwortete Adelen stolz, „und geht meine Verbindung mit der Erbin von Ekama bald genug vor sich, so werde ich einen Anhang bekommen, stark genug, um den Adel von ganz Friesland zu zwingen, daß er meinem Banner folge.“

„Allein Euer College, der Abgeordnete des Ostergoos's, scheint sehr friedlicher Natur zu sein.“

„So mag er auf seiner Eins bleiben. Wir werden ihn nicht vermissen. Friesland hat der muthigen Söhne genug, und was die geistlichen Häuser betrifft —“

„Für die stehe ich ein,“ fiel ihm Pater Syard in die Rede. „Ihre Vasallen werden am Tage der Gefahr nicht zurückbleiben.“

„Dann,“ fuhr Adelen fort, aus dessen Augen ein immer glühenderes Feuer zu strahlen begann, „dann haben wir auch noch die unbeugsamen Städter, deren Gesicht glüht, wenn sie nur den Namen Hollands nennen hören, die gern Nahrung und Gewerbe verlassen und mit dem Schwerte in der Hand herbeieilen werden, wenn sich ihnen die Gelegenheit beut, die Holländer durchzuhauen.“

„Trefflich!“ rief der Unbekannte aus, „und wenn dann die Untersassen des Bisthums in Zwente, Overyssel und in der Drenthe, wenn die Stellingwerver und die Groninger und die Westfriesen, die der Tage König Wilhelm's noch nicht vergessen haben, sich alle erheben und vereinigen, so wird der Herr aller Soldaten und Beherrscher aller Fürsten, wie sich der Hennegauer von seinen Schmeichlern nennen läßt, genug zu thun haben, sein Saut gegen den Ausbruch des Ungewitters zu schützen. Trinken wir auf den glücklichen Erfolg unseres heiligen Bundes!“

„Auf glücklichen Erfolg!“ wiederholte Adelen und leerte seinen Becher; „aber, kann ich nun endlich erfahren, mit wem ich einen Bund eingehe?“

Der Fremde wollte antworten, aber Vater Syard kam ihm zuvor.

„Dieser Edelmann,“ sagte er, „überbringt uns die Wünsche und Forderungen des Utrechter Kapitels. Mehr dürfen wir bis jetzt nicht sagen. Laßt uns lieber nachdenken, was zu thun ist.“

„Ist es nicht Eure Absicht,“ wandte er sich dann an den Stiftischen, „morgen nach Utrecht zu reisen, um dort Eure Maßregeln zu treffen?“

„Morgen? — Nein! — Es sind unter den Herren, welche des Festes wegen in Harlem versammelt sind, noch einige, mit denen ich sprechen muß. Doch — ich werde schreiben. Der Barbanera, oder wie er sonst heißt, mag einen Brief mitnehmen.“

„Er soll verhaftet und nach Harlem gebracht sein,“ bemerkte Vater Syard.

„Ich weiß es,“ antwortete der Fremde. „Allein er ist glücklich wieder befreit und nach Hillegom gebracht, von wo er oder sein Diener zurückkommen wird, um meine Befehle in dem verfallenen Schuppen an der Düne in Empfang zu nehmen. Verschafft mir nur Schreibzeug, denn ich fürchte, daß das Gemach unsers Junkers mit dergleichen Dingen nicht versehen sein möchte.“

„Ihr könnt schreiben?“ fragte Adelen erstaunt, als der Mönch gegangen war.

„Wundert Euch das bei dem Abgeordneten eines geistlichen Kapitels? Allein ich kann noch mehr, wie Ihr übermorgen bei den Stechspielen sehen werdet.“

„Ei, da bin ich neugierig!“

„So achtet auf einen Ritter in blanker Rüstung und mit einem rothen Adler auf dem Helme, der sicher nicht ohne Ehre den Kampfplatz verlassen wird. — Doch still! unser würdiger Vater kommt zurück, und der braucht davon nichts zu wissen.“

Der Mönch trat ein und setzte Alles, was zum Schreiben nöthig war, auf den Tisch.

Der Stiftische griff nach einem Blatt Pergament und ließ seine Feder rasch über dasselbe hinweggleiten.

„Wenn aber Euer Brief aufgefangen wird oder der Italiener uns verräth?“

„Wenn auch der Gaukler festgenommen und durchsucht würde, so möchte man meinen Brief doch nur für eine Zaubersformel halten, denn ich verstehe mich ein wenig auf Geheimschrift.“

Dann fuhr er fort mit solcher Hast zu schreiben, daß Adelen, der oft gesehen hatte, wie viel Mühe dem guten Abt von Sanct Odulf das Schreiben machte, in höchstem Grade erstaunt war.

Als aber dennoch viel Zeit mit dem Schreiben verging, und der Fremde auch noch einen zweiten Brief anfang, da begannen die Merkmale der Langeweile sich bei ihm zu zeigen, und eine unüberwindliche Neigung zum Schlafen trat an die Stelle seines bisherigen Staunens.

Bald verkündete ein lautes Schnarchen den Verbündeten, daß Junker Seerp entschlafen sei.

„Und nun.“ sagte der Stiffrische zu Pater Syard, „da unser Mitverbündeter nicht mehr hören kann, offenbart mir, warum Ihr nicht wolltet, daß ich ihm meinen Stand mittheilte.“

„Still! still!“ sagte der Mönch, den Finger auf den Mund legend.

„Er kann uns nicht mehr hören,“ sagte der Fremde.

„Vielleicht,“ antwortete der Pater, indem er sich zu größerer Sicherheit der lateinischen Sprache bediente, „vielleicht schläft er nur mit den Augen. Diesem jungen Manne Eure Würde zu verrathen, verbietet theils seine Unvorsichtigkeit, theils Eure eigene Sicherheit, welche gefährdet werden könnte, wenn bekannt würde, daß die Hoffnung und der Stolz der Kirche unter so ungewöhnlicher Kleidung versteckt sei.“

„Et libera nos a malo, Amen!“ sagte Adelen, der von den letzten Worten des Mönchs erweckt war und gemeint hatte, daß derselbe das Vaterunser bete.

„Wir haben nun genug geschwätzt,“ sagte der Fremde und stand auf. „Könnt Ihr mich nun auch hinauslassen, ohne daß mich Jemand sehe?“

„Ich habe selbst befohlen, die Hinter- und Seitenthüren zu schließen,“ sagte Adelen, „allein das Hauptthor steht noch offen. Und wenn man Euch auch sähe, so würde doch Niemand zu fragen wagen, wer noch so spät bei mir gewesen wäre.“

„Bedenkt,“ ermahnte Syard, „daß jede Unvorsichtigkeit gefährlich werden kann. Alle Diener sind noch wach, um auf Herrn von Aylva zu warten, — sie würden unseren Gast unfehlbar sehen, und es könnte von nachtheiligen Folgen sein, wenn der Aldermann oder der Abt etwas von unseren nächtlichen Verhandlungen erführe.“

„Ich könnte vielleicht über die Gartenmauer steigen,“ sagte der Stiftische.

„Ich meinstheils würde es für das Beste halten, daß Ihr über Nacht hier blicbet,“ fuhr der Mönch fort, „denn morgen früh, wenn Alle in Folge des langen Wachens in tiefem Schlasfe liegen, wird es weit leichter für Euch sein, unbemerkt das Haus zu verlassen.“

„Aber die Besorgung der Briefe erfordert Eile,“ versetzte der Fremd:.

„Ich glaube, daß man uns mit Spionen umgibt,“ sagte in diesem Augenblicke Adelen, welcher durch das Fenster gesehen hatte; „dort schlüpfte eine verdächtige Gestalt durch das Gebüsch.“

„Wir sind unvorsichtig gewesen,“ sagte der Mönch und schlug sich vor die Stirn; „wer sich die Mühe genommen hätte, auf jenen Baum zu steigen, der hätte uns alle Drei sehen können. — Ha! was ist das!“

Der Schrecken des Mönchs war kein unbegründeter, denn es wurde von außen an das Fenster gepocht.

„Wer da!“ rief Adelen aus und riß hastig das Fenster auf.

„Der Böse!“ rief er dann, entsetzt zurückweichend aus, denn eine schwarze Gestalt kam hereingesprungen, setzte sich auf den Tisch und grinste die Anwesenden an.

Der Stiftische lachte laut auf.

„Bist Du es, Meister Cäsar?“ rief er aus. „Nun, dann kann Dein Herr auch nicht fern sein. Gewiß ist er über mein Ausbleiben besorgt geworden und hat mir daher diesen Boten gesandt.“

Er trat an das Fenster und rief hinunter:

„Bist Du es, Daamken?“

„Zu Euern Diensten!“ wurde von unten geantwortet.

„Schön! Hier sind zwei Briefe. Besorg' sie schnell.“

„Vorsichtig!“ ermahnte der Mönch, „die Mauer ist von so dickem Gesträuch umgeben, daß der Bursche umsonst suchen möchte.“

„O, wir haben ja den Boten bei uns,“ sagte der Stiftische. „Hier, Meister Cäsar, nimm diese beiden Briefe und bring' sie Deinem Herrn. Daamken, rufe Deinen Affen.“

Daamken pfiß, und schnell eilte Cäsar mit den Briefen zum Fenster hinaus.

In dem nächsten Augenblicke sah man Daamken mit dem Affen auf der Schulter über den Ager gehen.

Die drei Bundesgenossen schauten ihm nach, so lange das Dunkel der Nacht ihn zu sehen erlaubte, und schlossen dann das Fenster wieder.

„Und nun, Herr Unbekannter,“ sagte Adelen, dem ein neuer Gedanke den Kopf durchkreuzte, „da Eure Sachen abgethan sind, so laßt uns auch an die meinigen denken.“

„So laßt hören,“ entgegnete der Stifftische, „und kann ich Euch helfen, so bin ich gern dazu bereit.“

Der friesische Edelmann trug darauf seinen Wunsch vor.

Was übrigens verhandelt und endlich beschloffen wurde, das können wir übergehen, da es unsere Leser im Verlauf der Erzählung doch erfahren werden.

Wir bemerken daher nur noch, daß der Fremde nach Beendigung des Gesprächs sich in einem Armstuhle der Ruhe überließ.

In der Frühe des Morgens wurde er von dem Mönche geweckt und unbemerkt aus der alten Comthurei geleitet.

XII.

Gleich wie Einer, der eine Reise macht, nicht hoffen darf, auf seinem Wege fortwährend durch reiche und begeisternde Aussichten, durch mannigfache und wechselnde Naturscenen entzückt zu werden, sondern bisweilen auch flache, allen Reizes entbehrende Strecken, sandige Heiden und morastige Niederungen durchziehen muß; also sind auch nicht alle Tage im menschlichen Leben an Ereignissen reich, sondern es gibt deren, welche so flach verlaufen, daß es uns in der Folge scheinen könnte, sie wären gar nicht da gewesen.

Die Helden unserer Erzählung hatten auch zwei Tage verlebt, in denen sich Ereigniß auf Ereigniß drängte, und dagegen war der Tag nach dem Ballfeste für sie ein solcher, der auch nicht einen bemerkenswerthen Vorgang darbot.

Es war ein Tag, wie alle jene zu sein pflegen, an denen man von gehabten Ermüdungen ausruht und für neue Kräfte sammelt.

Dennoch war es ein Tag der Unruhe, des geschäftigsten Treibens und Lebens, weil die Vorbereitungen für das am folgenden Tage abzuhaltende Turnier zu treffen waren.

Da gab es keine Straße in Harlem, in welcher nicht der Hammer der Waffenschmiede erschallte, wo man nicht die Schneider auf ihren Tischen hätte sitzen sehen, um Waffenröcke zu fertigen oder auszubessern, wo nicht die Helmschläger frische Nägel in die Sturmhauben getrieben, die Posamentire Federn der verschiedensten Form und Farbe zusammengesetzt hätten.

Ritter und Knappen sah man in allen Richtungen die Straßen durchrennen, um das zu besorgen, woran es noch fehlte, um in vollem Glanze auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

Die Goldschmiede belegten die Griffe der Schwerter mit kunstreich verzierten Eiselirungen; die Maler malten mit frischen Farben die Wappen oder Wahlsprüche der Ritter auf deren Schilder oder Brustharnische; die Goldwirker waren eifrig beschäftigt, die bestellten Paniere, Schleier und Schärpen zu vollenden; Mädchen flochten Laubgewinde und Blumenkränze, um die Straßen damit zu verzieren, und machten Kronen, welche mitten auf der Straße aufgehängt und beim Vorüberziehen des Grafen oder anderer hohen Herrschaften niedergelassen wurden, um sie zu fangen und ein Lösegeld von ihnen zu erlangen.

Wagen mit Holz zu Gerüsten, Geländern und Schranken, mit Tannenzweigen und Eichenlaub fuhren nach dem Sande, wo das Turnier abgehalten werden sollte und unser Freund Gerrits zwischen wohl funfzig Arbeitern umherlief, um dafür zu sorgen, daß Alles gehörig verrichtet werde.

Alein seine Anordnungen wurden oft verworfen von den Herolden, welche, besser bekannt mit dem, was die Turniergesetze und der Brauch erforderten, sich wenig um das kleine Männchen kümmerten.

„Es ist eine Schande,“ brummte dagegen der Aleine, „daß bei einem Feste, welches in Harlem gegeben wird, Fremde weiser sein dürfen, als die Bürger, welche Schatz und Steuern zahlen! Mir, dem Marktschreiber, ist es von dem hochweisen Rath befohlen, den Sand in geziemender Weise herzurichten; ich, der Marktschreiber, kenne den Sand seit meiner Kindheit und besser, als diese Rothröcke, die von den Turnieren zu Trier und Bamberg schwätzen, als ob die Dertlichkeit überall dieselbe wäre — und doch achtet man nicht auf mich, sondern nur auf sie. Bei Sanct Gangolf! man

sieht, daß wir einen fremden Fürsten haben, und daß unsere Behörden aus eitel Liebedienern bestehen!“

Auch die drei Anbeter der schönen Madzy hatten an diesem so unwichtigen und doch auch so wichtigen Tage genug zu thun, um ihre Vorbereitungen zu besorgen.

Bisweilen trafen sie einander in einer Werkstätte oder auf der Straße, aber dann wich Reinald seinem alten Waffengefährten sorgfältig aus, während Adelen mit kalter Ruhe auf Beide blickte, als wollte er sagen:

„Heute nicht! Aber morgen werden wir uns treffen!“

Trotz seiner Vorliebe für alles Friesische und seinem Haß gegen alles Holländische, hatte der stolze Frieser seine aus der Heimath mitgebrachte Rüstung verworfen und wählte sich eine neue in Harlem.

Er erkannte, trotz seinem Starrsinn, daß sein leichter friesischer Panzer nicht probehaltig sein dürfte gegen die stämmigen Lanzen, welche er umhertragen sah, und daß sein Krummsäbel wohl einem unbewaffneten Haufen Schreck einjagen könne, aber undienlich sei, die Hiebe der gewaltigen Ritterschwerter zu pariren.

Darin aber bewies er seinen Eigensinn wieder, daß er die neu gekaufte Rüstung unter seinen Augen vielfach ändern ließ und dem Waffenschmiede den ganzen Tag schwer zu schaffen machte.

Madzy stattete indeß mit ihrem Vormund, dem Abt und Vater Syard einen Morgenbesuch bei Elske ab, worauf der Lustgang durch den umliegenden Busch fortgesetzt wurde.

Die Unterhaltung war in's Stocken gerathen, da Jeder seine besondern Gründe zum Nachdenken hatte.

Madzy war, wie das so zu geschehen pflegt, wenn die Liebe im Herzen keimt, still und wehmüthig gestimmt.

Bergebens suchte sie die Erinnerung an Deodat, an das Zusammentreffen mit ihm während des vergangenen Morgens, an seinen Streit und seine räthselhaften Worte während des Balles aus ihrem Gedächtniß zu verbannen.

Sie wünschte, Friesland nie verlassen zu haben, und zitterte doch auch vor dem Gedanken, daß sie in wenigen Tagen von Holland werde wieder abreisen müssen, um vielleicht den Jüngling, der ihr so theuer geworden war, nie wieder zu sehen.

Aber auch der Gedanke an den folgenden Tag erfüllte sie mit Schauer.

Sie wußte zwar, daß die Turniere nur Waffenspiele wären, bei denen man lediglich stumpfe Waffen gebrauchte; allein sie wußte auch eben so gut, daß schon manches Turnier einen traurigen Ausgang gehabt habe.

Sie kannte den Horn Adelen's gegen den Grafen und gegen Deodat und zitterte für Adelen und für Deodat, — für den Einen, weil sie seit ihrer frühesten Kindheit mit schwesterlicher Liebe ihm angehangen hatte; für den Andern, weil sie fühlte, wie nahe er ihr stehe.

Auch Herr von Aylva war nicht ohne Unruhe.

Ihn ängsteten weniger die Folgen, welche Adelen's Gross haben könnte, denn die streiten Fehden u. d. Raufereien zwischen den friesischen Ehrlingen und Ketikäusern hatten ihn gegen dergleichen Auftritte gleichgiltig gemacht: als vielmehr das Ungewitter, von welchem sein Vaterland bedroht war.

Er begriff, daß der Graf, wenn die Friesen fortführen, mit Hartnäckigkeit den Gehorsam zu verweigern, mit gleicher Hartnäckigkeit auf der Unterwerfung bestehn und früher oder später einen Krieg beginnen würde; und wenn er die gewaltige Heermacht des Grafen mit Frieslands geringen Verteidigungsmitteln, die Geübtheit der holländischen Soldaten mit der Unwissenheit der friesischen Bayern, die Einheit der Ausführung bei jenen mit der Zertheiltheit bei diesen verglich, — so folgerte er, daß Kriesland nur durch ein Wunder vom Untergange gerettet werden könnte.

Daß Vater Eward ebenfalls genug Stoff zum Nachdenken hatte, wissen unsere Leser, auch ohne daß wir es noch besonders versichern.

Der hochwürdige Abt aber hatte seine ganz besonderen Leiden.

Er war jetzt weder mit dem Loose Frieslands, noch mit dem Seerz Adelen's beschäftigt, sondern seufzte nur über den mühsamen Landweg, der ihn um so mehr ermüdete, als er des Gehens wenig gewohnt war.

Keuchend und schwitzend sah er sich nach einem bequemen schattigen Plätzchen um, wo man ein wenig ausruhen könnte. Bald bot sich Gelegenheit dazu.

Man war auf einem schmalen Pfade, der sich durch dichtes Gebüsch wand, auf einen von wenigen alten Bäumen bestehenden

Hügel gekommen, von welchem die Wanderer eine überraschende und freundliche Aussicht hatten, die unwiderstehlich zu einem längeren Verweilen einlud.

Man überschaute von diesem Hügel aus eine ziemlich ausgedehnte Wiesenfläche von unregelmäßiger Form, die an zwei Seiten von einem Dünenrande geschlossen war, auf welchem Birken und Zwerg-eichen üppig gedrängt wuchsen.

Auf der dritten Seite erblickte man etwas Ackerland, dessen Einförmigkeit durch einzelne Gruppen von Obstbäumen unterbrochen wurde.

In geringen Abständen von einander sah man freundliche Bauernhöfe, deren jeder einen Garten neben sich hatte.

Ferner hin breitete sich ein weiter Ager aus, auf welchem Rinder weideten und lange Leinwandstücke in dem Sonnenschein bleichten.

Die äußerste Grenze dieses reizenden Landschaftsgemäldes bildete der helle Spiegel des Harlemer Meeres, auf welchem Schiffe der verschiedensten Gestalt und Größe nach allen Richtungen kreuzten.

„Wahrlich!“ sagte der Abt mit einem Seufzer, als er Madzy und den Aldermann in Staunen und Bewunderung versunken sah, „ich dachte, wir könnten das Alles eben so gut ansehen, wenn wir uns dabei niedersetzten.“

Es war nichts gegen diesen Vorschlag einzuwenden, und die vier Hauptpersonen der Gesellschaft ließen sich unter einer Gruppe von Ebereschen nieder, während die Dienerschaft sich in einiger Entfernung am Abhange der Düne lagerte.

„Soll das Euer Brautkranz werden?“ fragte Abt Volkert, als er das Fräulein von Dekama die zu ihren Füßen wachsenden Maßlieben abpflücken und zusammenreihen sah.

„Damit hat es noch keine Eile,“ entgegnete die Gefragte erröthend.

„Nun,“ nahm der Abt wieder das Wort, „es mag sein, daß Ihr noch keine Eile habt, allein wäre ich an Adelen's Stelle, so würde ich desto mehr Eile haben, besonders seit die Hofschmetterlinge Euch umflattern. Ja, die machen ihm Sorge genug, aber er hätte das auch vorhersehen sollen, als er mit Euch zur See ging.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ entgegnete Madzy.

„Und doch kennt Ihr so wohl, wie ich, den Drakelspruch, welchen der Abt von Bloemkamp gab, als der Grundstein von Dekamastins gelegt wurde.“

„Meint Ihr das?“ erwiderte Madzy. „O, sprecht nicht davon!“

„Aber der Abt war einmal auf die alte Prophezeiung gefallen und ruhete nicht eher, bis er sie vollkommen wieder sich in das Gedächtniß zurückgerufen hatte.“

Man weiß, daß auch die unstättesten Menschen bisweilen die größte Hartnäckigkeit zeigen können, wenn sie bestrebt sind, eine Sache in die Erinnerung zurückzurufen, die ihrem Gedächtnisse ganz oder theilweise entfallen ist.

So auch der sonst ziemlich charakterlose Abt.

Er überdachte die einzelnen Verse, auf die er sich noch entsann, und sagte sie im Stillen her, bis er sich die ganze Strophe wieder zurückgerufen hatte. Dann begann er laut zu declamiren:

„Wenn Dekama seine Rose verliert
Und diese für Friesland das Seewasser erkauft,
Dann werden, um sie zu pflücken, kommen
Vögel von allen Stimmen und Gefieder;
Dann wird sie welken und trauern
Das Häuptchen hängen lassen betrübt,
Sie wird aber blühen, gedeihen,
Wenn der Fürsten Beute wird Frieslands Raub.“

„Ich sehe nicht ein, was diese Prophezeiung mich angehen soll,“ sagte Madzy, welche hinter einem Lächeln ihre Unruhe zu verbergen suchte.

„Das seht Ihr nicht ein?“ fragte der Abt. „Ei, vielmehr solltet Ihr einsehen, daß die Prophezeiung, wenn sie überhaupt eintreffen soll, an Euch in Erfüllung gehen muß, denn Ihr seid die letzte Dekama. Ueberdies verdient Ihr wohl die Rose von Dekama genannt zu werden und habt Alles gethan, die Erfüllung des alten Spruches vorzubereiten. Habt Ihr nicht Friesland verlassen, um zur See zu gehen? Umflattern Euch nicht Vögel von allem Gefieder? Sing nicht Euer Köpfschen so eben noch, als Ihr an dem Kranze flochtet, so recht betrübt nieder?“

„Der hochwürdige Vater hat nicht Unrecht,“ nahm jetzt Herr von Nylva das Wort, der bisher nachdenkend dageessen hatte. „Wie unangenehm es auch ist, einem lebensfrohen jungen Mädchen Zurückhaltung und Behutsamkeit vorzuschreiben und sie vor dem zu

warnen, worin sie nur ein unschuldiges Vergnügen erblickt, so kann ich gleichwohl nicht umhin, Dir zu sagen, daß Du an diesem üppigen Hofe auf Deiner Hut sein mußt.“

„Ist mein theurer Vormund unzufrieden mit mir?“ fragte Madzy, während eine Thräne in ihr Auge trat, und legte kindlich schmeichelnd ihr Köpfchen an die Schulter des Oldermanns.

„Nein, mein Kind,“ antwortete Herr von Aylva, „ich bin nicht unzufrieden mit Dir, sondern unzufrieden mit mir und mit Seerp Adelen, denn wir hätten vorhersehen sollen, was sich ereignen würde. Wir hätten Dich in Friesland zurücklassen und nicht mit uns an einen Hof nehmen sollen, wo ein Augenblick der Freude leicht mit der Ruhe des ganzen Lebens erkaufte werden kann.“

„Ich vermag Eure Worte nicht zu verstehen,“ sagte Madzy, deren Herz nur zu sehr verstand, während sie mit innerem Beben eine weitere Erklärung des Gesagten erwartete.

Der Oldermann blickte seine Mündel einen Augenblick mit freundlichem Ernste an und sagte dann:

„Der Graf hat gestern Abend noch Manches mit mir über Dich gesprochen, — er hat erklärt, daß es ihm lieb sein würde, wenn die reichste Erbin in Friesland einen seiner Vasallen heirathete.“

„Meint der Graf etwa, daß es in Friesland an Männern fehlt?“ fragte der Abt.

„Es ist bekannt,“ fuhr Aylva fort, „daß Wilhelm von Henne-gau durch nichts von einem Plane abgebracht werden kann, den er einmal gefaßt hat, daß im Gegentheile jede Schwierigkeit, die sich vor ihm erhebt, ein neuer Sporn für ihn wird, sein Ziel zu erstreben. Nur, um seine Pläne zu erreichen, mag er auch gestern selbst die List aufgewandt haben, um Dich auf seinen Ball zu bringen.“

„Ich werde bei keinem seiner Feste ferner erscheinen,“ sagte Madzy.

„Es würde bei der gegenwärtigen Lage der Dinge eine Unvorsichtigkeit sein, Dich aufs Neue seinen Einladungen zu entziehen,“ sagte Aylva. „Vielmehr müssen wir streben, jeden Grund des Mißvergnügens von ihm fern zu halten. Adelen möchte vielleicht hinter meinen Worten eine Furchtsamkeit erblicken, während ich

doch in wichtigen Dingen kein Haarbret von meinen Grundsätzen abweiche, sondern es nur für meine Pflicht halte, jede verkehrte Halsstarrigkeit zu vermeiden. Nein, wenn Du von den fernern Festen hinwegbliebst, nachdem Du bei dem ersten, wenn auch nur in Folge einer Täuschung, anwesend warest, so würde es scheinen, als wolltest Du den Grafen reizen, was er in seinem eigenen Gebiete nicht ertragen möchte. Begleite uns daher zu den Festen, Madzy, aber sei vorsichtig, vergiß nicht, daß Du eine Friesin bist, und erblicke in jedem schönen Ritter, welcher Dir nahez, einen Freibeuter, ausgesandt vom Grafen, um an feindlicher Küste zu rauben.“

„Ich verspreche Euch die größte Vorsicht,“ versetzte Madzy. „Vielleicht habe ich schon zu viel mit dem — mit den italienischen Rittern gesprochen. Unsere zufällige Begegnung in der Hütte des Waldwärters trägt davon die Schuld, und zudem waret Ihr selbst so freundlich mit dem einen — Deodat heißt er, glaube ich.“

Damit schwieg sie und glühende Röthe überzog ihre Wangen.

„Ich gestehe,“ nahm Aylva wieder das Wort, „daß der junge Mann mir selbst eine Neigung eingeflößt hat, die mir unerklärlich ist. Aber gerade wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften muß Du vor ihm am Meisten auf der Hut sein. Ein fader Hofjunkler, ein Modegeck würde meiner Madzy nicht gefährlich sein —“

„Sollte denn Deodat wirklich so sehr zu fürchten sein?“ fragte Madzy.

„Ich halte ihn für ehrlich und gut,“ antwortete der Aldermann, „aber es wäre in Bezug auf ihn höchst verzeihlich, wenn er seiner eignen Neigung folgend, zugleich den Absichten des Grafen zu entsprechen suchte. Darum sei auf der Hut vor ihm. Ich weiß aus eignen Erfahrung, daß nichts gefährlicher ist, als wenn man sich außerhalb des gewohnten Kreises der täglichen Umgebungen befindet und dabei Herz und Sinne allein thätig sind. Phantasie und Gefühl, deren Stimmen im Gewühl eines arbeitsamen und geregelten Lebens verstummen, spielen dann die Hauptrollen; Leidenschaften reißen uns hin und Neue und Schmerz, die vielleicht durch das ganze Leben dauern, folgen der Uebereilung eines einzigen Augenblicks.“

„Und das wißt Ihr aus eignen Erfahrung?“ fragte Madzy etwas schalkhaft,

„Aus eigener Erfahrung!“ entgegnete Ansva. „Vielleicht kann die Geschichte meiner Leiden dienen, Dir eine nützliche Lehre zu geben. Höre mich an und urtheile dann, ob nicht der Tiefsinn, welchen Du manchmal an mir bemerkt haben wirst, seinen guten Grund hat.“

„Von eitler Ruhmsucht getrieben, verließ ich in meiner Jugend das Vaterland und folgte nebst anderen friesischen Edlen dem Kaiser Heinrich auf seinem Zuge nach Mailand, wo er sich mit der eisernen Krone krönen lassen wollte.“

„In Mailand wurde mir Wohnung angeboten von einem italienischen Edelmann, den ich schon in Deutschland hatte kennen gelernt. Noch erinnere ich mich der freundlichen und gastfreien Aufnahme, die ich in seinem Palaste fand. Ich verlebte dort die glücklichsten Stunden meines Lebens, doch folgten auf dieselben Jahre der Reue und des herzzerreißenden Kummers.“

„Bei meinem Gastfreunde lernte ich eine Jungfrau aus Verona kennen, welche mit der Gemahlin desselben verwandt und zu ihr gekommen war, um den Feierlichkeiten der Kaiserkrönung beizuwohnen. Sie war schön, wie die Mutter Gottes, und anmuthig, wie ein Engel.“

„Wir waren Beide noch in jenem glücklichen Lebensalter, in welchem man die Gegenwart genießt, ohne an die Zukunft zu denken. Wir sahen uns zu jeder Stunde des Tages, wir liebten uns von dem Augenblicke an, wo wir uns zuerst sahen, und noch war keine Woche verflossen, als wir einander bereits Liebe und Gegenliebe gestanden hatten.“

„Bernunftgemäß hätte ich meine Neigung unterdrücken sollen, weil sie in meiner Lage thöricht und unerlaubt war, denn ein feierliches Gelübde verpflichtete mich zu einem Zuge in das gelobte Land. Aber die Jugend verachtet oft die Stimme der Vernunft, und das verhängnißvolle Wort war gesprochen, ehe ich selbst es wußte.“

„Wir lebten glücklich mit einander und unbesorgt um die Zukunft. Schon wollte ich nach Verona reisen, und bei dem Vater meiner Bianca um deren Hand anhalten, als ein Brief von dort ankam, der mir alle Hoffnung raubte.“

„Bianca wurde in diesem Briefe von ihrem Vater aufgefodert, sogleich nach Verona zurückzukommen und einen Andern zu hei-

rathen. Ich werde nie den Augenblick vergessen, in welchem sie mir, nach Empfang dieser unwillkommenen Nachricht, in dem Palaste meines Gastfreundes entgegen trat, nicht mehr ein schwaches, furchtsames Mädchen, das sich der Gewalt eines tyrannischen Vaters beugt, sondern den Kopf stolz emporgerichtet, die Wangen glühend vor Entrüstung, die Brust wogend vor Verdruf. Sie war empört, daß man sie zwingen wollte, ihre Hand einem Manne zu reichen, den sie haßte.

„Ich will keinen andern Gemahl, als Dich,“ sagte sie zu mir, „und meint mein Vater, daß er mich verkaufen könne, so will ich ihm seinen Irrthum beweisen. Aber ich kenne ihn. Ich werde nicht nach Verona zurückkehren, und er wird dann in wenigen Tagen hier sein. — Vor dieser Zeit muß Du mein Gemahl werden!“

„Wie!“ rief Madzy aus, der eine solche Sprache fremd und unschicklich für eine Jungfrau erschien; „sie wollte sich ohne ihres Vaters Wissen und Willen mit Euch vermählen?“

„Berurtheile sie nicht,“ bat Aylva. „Sie handelte unter dem Einflusse der Leidenschaft, welche den Verstand des Menschen blendet, und glaubte kein anderes Mittel möglich, um den Zwang ihres Vaters zu vereiteln und ein verhaßtes Ehebündniß unmöglich zu machen. Beurtheile lieber mich allein, der ich ruhiger gestimmt war, und daher die verhängnißvollen Folgen eines so unbesonnenen Schrittes hätte einsehen müssen. Aber, ich liebte sie mit der Gluth der ersten — der einzigen Liebe, die meinen Blick für die Zukunft verschloß und mich nur ihren Verlust fürchten ließ. Ich willigte in den von ihr gemachten Vorschlag, und noch an demselben Tage wurden wir durch einen Priester vereinigt.“

„Wenige Tage nach unserer Verbindung wurde ich Abends in einer Straße Mailands von drei Mördern angefallen. Den einen derselben erkannte ich, es war ein gewisser Paolo, ein Diener des Grafen Luigi, des Vaters meiner Bianca, derselbe, welcher den Brief überbracht hatte. Als todt ließen mich die Meuchelmörder, welche jedenfalls von meinem Schwiegervater abgesandt waren, auf der Straße liegen, und barmherzige Vorübergehende brachten mich in ein nahe Kloster.“

„Durch den Eifer der frommen Mönche wurde ich in das Leben zurückgerufen, und wieder hergestellt.“

„Als ich nach mehren Wochen das Kloster wieder verlassen konnte und in den Palast meines Gastfreundes zurückkehrte, erfuhr ich, daß Graf Luigi bereits dagewesen sei und Bianca abgeholt habe.

„Ich durfte es selbst dann, wenn ich neuen Angriffen von Meuchelmördern hätte trohen wollen, nicht wagen, meiner Gemahlin nach Verona zu folgen. Francesco della Scala, der gefürchtete Bewerber um Bianca's Hand, war damals Tyrann von Verona, und mein Tod wäre gewiß gewesen, hätte man mich dort entdeckt.

„Dagegen wußte ich einen Brief in Bianca's Hände gelangen zu lassen. Sie antwortete schnell, sprach ihre Freude darüber aus, daß ich noch unter den Lebenden sei, und ersuchte mich, mein Gelübde zu erfüllen und Alles von der Zeit zu erwarten. Nochmals gelobte sie mir ewige Treue.

„Ich folgte Ihrem Wunsche und reiste nach Palästina. Drei Jahre blieb ich dort, drei Jahre, die mir eben so viele Jahrhunderte schienen. Als ich aber nach Ablauf dieser Zeit verkleidet und unerkannt nach Verona kam, da erfuhr ich, daß Bianca di Salerno den Tyrannen geheirathet habe und seitdem gestorben sei.“

„Trotz dem feierlichen Gelöbniße untreu geworden?“ rief Madzy aus, die so etwas nicht zu begreifen vermochte.

„Es ist mir nicht bekannt geworden, was sie bewogen hat, den mir geleisteten Eid zu brechen. Wozu konnten auch meine Nachforschungen nützen, da sie selbst nicht mehr war? Ich hatte keine Neigung, auch nur eine Stunde länger in Verona zu bleiben. Seitdem habe ich die Liebe gemieden, denn sie ist die Ursache alles Unglücks in der Welt.“

„Ach!“ seufzte Madzy, „es ist doch wohl nicht immer der Fall, daß die Liebe unglücklich macht?“

„Jedenfalls thut sie das öfter, als Ihr denkt, Fräulein,“ sagte der Abt und streichelte sein Kinn, denn es schmeichelte ihn, auch einmal etwas mittheilen zu können. „Unsere Klöster werden zum größten Theile von unglücklich Liebenden gefüllt. Da ist der Bruder Siccio, dem ist es eben so gegangen. Der war ein schmucker Bauerbursche und freite um die Tochter des reichen Juwe Donia. Aber als bereits Alles im Reinen war, da ließ sie ihn sitzen und nahm den Agge Hettinga, der bei Weitem nicht so ein schöner Kerl ist. Ich hörte das und dachte, der Siccio Sybes würde ein

guter Erwerb sein für das Kloster, da sein Hof gerade an unsere Ländereien im Gemelumer Oldephaert grenzt, daher ich mit Bruder Syard sprach, der —“

Aber Bruder Syard fiel ihm schnell in die Rede, denn die Offenherzigkeit des Abtes war ihm anstößig und am Wenigsten sollte Jemand erfahren, daß er Sicco beredet habe, den geistlichen Stand zu ergreifen.

„Verzeiht, Hochwürden,“ sagte er daher, „der Sicco ist aus eignem Antriebe zu Ew. Hochwürden gekommen.“

„Ganz recht, Bruder Syard, ganz recht! Das war es eben, was ich sagen wollte, als Ihr mir in die Rede fieleet. Ich sprach damals auch nur ein paar Worte mit ihm, damit Niemand sagen sollte, ich hätte ihn angelockt. Dagegen ersuchte ich Euch, wie Ihr Euch noch erinnern werdet, ihm unter der Hand den Puls zu befühlen, und ihn zur Anlegung des Ordenskleides zu bewegen.“

Bruder Syard biß sich ärgerlich auf die Lippen.

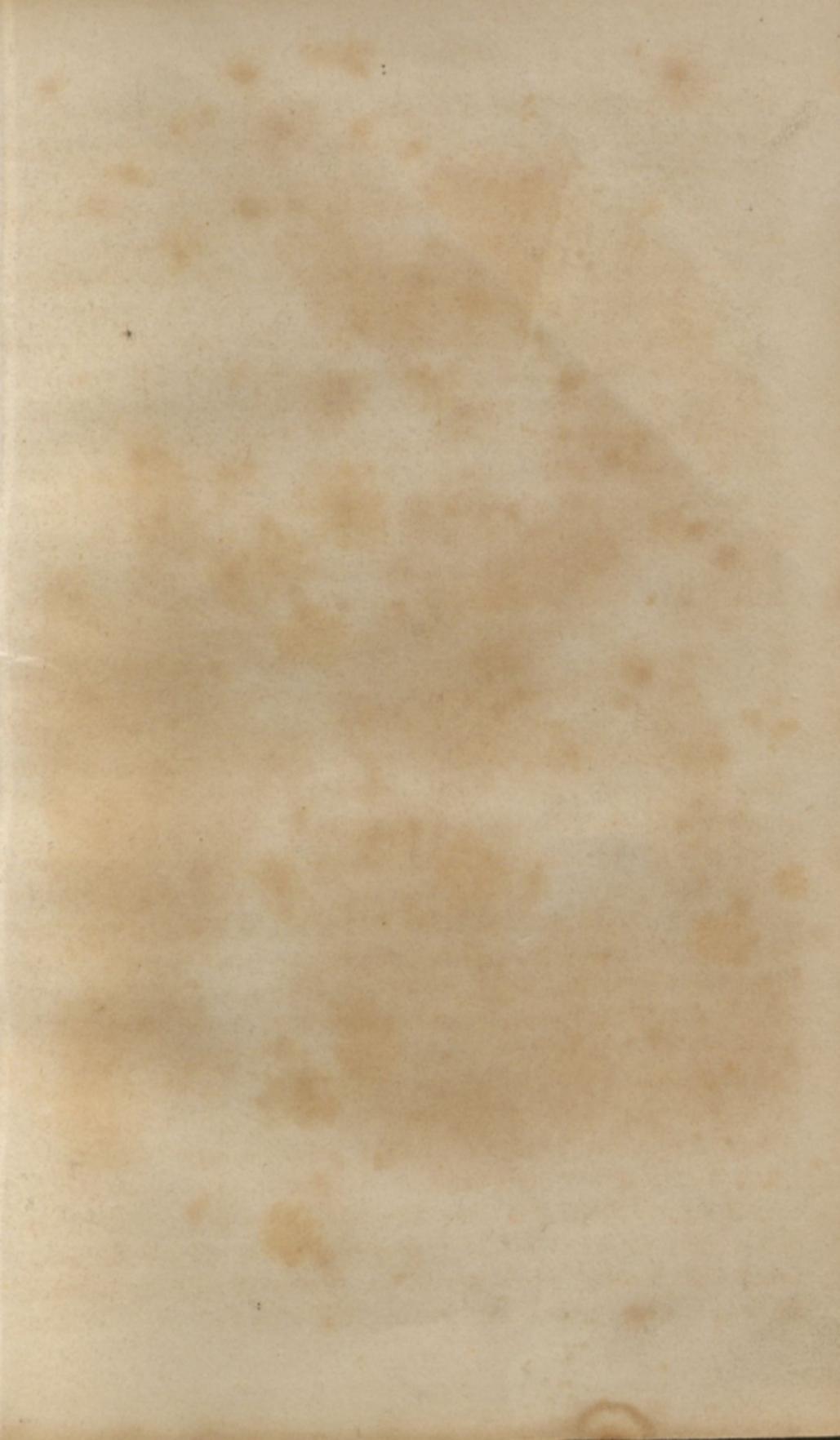
Der Oldermann und Madzy aber vermochten das Lächeln nicht zu unterdrücken, welches die große Unschuld des Abtes bei ihnen erweckte.

Bald nahm jedoch das Antlitz der schönen Friesin wieder den ernstern Ausdruck an, welchen das unglückliche Liebesverhältniß ihres Vormunds hervorgerufen hatte, und ein tiefer Seufzer verrieth ihre Befürchtung, daß auch ihre Liebe reiche Schmerzen gebären möchte.

Im Verlaufe dieser Erzählung werden wir sehen, daß die ernstern Betrachtungen, welche bei Madzy hervorgerufen waren, ohne Früchte blieben, denn es gilt fast allgemein, besonders in der Liebe, daß Jeder durch eignen Schaden klug werden muß.

XIII.

Am folgenden Tage hatte sich kaum die Sonne im Osten erhoben, als sich auch die Dächer und Fenster der Häuser am Sande zu Harlem bereits mit Menschen füllten, welche von nah und fern herbeigekommen waren, den Ritterspielen zuzusehen.





Tournier zu Haarlem.

Die große Kirche, welche jetzt die Aufmerksamkeit und Bewunderung Aller, die Harlem besuchen, auf sich zieht, war damals noch nicht erbaut, und die offene, von Häusern umschlossene Fläche des Sandes (des jetzigen großen Marktes) bot daher hinreichenden Raum zu ritterlichen Spielen.

Der einzige Uebelstand war ein Bach, welcher damals den Sand seiner Länge nach in zwei fast gleich große Hälften schied, und sich da, wo jetzt der Krähnen ist, in den Sparen ergoß. Um jedoch die durch ihn veranlaßten Uebelstände aus dem Wege zu räumen, hatte man von Entfernung zu Entfernung breite Bretterbrücken über ihn geschlagen, und diese mit Sand und Rasen bedeckt, so daß die Kämpfer unbehindert die Fläche nach allen Seiten durchkreuzen konnten.

Man hatte sogar diesen Bach dienstbar gemacht, indem man ihn benutzte, um den trockenen Boden des Kampfplatzes zu benehen.

Ein hohes, reich mit Blumen und Fahnen verziertes Gerüst nahm die Südseite der Ebene ein und war in verschiedene Galerien getheilt, deren mittlere für die gräfliche Familie, die andern aber für die anwesenden hohen Gäste bestimmt waren.

Von den beiden Enden des Gerüsts aus zogen sich die Schranken rund um den Sand, um die Zuschauer von dem zu weiten Vordrängen abzuhalten.

Die beiden an den entgegen gesetzten Enden angebrachten Eingänge dieser Schranken waren mit Panieren verziert und von Bewaffneten besetzt; auf der Kampffläche selbst aber eilten die Herolde mit ihren Dienern hin und her, um die Ordnung zu handhaben und dafür zu sorgen, daß Jeder den Platz erhalte, welcher ihm nach Rang und Geburt zukam.

„Bei meinem Amte!“ sagte Meister Klas Gerrits, der sich ein artiges Plätzchen, dem Sitze der Gräfin gegenüber, hatte zurecht machen lassen, „ich meine, daß der Graf zufrieden sein wird mit der Art und Weise, wie wir die Einrichtung angeordnet haben.“

Der kleine Marktschreiber richtete diese Worte an einen Mann von athletischer Gestalt, den man an den nackten, stark gemuskelten Armen, so wie an der schwarzen Farbe, die seine Haut angenommen hatte, ohne viel Mühe als einen Waffenschmied erkannte.

Der Marktschreiber reichte ihm kaum bis an die Ellbogen,

obwohl er sich auf die Behen erhob, um sich ein Wenig zu vergrößern.

Die großen hellblauen Augen des barlemer Bussknechts überblickten ruhig den Kampfsplatz und schauten hiaweilen auch über denelben hinweg nach seiner Schmiede, vor welcher zwei Gesellen standen, die nur seines Winkes harreten, um mit Hammer und Zange dahin zu eilen, wo man ihrer bedürfen würde.

„Die Anordnung läßt nichts zu wünschlichen übrig,“ antwortete der Waffenschmied, ohne darum einen Blick nach dem Marktschreiber zu wenden, „aber Jan Faypaert hat auch sein Geschäft lange genug betreiben, um es zu verstehen.“

Meister Gerrits biß sich ärgerlich auf die Lippe, weil die Ehre, die er sich hätte anmaßen mögen, dem Wappenkönige zuerkannt wurde.

„Der alte Mann hat sich freilich viel Mühe gegeben,“ entgegnete er in einem wegwerfenden Tone, „allein er beginnt stumpf zu werden. So wollte er durchaus nicht auf meinen Rath hören, die Galerien lieber auf dieser Seite zu errichten, in welchem Falle die gräßliche Familie viel näher zu ihren Eitzen gehabt hätte.“

„Und nebenbei,“ erwiederte der Waffenschmied mit spöttischem Lächeln, „hätte sie die Sonne so ins Gesicht gehabt, daß sie nichts zu sehen vermocht hätte.“

„I! wie schön würde es ausgesehen haben, wenn die Juwelen und das Geschmeide der edlen Frauen und Jungfrauen im Sonnenscheine gekimmelt hätten, während sie jetzt im Schatten sind.“

„Glaubt mir, Meister Gerrits, und bekümmert Euch nicht um Dinge, die Euch nichts angehen. Die Herolde wissen besser, was sich gehört.“

„Die Herolde! Nichts wissen sie! sonst hätten sie nicht unsern Rathsherren den Durchgang verweigert gegen das Privilegium König Wilhelm's, Artikel —“

„Was Privilegium! An den Pforten eines Kampfsplatzes hören alle Privilegien auf. Was haben auch die Schwarzröcke hier zu thun. Mögen sie aus den Fenstern des Rathhauses zusehen, und sich drinnen die Hände reiben über das viele fremde Geld, das der Stadt zufließt.“

„Psui! Nachbar! Ich hätte nimmer gedacht, daß Ihr so verächtlich von den Behörden sprechen würdet.“

„Poffen! Was verdiene ich an dem Duzend Sturmhauben, die ich jährlich der Stadt liefere? Am Pferdezeug eines einzigen Junkers verdiene ich mehr, als an allen Bürgern von Harlem. — Doch hört! — Trompetenschall! — Die Kampfrichter kommen! — Mühen ab, Nachbarn, und ein Hoch! für den Herrn von Beaumont!“

Herr von Beaumont mußte auf dem Turniere den Grafen vertreten, da dieser letztere an dem Waffenspiele Theil nehmen wollte, und erschien jetzt an der Spitze einiger Ritter auf dem Kampfplatze.

Ein Jubelzuruf empfing ihn von allen Seiten und gall nicht nur seinem prächtigen Gewande und glänzenden Gefolge, sondern auch seinen Verdiensten und Eigenschaften.

Vor ihm ritt Jan Pappaert, der Waffenkönig von Holland, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, der aber das Amt, welches er bereits unter Floris dem Fünften verwaltete, noch immer mit Ehre versah und Staunen erregte durch den Anstand und die Festigkeit, womit er sein Roß tummelte.

Hinter ihm ritten zwei Herolde und in deren Mitte Gerhart von Florevy, welcher das Panier des Grafen trug.

Simon van Teylingen und Gwy van de Merwede, vom Kopf bis zu den Behen gewaffnet, folgten als Kampfrichter und wurden von einem Haufen von Schildknappen und Trompetern begleitet.

Der Zug ritt innerhalb der Schranken um den ganzen Kampfplatz herum.

Dann bestieg Beaumont mit den beiden Besitzern den für ihn bestimmten Sitz; der Wappenkönig stellte sich am westlichen Eingange auf und die Kampfrichter nahmen unbewegliche Stellungen zu beiden Seiten der gräflichen Loge ein.

Bald darauf erschien ein zweiter Zug ganz anderer Art. Es waren die Geistlichen, die mit Kreuz und Fahne umhergingen, den Kampfplatz einzuweihen und den Zaubereien, die man etwa vornehmen könnte, ihre Kraft zu benehmen.

Nach dieser Feierlichkeit wurde die Geduld der Zuschauer auf eine lange Probe gestellt.

Endlich verkündete fröhliche Musik das Herankommen des Hofstaates, und man sah die Gräfin, prachtvoll geschmückt und umgeben von einer glänzenden Schaar von Rittern und Jungfrauen,

sämmtlich auf muthigen Rossen und zierlichen Zeltern, die ebenfalls mit Gold und Edelsteinen bedeckt waren.

Zwei Mal ritt der glänzende Zug rund um den Kampfplatz, worauf Alle von den Rossen stiegen, und ihre Plätze auf den Tribünen einnahmen.

Gleich darauf hörte man von der Brücke her ein Rauschen, wie von einem gewaltigen Wasserfalle.

Die Augen Aller richteten sich dorthin und sahen ein wogendes Meer von Federbüschen, reich gestickten Schärpen und Panierern.

Es waren die Kämpfer, welche sich vor der Stadt versammelt hatten und jetzt mit ihren Schildknappen und Waffenknechten herankamen, um am westlichen Eingange zu halten.

Der Wappenkönig sandte einen seiner Herolde an Herrn von Beaumont ab, um für die Ritter freien Einzug zu begehren.

Das Begehrte wurde gewährt, worauf die Ritter einzogen und sich sofort in zwei Parteien theilten, von denen sich die eine ostwärts, die andere westwärts aufstellte.

Die eine Partei, welche meist aus holländischen, hennegauischen und sächsischen Rittern bestand, wurde von dem Grafen Wilhelm selbst angeführt, dessen mannhafte Haltung und Gewandtheit in der Kunst, sein schnaubendes Ross zu tummeln, die Augen Aller auf sich zog.

Die andere Partei, welche Ritter aus den verschiedensten deutschen Ländern umfaßte, die um Ruhm zu ernten zusammengelommen waren, wurde angeführt von Heinrich Dufmer von Nertzenbergen, einem Edelmann aus Pommern und Großmeister des deutschen Ordens, der sich durch seine Siege über die heidnischen Lithauer und Russen einen berühmten Namen gemacht hatte.

Nach den verschiedenen Ceremonien, mit denen man die Turniere zu eröffnen pflegte, ritten beide Parteien wiederholt um die Kampfbahn, um ihre Kunst im Rossetummeln zu zeigen, und die Pracht ihrer Rüstungen bewundern zu lassen.

Dann nahmen sie ihre Plätze wieder ein.

„Wo mag unser Freund Adelen stecken?“ fragte der Abt von Sanct Odulf seinen Collegen Aylva, der mit ihm und der schönen Madzy, nach welcher sich das Auge mehr als eines vorüberreitenden Ritters richtete, auf einer der Tribünen saß.

„Ich erkannte ihn noch nicht,“ entgegnete Aylva, „denn er hat

mich die Rüstung nicht sehen lassen, welche er hier in Harlem gekauft hat. Auch die Pferde sind unter dem Netzwerke und den Decken nicht kenntlich. — Was meinst Du, Madzy? Hast Du einen Ritter erkannt?"

Madzy schwieg und erröthete.

Die Liebe hat zu scharfe Augen.

Sie hatte in einem Ritter, der im Gefolge des Grafen vorüberritt und seine Lanze anmuthig senkte, Deodat von Verona erkannt.

"Was will denn der Schreiber dort vorlesen?" fragte der Abt.

"Die Turniergesetze," antwortete Aylva, "sowohl die allgemein gültigen, z. B. das Verbot bezauberte Waffen zu gebrauchen, das Pferd des Gegners zu verwunden u. s. w., als auch die für dieses besondere Turnier gegebenen"

"Werden nun die beiden Haufen wild auf einander losrennen?" fragte der Abt weiter.

"Man wird auf eine in Flandern und Hennegau beliebte und la defense du fil d'or genannte Weise kämpfen. Seht, da kommen die Knappen, den goldenen Faden auszuspannen."

Quer über den Kampfplatz wurde eine mit Goldfaden umwickelte Schnur befestigt, die von einem Pfahle vor dem Sitz Beaumont's bis zu dem Plätzchen des Marktschreibers reichte.

Unter den Zuschauern entstand gespannte Erwartung und sie hofften jetzt endlich den Beginn des Kampfes zu sehen.

Alein ihre Geduld wurde nochmals auf die Probe g stellt, denn es ereignete sich ein seltsamer, obwohl nicht ganz ungewöhnlicher Vorfall.

Ein Ritter in blauer, mit silbernen Leiern besäeter Rüstung verließ die Reihe und ritt in schnellem Trabe vor den Sitz Beaumont's, wo er sein Pferd anhielt.

"Was verlangt Ihr? und warum verlaßt Ihr gegen alle Ordnung Euern Platz?" fragte Beaumont verwundert.

Der Ritter zog ein Pergament aus den Falten seiner Leibrinde, steckte es an die Spitze seiner Lanze und reichte es dem Stellvertreter des Grafen.

"Ich, Deodat von Verona," sagte er, "verlange als freigebohrer Ritter, daß diese Herausforderung so laut vorgelesen werde, daß männiglich sie höre."

Beaumont überreichte die Schrift dem Schreiber.

Dieser verlas mit lauter Stimme:

„Ich, Deodat von Verona, thue hiermit männiglich kund und zu wissen, wie daß ich ungeziemend und beleidigend behandelt worden bin von Seery Adelen, friesischem Edelmann, dannenhero ich ihn für meinen Todseind halte und hiermit fordere zu einem Kampfe auf Tod und Leben, auf Waffen, die er wählen mag, Alles vorbehaltlich der Erlaubniß und Genehmigung unseres Herrn, des Grafen von Holland und Hennegau.“

„Wir haben jezt für Privatstreitigkeiten keine Zeit,“ antwortete Beaumont mit einem Plicke, in welchem sich Mißfallen und Freundschaft paarten. „Nach Beendigung des Turnieres werdet Ihr Gelegenheit erhalten, Euer Anliegen vorzubringen.“

Kaum hatte Deodat sein Pferd gewendet, um an seinen Platz zurückzukehren, als ein zweiter Ritter in fast gleicher Rüstung die Schaar des Grafen verließ und vor den Platz Beaumont's ritt, um demselben ebenfalls ein Pergament zu überreichen.

Die allgemeine Neugierde steigerte sich um so mehr, als nur ein geringer Theil vernehmen konnte, was eigentlich vorging.

Graf Wilhelm ritt mit einigen Vertrauten näher heran und kam gerade noch zeitig genug, um vorlesen zu hören:

„Ich, Reinald von Verona, Ritter, thue hiermit männiglich kund und zu wissen, wie daß ich unritterlich behandelt und größlich belidigt worden bin von Deodat von Verona, dannenhero ich ihn für meinen Feind halte und herausfordere zum Kampfe auf Leben und Tod mit beliebigen Waffen, Alles vorbehaltlich der Genehmigung unsers Herrn, des Grafen von Holland und Hennegau.“

„Sind die toll geworden?“ rief der Graf. „Zwei Brüder! zwei Freunde von Kindesbeinen an! Ich werde nach dem Turnier mit ihnen sprechen.“

In demselben Augenblicke kam ein dritter Ritter vor den Thron des Herrn von Beaumont.

Dieses Mal war es aber ein Ritter aus Dufmer's Zuge.

„Was den betrifft,“ sagte der Waffenschmied zu seinem kleinen Nachbar, „so kenne ich ihn, denn ich habe ihm die Rüstung geliefert. Es ist ein friesischer Edelmann und er hat gut bezahlt, aber dennoch ärgert es mich, daß ein so wacker gearbeiteter Harnisch die Brust eines hartköpfigen Schieringers umschließen sollte.“

„Also der Unglücksvogel ist es!“ rief Klas Gerrits aus. „D, der hat uns vor drei Tagen viel zu schaffen gemacht. Ich an Eurer Stelle hätte alle Nägel im Harnisch gelassen, damit er weidlich gezwickt würde.“

„Sind denn heute Alle vom Teufel besessen!“ rief Graf Wilhelm aus. „Das ist nun schon der Dritte. Wenn das so fortgeht, können wir unsere stumpfen Lanzen gegen scharfe Speere vertauschen.“

Sein Staunen stieg aber noch höher, als er die Herausforderung hörte.

Diese lautete:

„Ich, Ceerp Adelen, freier und edelgeborener Frieser, erkläre hierdurch männiglich, gröblich beleidigt und verhöhnt zu sein von Wilhelm, Graf von Holland und Hennegau, der sich widerrechtlich einen Herrn von Friesland nennt. Ich verweigere ihm jegliche Huldigung und Mannschaft, wie ich mich auch erbiere, mein gutes Recht im Kampfe zu behaupten gegen ihn selbst oder gegen männiglich, den er statt seiner gestellen will.“

Waren die beiden ersten Herausforderungen mit Bewunderung angehört, so erregte diese letzte ein Murren und eine Entrüstung, die sich, einem Lauffeuer gleich, der ganzen versammelten Menge mittheilte.

„Der Kerl ist wahnsinnig!“ rief man von allen Seiten. „Wer hat je seinen Lehnsherrn zum Kampfe herausgefordert? In den Sparen mit dem Friesen!“

„Still, meine Herren!“ rief Graf Wilhelm mit lauter Stimme. „Wir nehmen Eure Herausforderung an, Ceerp Adelen.“

„Graf!“ rief Beaumont, „das darf nicht sein. Ich vertrete hier Eure Stelle und werde nimmer erlauben, daß Ihr Euer fürstliches Leben gegen das eines tollgewordenen Knappen einsetzet.“

„Wenn wir recht verstanden haben, mein gnädiger Oheim,“ sagte der Graf mit Ruhe, „so ist dieser Ceerp Adelen auch von Deodat, und dieser wieder von Reinald von Verona gefordert.“

„So ist es,“ antwortete Beaumont.

„Gut! um unnützes Blutvergießen zu verhindern, übertragen wir die Handhabung unseres guten Rechts an Deodat und beschlen Reinald, daß er seine Fehde an Ceerp Adelen übergehen lasse, worauf der Streit morgen zwischen Deodat und Ceerp hier auf

diesem Plaze ausgefochten werden soll, und wir dem Zweikampfe mit unserm ganzen Hofe beizohnen werden.“

Deodat erröthete vor Freude, denn mit dieser Entscheidung des Grafen waren alle seine Wünsche erfüllt. Er konnte nun Seerp bekämpfen, war dagegen des Kampfes gegen seinen alten Freund überhoben und hatte obendrein die Ehre, für den Grafen einzutreten.

Adelen und Reinald waren dagegen unzufrieden, erkannten aber, daß sie, aus der Noth eine Tugend machend, sich mit dem geschehenen Ausspruch beruhigen mußten.

„Wir werden also jetzt zu unsern Plätzen zurückkehren und den Kampf beginnen können. Aber, meine Herren, ich erinnere Sie nochmals, daß heute nur ein Scheinkampf stattfindet, und jeder ernstliche Kampf bis morgen ruhen muß.“

„Dafür werde ich sorgen,“ versetzte der Großmeister des deutschen Ordens, den ebenfalls die Reugierde hatte näher reiten lassen. „Dem ersten meiner Partei, welcher Ernst macht, zerschmettere ich mit eigener Faust den Kopf.“

Beide Parteien ritten zu ihren Plätzen zurück, und bald darauf gab die Trompete das Zeichen zum Angriffe.

Bei dem Kampfe, welcher jetzt beginnen sollte, galt es, über die goldene Schnur hinwegzusetzen und einen der Mohrenköpfe, welche hin und wieder auf Stangen steckten, von der andern Seite als Siegeszeichen hinwegzuholen, während die Gegenpartei sowohl das Hinwegsetzen über die Schnur, wie das Hinwegholen der Köpfe zu verhindern hatte.

Ein zweiter Trompetenton erklang.

Die Herolde riefen, die Damen auf den Tribünen winkten mit Tüchern, die versammelte Menge jauchzte, und etwa zwanzig Ritter von beiden Seiten sprengten mit gefällten Lanzen gegen einander.

Der ritterliche Geist war so groß, daß Niemand versuchte, die vorhandenen Lücken benutzend und den Gegnern ausweichend, über die Schnur zu setzen, um eine Trophäe zu holen, vielmehr Jeder sich seinen Gegenmann ausersah und ihn mit der Lanze aus dem Sattel zu heben versuchte.

Von dumpfem Dröhnen erbebte der Sand und eine dicke Staubwolke wirbelte empor.

Als im nächsten Augenblicke der Staub sich etwas gelichtet hatte, sah man auf beiden Seiten eine Anzahl Ritter und Pferde auf dem Boden liegen und um sie her Trümmer und Splitter von Lanzen, Helmbüscheln und Schildern.

Einige, deren Lanzen zersplittert waren, ritten zurück, um neue zu holen; Andere, welche siegreich ihre Gegner aus dem Sattel gehoben hatten und über die Schnur hinweggesetzt waren, mußten neue Kämpfe mit den Wächtern der Mohrenköpfe bestehen und erlitten vielleicht hier ihrerseits die Niederlage, welche sie vorher Andern beigebracht hatten.

Wenigen gelang es, nach doppeltem Siege mit dem Siegeszeichen auf der Lanze das Ende der Bahn zu erreichen.

Die kriegerische Musik, welche den Kampf begleitet hatte, schwieg, und ein Posaumenton verkündigte das Ende des ersten Angriffs.

Die Besiegten verließen eiligst und beschämt den Kreis; die Sieger aber zeigten den Kampfrichtern ihre Trophäen und kehrten dann im Triumph zu ihrer Partei zurück.

Es wurde eine kurze Frist verstattet, um in den Zelten am Ende des Platzes Erfrischungen zu genießen und von dem Waffenschmiede nöthig gewordene Ausbesserungen der Rüstung vollziehen zu lassen.

Bald aber rief Trompetenschall zu neuem Kampfe, und das bereits beschriebene Schauspiel wiederholte sich noch einige Male.

„Es ist ein Glück für Seerp Adelen,“ wandte sich der Oldermann an den Abt, „daß der Graf seine Forderung nicht für sich angenommen hat. Es ist nicht übertrieben, wenn man den Graf den besten Ritter im deutschen Reiche nennt, denn seht, nun schon zum dritten Male hat er seinen Gegner aus dem Sattel gehoben.“

„Aber auch Seerp hält sich tapfer,“ antwortete der Abt. „Sahst Ihr nicht, wie er den dicken Stiftischen in den Sand streckte?“

„Nun,“ versetzte Aylra, „wir werden bald beurtheilen können, wer der beste Kämpfer ist; schon sind nur noch sechs Paare übrig.“

Die meisten Ritter hatten den Kampfplatz verlassen, weil sie besiegt waren, oder wegen Ermüdung, oder weil sie genug gethan zu haben glaubten.

Allein das Gefecht war darum nur interessanter geworden, denn es galt nicht mehr, gegen einander anzureiten, sondern durch ge-

wandte Wendungen die Gegner zu täuschen oder ihnen zuvorzukommen.

Auf des Grafen Seite waren nur noch Herr von Ligny, Guy von Asperen, Floris von Montfort und die beiden Italiener, während auf der anderen Seite der Großmeister Dufmer, Scerp Adelen und einige andere Ritter den Kampf zu erneuern bereit waren.

„Der Kampf ist ungleich, Freunde,“ bemerkte der Graf, als der letzte und entscheidende Angriff gemacht werden sollte. „Ligny und Asperen werden mit mir die goldene Schnur vertheidigen; Reinald und Deodat bleiben zurück, unsere letzten Mohnköpfe zu schützen, und Montfort bleibt bei ihnen, damit sie einander nicht todtschlagen. Haltet Euch gut und sucht den Ritter mit dem rothen Adler auf dem Helme zu treffen, — er hat schon Manchen von den Unsrigen aus dem Sattel gehoben.“

Indessen war auf der andern Seite der Ritter mit dem rothen Adler zu Scerp geritten und hatte ihn gefragt:

„Nun, habe ich nicht Wort gehalten, wenn ich Euch sagte, daß ich keiner der Schlechtesten beim Turnier sein würde?“

„Und ich,“ antwortete Adelen, „meine ebenfalls genug gethan zu haben. Möchte ich nur den übermüthigen Grafen einmal zum Gegner bekommen!“

„Er weicht Euch aus, wie die Maus der Katze. Indessen hat er keinen schlechten Kämpen für sich gewählt, denn dieser Deodat von Verona ist ein wackerer Ritter.“

Die Posaune ertönte von Neuem.

Von jeder Seite ritten Drei an.

Dufmer hielt den Stoß des Grafen aus und die Lanzen Beider zersplitterten; Ligny verlor gegen Adelen die Bügel und Guy von Asperen wurde von dem Ritter vom rothen Adler aus dem Sattel gehoben.

Dagegen wurden die beiden Sieger an dem Uebersezen der Schnur gehindert und mußten ihre Pferde wenden, um einen neuen Anlauf zu nehmen.

„Ich glaube, daß wir uns als überwunden betrachten müssen,“ sagte der Graf zu dem Großmeister, als sie Beide ihre Pferde wieder aufrichteten.

„Euer Gnaden haben noch Hilfsstruppen,“ antwortete Dufmer.

„Dann müssen wir noch einen Ritt wagen,“ versetzte Wilhelm

und sah sich nach den zurückgelassenen Rittern um, rief aber sogleich aus: „Ha! was sehe ich? schon wieder Streit?“

Mit diesen Worten sprengte er zu Deodat und Reinald, die in höchster Aufregung waren und kaum von Montfort beruhigt werden konnten.

„Kinder!“ rief der Graf, „könnt Ihr Euch denn nicht einen Augenblick mehr vertragen?“

„Wir streiten jetzt nicht mit einander, Herr Graf,“ antwortete Reinald, „sondern sind entrüstet, daß der Ritter vom rothen Adler das mir gestohlene Pferd reitet. Ich hatte es bisher nicht bemerkt, aber Deodat machte mich eben darauf aufmerksam.“

„Und wenn ich nicht irre, so reitet sein Schildknappe meinen Fuchs,“ sagte Deodat.

„Sollte ein so wackerer Ritter ein Pferdedieb sein?“ fragte Wilhelm kopfschüttelnd. „Stelle Dich ihm gegenüber, Reinald, und suche Dein Pferd wieder zu gewinnen; Du aber, Deodat, versuche es mit dem Friesen. Was mich betrifft, so habe ich an der Ehre des heutigen Tages genug.“

Montfort hatte nun mit Dußmer zu kämpfen; die Lanzen Beider glitten über die Panzer der Gegner hin; beide Ritter flogen über die Schnur und kehrten mit der erlangten Trophäe auf der Lanzen spitze zurück.

Anderes endete das Zusammentreffen Adelen's und Deodat's. Sie brachen ihre Lanzen mit gleicher Kraft aber ungleichem Glück, denn das Pferd des Friesen strauchelte und warf seinen Herrn unter dem lauten Jauchzen der Zuschauer in den Bach.

Reinald dagegen wehrte seinem Gegner nicht, über die Schnur zu setzen, ritt aber dann mit emporgehaltener Lanze ihm entgegen.

Der Ritter vom rothen Adler hielt sein Pferd an, als er dieses Benehmen seines Gegners bemerkte.

„Erlaubt, Herr Ritter,“ sagte Reinald, „ich kann nicht gegen Einen, der auf einem mir gestohlenen Pferde sitzt, kämpfen, ohne zuvor zu wissen, wie er zu dem Pferde gekommen ist.“

„Ich habe es gestern auf dem Markte zu Leiden gekauft,“ entgegnete der Andere.

„Ha!“ rief Reinald aus, „die Stimme kenne ich! Ihr seid der falsche Barbanera, der vorgestern mit dem friesischen Mönche sprach!“

„Pfui! Ihr seid ein Spion!“ erwiederte der Unbekannte.

„Und Ihr ein Verräther!“ schrie der Italiener. „Hierher! Ihr Ritter! Dieser Schurke ist ein Verschwörer, ein Landesverräther!“

Mit diesen Worten packte er den Ritter vom rothen Adler bei der Brust.

Der aber warf seine Lanze hinweg, bückte sich, ergriff Reinald bei einem Beine und hob ihn so geschickt aus dem Sattel, daß er auf der andern Seite auf den Boden fiel.

Dann wandte er sein Pferd, galoppirte über den Platz, ietzte mit seinem Pferde über die Schranken, drang durch die erschrockene Menge und verschwand in einer Seitengasse, ehe noch Jemand gewagt hatte, sich ihm zu widersetzen.

Sein Schildknappe, der am Eingange der Schranken gehalten hatte, bemerkte kaum die Flucht seines Herrn, als er ihm sogleich nachfolgte.

Reinald war inzwischen wieder auf sein Pferd gestiegen, ritt vor Beaumont und verlangte, daß man dem Flüchtigen nachsetze und ihn als einen Dieb und Verräther vor Gericht ziehe.

„Die Klage hätte vor dem Beginn des Turniers angebracht werden sollen,“ sagte Beaumont. „Ein Kämpfe, der einmal von den Herolden zugelassen ist, hat freies Geleite und ungehinderten Abzug.“

Graf Wilhelm und Dufmer waren indessen nach dem Platze geritten, wo Adelen besiegt war, und wohin auch Deodat und Montfort zurückgekehrt waren, nachdem der Friese eilig das Feld verlassen hatte.

„Werden wir noch eine Lanze brechen, edler Dufmer?“ fragte der Graf.

„Ich bin jetzt allein,“ antwortete der Großmeister, „und glaube meine Ehre genügend vertreten zu haben, um anzuerkennen, daß der Sieg Eurer Seite verblieben ist.“

„Es stände besser mit Euch, wenn Euch nicht Euer bester Kämpfe verlassen hätte,“ sagte der Graf. „So mögen denn die Kampfrichter ihren Ausspruch thun.“

Beaumont hörte die Kampfrichter an und erklärte dann, daß die Partei des Grafen von Holland gesiegt habe, jedoch dem Grafen, dem Großmeister, Deodat von Verona und Floris von Montfort wegen der bewiesenen Tapferkeit gleiche Preise zuerkannt wer-

den müßten; der Ritter vom rothen Adler und Reinald von Verona würden auf die gleiche Belohnung Anspruch haben, wenn nicht Ersterer sich freiwillig entfernt, Letzterer aber auf unritterliche Weise bei dem letzten Gange das Turnierspiel in einen Faustkampf verwandelt hätte.

„Mit Eurer Erlaubniß, gnädiger Ohm,“ sagte der Graf, „wir wollen anbetrachts der Umstände dem getreuen Reinald denselben Preis zuerkennen, den wir davongetragen haben. Auch haben sich noch verschiedene Ritter auf beiden Seiten ausgezeichnet und verdienen daher, daß der Herold ihre Namen ausrufe.“

Es wurde dem Wunsche des Grafen genügt, und nach kurzer Berathung der Kampfrichter ließ Beaumont durch einen Herold die Namen derer ausrufen, welche sich während des Kampfspiels ausgezeichnet hatten.

Dann folgte die Krönung der Sieger und die Vertheilung der Ehrenpreise, welche in schönen Rossen, goldenen oder silbernen Ketten oder zierlich gearbeiteten Waffen bestanden.

Als auch diese Feierlichkeit beendigt war, erklärte der Wappenkönig das Fest für geschlossen, während der Hofmarschall im Auftrage der Gräfin alle anwesenden Edeln zu dem Festmahle im Lustschlosse des Grafen einlud.

XIV.

Adelen ritt trotz seiner Niederlage ganz langsam zur Stadt hinaus, weil er nicht wollte, daß Jemand seinen Abzug der Scham über seinen Sturz beimeße, und weil er sich bewußt war, tapfer genug gekämpft zu haben, um das Hohngelächter der Menge verachten zu dürfen, welche ihn wegen des Auslaufes im Busche, wegen seiner Herausforderung des Grafen und weil er ein Frieser war, nicht leiden konnte.

Ueberdies war seine Seele zu sehr von den Gefühlen des Verdrußes, der Rache und der Eifersucht eingenommen, als daß er die ihm nachgesandten Beleidigungen hätte bemerken sollen.

Erst als er vor dem Thore angekommen war, gab er seinem Pferde die Sporen und befand sich in wenigen Augenblicken vor der alten Comthurei.

„Wo ist Vater Syard?“ fragte er, als er vom Pferde stieg.

„Der Vater ist eben nach der Zelle zurückgekehrt,“ antwortete Chtske, die gerade auf dem Binnenhofe war. „Ein schöner Ritter, der von Harlem kam, hat wenige Worte mit ihm gesprochen und ist dann weiter geritten.“

„Hatte er nicht einen rothen Adler auf dem Helme?“ fragte Adelen hastig.

„Ob es ein Adler oder ein Ruckuck war, weiß ich nicht, aber was sein Pferd betrifft, so möchte ich wetten, daß es einem der Ritter gehörte, die Euch aus den Händen der Bürger erretteten. — Aber, du liebe Zeit! Junker Seerp! haben sie Euch denn mit Wasser begossen?“

„Schweig, Dirne! und laß dem Vater sagen, daß er sogleich auf meine Stube komme.“

Eine halbe Stunde später war der Mönch bei dem Junker Seerp.

„Hat Eure Herausforderung des Grafen guten Erfolg gehabt?“ fragte der Vater.

Und als Adelen ohne zu antworten mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ging, fuhr er fort:

„Ihr scheint mit dem Ausgange des Turniers wenig zufrieden?“

„Mich soll der Bliß erschlagen!“ fluchte Adelen, „wenn ich nicht morgen mit dem Blute meines Gegners den Schlamm abwasche, der mich heute besudelt hat. Aber sagt mir, was der Ritter vom rothen Adler Euch mitgetheilt hat. Er hat ausgezeichnet gekämpft.“

„Er sagte mir, daß er nach dem Stifte ginge, und wir bald von ihm hören würden. Zugleich theilte er mir mit, daß unsere Zusammenkünfte bekannt geworden wären und man mich aufgreifen würde, wenn ich nicht schnell entflöhe.“

„Werdet Ihr seinem Rathe folgen?“

„Ich habe wenig Neigung, mich den gegen mich gerichteten Angriffen zu entziehen, denn jede hier einem Friesen widersahrende Beleidigung würde nur den Haß unserer Landeute zu noch größerer Gluth ansachen. — Doch, genug davon! Ihr habt mir über den Ausfall des Turniers noch nichts mitgetheilt.“

„Sechs Mal habe ich gesiegt, aber bei dem letzten Gange warf mich mein Pferd in den Bach. Ich werde suchen, morgen glücklicher zu sein.“

Nach diesen Worten leerte er einen vollen Becher auf den glücklichen Ausgang des Zweikampfes und erzählte dann den Verlauf des Turniers.

Bald darauf kamen auch Herr von Aylva und Madzy von dem Feste zurück und beeilten sich, ihren Landsmann aufzusuchen und wegen seines Geschicks zu trösten.

„Ich bedauere Euch von Herzen,“ sagte Aylva, „denn Eure Tapferkeit hatte einen bessern Ausgang verdient; noch mehr aber würde ich Euch bedauern, wenn ich nicht Euern Unfall als eine Strafe des Himmels für Euern Uebermuth ansähe. Welcher böse Geist hat Euch die Tollheit eingegeben, den Graf in seinem eigenen Gebiete herauszufordern?“

„Bedenkt, mein Sohn,“ sagte der Abt in salbungsvollem Tone, „daß der Herr die Demüthigen erhöht und die Stolzen erniedrigt, daher ich, wie Bruder Eward weiß, stets bemüht gewesen bin, bei unsern Brüdern den Hochmuth und Dünkel auszurotten.“

„Wenn Ihr, meine Herren,“ entgegnete Adelen, „bereit seid, die Beleidigungen, mit denen wir hier überschüttet werden, wie süßen Kuchen zu verzehren, so mögt Ihr das thun. Ich meinerseits werde nicht eher ruhen, bis ich den mir und meiner Madzy zugefügten Hohn veraolten haben werde.“

„Ich kann mich keiner Beleidigung entsinnen,“ sagte Madzy.

„D!“ rief Adelen aus, „man hat Dich freundlich empfangen, hat Dir Schmeicheleien und Liebkosungen gesagt — und vielleicht wäre es Dir schon ganz Recht, wenn morgen der italienische Geck den Sieg über Jemand davontrüge, der ein Frieser und Dein Verlobter ist.“

Madzy erbleichte, wurde aber gleich darauf glühend roth und sagte:

„Trostlos würde ich freilich nicht, wenn sich morgen Deine Lanze mit dem Blute dessen röthete, welcher Dir das Leben rettete.“

„Sag' noch mehr! dessen, der Dein Herz gestohlen hat! — Doch wisse, schöne Jungfrau, daß ich morgen, wenn ich den Zweikampf, sei's als Sieger, sei's als Besiegter, überlebe, nicht zugeben werde, daß Du auch nur einen Augenblick länger diese verpestete Luft einathmest.“

„Ceerp Adelen!“ entgegnete Madzy mit Festigkeit; „unsere

Ältern haben uns als Kinder mit einander verlobt. Ich habe Dir stets die Liebe einer Schwester bewiesen und bin nachgiebig gewesen, so weit es die Pflicht einer Braut gegen ihren Verlobten ist. Aber feierlich erkläre ich Dir hiermit, daß nichts in der Welt mich vermögen wird, Dir meine Hand zu reichen, so lange Du auf dem verkehrten Wege bleibst, den Du jetzt wandelst. Findest Du Deinen Stolz darin, ein freier Friesen zu sein, so will auch ich eine freie Friesin sein, nicht aber die Gattin eines Mannes, der schon vor der Heirath eine Sklavin in mir erblickt."

"Von welchem der Hofschmetterlinge habt Ihr es gelernt, so schöne Reden zu halten?" fragte Adelen.

"Madzy hat Recht," sagte dagegen Aylva. "Hat Jemand sie belcidigt, so seid nur Ihr das gewesen. — Allein es wird Zeit, daß wir uns zu dem Feste bereiten. Begleitet Ihr uns, Adelen?"

"Um neuen Hohn zu erfahren? Nein, geht Ihr, wenn Ihr wollt, und sagt dem Grafen, daß ich seine Einladungen verabscheue. Du aber, Madzy, geh', mit Deinen neuen Freunden zu lachen und zu scherzen, vielleicht sogar den armen Adelen zu verspotten, der morgen für Dich und sein Vaterland möglichen Falls in den Tod geht. O! Frieslands Jungfrauen werden Dir bei Deiner Heimkehr Ehrenkränze flechten!"

"Du bist ungerecht, Seery Adelen," entgegnete Madzy, während Thränen in ihre schönen Augen traten. "Kannst Du denken, daß ich gleichgiltig sei bei der Gefahr, die dem Freunde meiner Kindheit droht? — Glaubst Du, daß ich selbst jetzt in der Stimmung sei, einem Feste beizuwohnen? — Nein, mein Vormund, laßt mich hier bleiben und dieses Gebäude nicht eher wieder verlassen, bis wir nach Friesland zurückkehren."

"Ich weiß, daß Dein Herz gut ist," sagte Adelen mit Wärme, "und daß Du auch über das Unglück eines Unbekannten trauern würdest; allein, beim Himmel! lieber möchte ich von Dir verspottet werden, als daß Du mir nur die Theilnahme schenkst, die man für einen Spielgenossen hat. Als Dein Verlobter, als Dein Geliebter fordere ich Deine Thränen, aber Gott weiß, ob dieselben nicht stärker fließen werden, wenn mein Arm den Italiener erlegt, der es wagte, von Liebe mit Dir zu reden."

Madzy schluchzte. Sie wollte sich vertheidigen, konnte aber keinen Laut vorbringen und fühlte, daß Adelen nicht Unrecht habe.

Der rohe Frieſe war ſelbſt entſetzt über die Wirkung ſeiner Worte. Er blieb mit gekreuzten Armen ſtehen und rief aus:

„Iſt es ſo weit gekommen? Hat Madzy Dekama ſich ſo ſehr von den Worten eines Abenteurers bethören laſſen, daß der offene, freie Frieſe gegen ihn zurückſtehen muß? Du antworteſt nicht? Du ſchweigſt? Du ſchlägſt die Augen nieder?“

Und als Madzy fortwährend nur Thränen, nicht aber ein Wort hatte, fuhr er fort:

„O, ich beſchwöre Dich, ſprich nur ein einziges Wort! Sage mir, ob Du noch dieſelbe biſt; ſage mir, daß es nur eine augenblickliche Verblendung, nur eine weibliche Gefallſucht war, welche Dich veranlaßte, ſeinen Schmeichelworten Gehör zu geben. Sage mir nur das, Madzy, um mein Herz zu beruhigen, und Du ſollſt mich ganz verändert finden! Ich werde nicht mehr als Gebieter mit Dir ſprechen, werde Deinen Wünſchen gehorchen, Deinen Willen in Deinen Augen ableſen. O, ich habe bis zu dieſem Augenblicke nicht gewußt, wie heiß ich Dich liebe. Die Furcht, Dich zu verlieren, hat meine Augen erſt geöffnet; ich fühle jetzt erſt die Größe meiner Liebe und kann nicht mehr glücklich ſein, ſo lange ich Deiner Gegenliebe nicht gewiß bin.“

Madzy war in hohem Grade ergriffen.

Mit ſolcher Wärme und ſolchem Gefühl hatte ſie Adelen noch nie ſprechen gehört.

„Ich will Deine Freundin ſein, Adelen,“ entgegnete ſie ihm und reichte ihm die Hand, „aber unter einer Bedingung. Du haſt in meiner Gegenwart den italieniſchen Ritter beleidigt — unterbrich mich nicht; mag er ſein, wer er will, ſeine Herkunft thut nichts zur Sache. Du haſt ihn beſchimpft und zugleich auch mich. Du haſt mich vor ſeinen und Anderer Augen als eine leichte Dirne dargeſtellt, die bereit iſt, ſich an Jeden zu hängen, der ihr ein ſüßes Wörtchen ſagt. Daher verlange ich von Dir, daß Du dieſem Deodat von Berona erklärſt: es reuete Dich die im Eifer Dir entfallenen Worte, Du ſieheſt überzeugt, daß zwiſchen ihm und mir nie ein Geſpräch ſtattgefunden, welches nicht Jeder habe hören können, und daß Du den Schimpf vergeſſen wolleſt, welchen er Dir zur Wiedervergeltung angethan.“

„Du verlangſt mehr, als die Ritterlehre erlaubt, Madzy!“ er-

wiederte Adelen. „Soll ich Jemand um Verzeihung bitten, dessen Faust noch auf meinem Gesichte brennt?“

„Gilt Dir die friesische Geradheit nur so weit, wie sie dient, um Andere zu beleidigen, nicht aber dann, wenn es gilt, sein Unrecht anzuerkennen?“

„Ich will thun, was Du verlangst,“ sagte Adelen; „ich werde heute noch in Deiner Gegenwart dem Italiener die von Dir geforderte Genugthuung geben. Dagegen stelle ich die Bedingung, daß Du sofort nach unserer Rückkehr nach Friesland meine Frau werdest und daß ich Dich noch heute bei Hofe als meine Verlobte vorstellen darf.“

„Die Forderung ist nicht unbillig,“ versetzte Mylva; „auf solche Weise würde allen Beschwerden abgeholfen.“

Madzy erblaßte.

Einen solchen Vorschlag hatte sie nicht erwartet.

Die verschiedenartigsten und widerstreitendsten Gedanken durchkreuzten ihr Haupt.

Aber das menschliche Herz ist um so geneigter, großartige Entschlüsse zu fassen, von je heftigeren Leidenschaften es erschüttert wird.

Sie ermannte sich, trocknete eine hervorquellende Thräne ab und reichte Adelen auf's Neue die Hand.

„Ich glaube in der That, daß Du Recht hast,“ sagte sie mit fester Stimme. „Ja, ich will Deine Gattin werden und Dir erlauben, unsere Verlobung noch heute zu verkündigen, aber dann sei auch besonnen und reize den Grafen nicht weiter. Wäre es möglich, auch den unseligen Zweikampf zu vermeiden — doch, ich sehe, das ist unmöglich.“

„O, es trete in die Schranken, wer da will!“ rief Adelen aus; „durch Madzy's Liebe bin ich unüberwindlich!“

„Gott segne Euch, meine Kinder!“ sagte darauf der Aldermann und drückte Beide an seine Brust; „aber laßt uns die Zeit nicht versäumen, — wir müssen uns zu dem Feste bereit machen.“

Alle verließen darauf das Zimmer, in welchem der Abkömmling der friesischen Könige hochehrent zurückblieb.

Madzy aber war kaum in ihre Stube getreten, als sie sich verzweifelnd in einen Armstuhl warf.

„Was habe ich gethan?“ fragte sie sich. „Ich habe meine

Hand einem Manne zugesagt, den ich nicht liebe und dessen Halsstarrigkeit mich unglücklich machen wird. Und dennoch mußte ich so handeln, um die thörichtesten Grillen zu vergessen, welche der verhängnißvolle Aufenthalt in Holland mir in den Kopf gesetzt hat. Hatte doch früher der Gedanke, Adelen's Frau zu werden, nichts Schreckliches für mich! Und habe ich nicht eben erst gesehen, welchen Einfluß ich auf ihn habe? Vielleicht wird es mir mit des Himmels Hilfe möglich, den starren Sinn meines Gemahls zu mildern. Sein Herz ist gut und bieder; es ist nur eine raue Rinde, welche seine edle Seele verbirgt. Wenn ich es von ihm erlangen kann, daß er seine zügellosen Leidenschaften bändigt, so würde ich mit ihm glücklich sein. Glücklich? — muß man das nicht immer sein, wenn man seine Pflicht thut?"

In diesem Augenblicke wurde sie durch Sytseke aus ihren Träumereien geweckt.

Die kleine Friesin hatte schon lange vor ihrer Herrin gestanden und fragte jetzt, ob es ihr noch immer nicht gefalle, sich anzukleiden. —

Unter den friesischen Geschlechtern, welche stets mit dem größten Eifer die Vorrechte und Freiheiten ihres Volkes vertheidigt hatten, war das der Dekama eins der angesehensten.

Besitzer ausgedehnter Landstrecken, an der Spitze einer großen Schaar von Anhängern und Untergebenen, hatten sie in den Volksversammlungen stets einen, wenn auch nicht überwiegenden, doch gewichtigen Einfluß gehabt.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts war Sjoerd Dekama einziger Herr der weiten Besitzungen des Hauses, die sich längs der Grenze Frieslands von Harlingen bis Dokkum erstreckten. Damals, als fast das ganze Land sich vor dem zunehmenden Einflusse Wilhelm's des Dritten beugte, war Sjoerd Dekama der Einzige, welcher der Herrschaft des Grafen auf seiner festen Etins in Bareradeel trogte.

Gern hätte er mehr noch gethan und seine Landsleute in's Feld geführt, um das, was er ein Joch der Eklaverei nannte, abzuwälzen, aber die innere Zertheiltheit war damals in Friesland zu groß, als daß man mit Erfolg etwas hätte nach Außen unternehmen können.

Der höchste Wunsch Dekama's war es, einen Stammhalter zu

hinterlassen, auf den er seine Güter und zugleich seinen Haß gegen die Fremdherrschaft hätte vererben können. Schon lange Jahre war er mit einer Tochter aus dem Hause der Hattinga verbunden, aber seine Ehe war noch immer kinderlos geblieben.

Wallfahrten nach Kevlaar und Scherpenheuvel, reiche Gaben an Klöster und Kapellen waren versucht, um der Ehe den Segen des Himmels zu erwerben, aber Alles blieb fruchtlos, und schon hatten beide Gatten jede Hoffnung ausgegeben, als endlich, nach zehnjähriger Ehe, Sjoerd Dekama's Gattin fühlte, daß sie Mutter werden würde.

Die Freude war nun auf Dekamastins auf das Höchste gestiegen und der Burgherr malte sich die schönste Zukunft aus.

Da vernichtete des Kindes Geburt alle Hoffnungen wieder: die Burgfrau gab einem Mädchen das Leben und starb selbst im Wochenbette.

Der nieder gebeugte Vater bekümmerte sich wenig um das Kind, welches ihn einestheils fortwährend an den Tod seiner geliebten Gemahlin erinnerte, und ihm doch andererseits, da es nur ein Mädchen war, den Ersatz nicht gab, welcher allein im Stande gewesen wäre, ihm für den Verlust einigen Trost zu gewähren.

Zum Glück nahm eine nahe Verwandte der verstorbenen Burgfrau sich des Kindes an, das sonst nicht nur ein verwaistes, sondern auch ein verwahrlostes gewesen wäre.

Diese liebevolle Frau war Sybe Hattinga, die Gattin Jurwe Adelen's.

Sie empfand Mitleid mit dem bedauernswürdigen Zustande des verlassenen Wesens, erbat sich von Dekama die Gunst, sein Töchterchen mit nach Adelastins zu nehmen und versprach, für dessen erste Erziehung Sorge zu tragen.

Dekama gestand ihr Gesuch gern zu, denn der Mangel des Kindes war ihm mehr und mehr unerträglich geworden.

Sybe Adelen verwandte die liebevollste Sorgfalt auf das freundliche Mädchen, welches sie fast eben so mütterlich liebte, wie ihren einzigen Sohn Seerp, der etwa zehn Jahre älter war, als Madzy.

Seerp aber freute sich, daß seine Mutter ihm ein Schwesterchen mitgebracht habe, schloß sich dem kleinen Mädchen innig an, bewachte es, wenn seine Mutter abwesend war, und verließ gern seine Spiele, um bei der Wiege zu sitzen.

Auch Juwe Adelen hatte das Pflögetöchterchen lieb, fast eben so lieb, wie seinen Sohn, doch liebte er Jagd, Fischfang und Trinkgelage zu sehr, als daß er oft hätte zu Hause sein sollen, daher denn die Erziehung der kleinen Madzy, so wie die Sorge um das Hauswesen, fast einzig seiner Frau überlassen blieb.

Unter den wachsamem Augen dieser edlen Frau verlebte Madzy die glücklichen Tage der Kindheit, innig zugethan ihrer Pflögemutter, wie auch ihrem „großen Bruder“ Scerp, wie sie ihn nannte; wiewohl sie mit dem Letztern, als Beide älter wurden, häufig unangenehme Auftritte hatte, welche durch dessen störriges, eigensinniges Wesen veranlaßt wurden.

So lange Madzy ein kleines Kind war, das in nichts widersprach, hatte sie nichts von Adelen zu leiden; als sie aber dessen Herrschaft sich nicht mehr gefallen lassen wollte, gab es Streitigkeiten. Da aber Madzy sanften und nachgiebigen Charakters war und bei jeder Uneinigkeit bald wieder nachgab, so war der Friede auch bald wieder hergestellt und aller Schmerz rasch vergessen — wie ja das kindliche Alter überhaupt alles Unangenehme leicht vergißt.

Zehn Jahre mochten vergangen sein, als Dekama, der inzwischen allen Freuden der Welt abgestorben einsam und traurig auf seiner Stins gelebt hatte, sich erinnerte, daß er noch eine Tochter habe.

Indessen waren es mehr Verdruß und Neugierde, als Vaterliebe, die ihn nach Adelastins führten.

Toch ach! das unvorbereitete Mädchen riß sich los aus den Armen des finstern schwarzen Edelmannes, welcher es umarmen wollte, und flüchtete an den Hals seiner Pflögemutter.

Dieses Betragen war wenig geeignet, Dekama Zärtlichkeit für seine Tochter einzulößen, doch ließ er wegen der Erkenntlichkeit, die er Sybe Adelen schuldete, seinen Aerger nicht merken. Auch forderte er seine Tochter nicht zurück, worüber sich die edle Frau sehr freute, da sie sich nur ungern von Madzy getrennt haben würde.

Viel Freude fand dagegen der alte Dekama an dem Umgange mit dem jungen Scerp, der nun die Jahre erreicht hatte, wo er in die Welt treten konnte, und dessen hochherziger Charakter eine große Uebereinstimmung mit dem seinigen hatte.

Nur bemerkte Dekama bald, daß die Erziehung des Jünglings in vieler Hinsicht verwahrloßt sei, und er machte daher dem alten

Adelen den Vorschlag, daß Ceery ihn nach Dekamasius begleiten sollte, um ihm als Schildknappe zu dienen und so zu lernen, was ihm noch fehle.

Der Vorschlag war anfangs dem alten Juwe nicht recht, denn er verlor in Ceery einen wackern Jagdgenossen, aber der Jüngling selbst sehnte sich nach Veränderung, und die verständige Mütter wünschte den Sohn aus dem Umgange seines rohen Vaters zu entfernen.

So kam es denn, daß Dekama's Anerbieten endlich angenommen wurde und Ceery mitzog nach Dekamasius, wo er sich auch in allen ritterlichen Uebungen so vervollkommnete, daß er, wie wir sahen, in einem Turnier auftreten konnte.

Zugleich aber nahm er des alten Dekama freiheitathmende Ideen an und den nationalen Troß, welcher den alten Edelmann charakterisirte und der, wie das oft geht, von dem Zöglinge noch weit überboten wurde.

Drei Jahre später fand Juwe Adelen seinen Tod in Folge eines zwischen den Schieringern und Fettkäufern während einer Jagdpartie entstandenen Streites. Einige der Edeln, welche der Partei der Schieringer zugethan waren, hatten nämlich das Feuer auf das Brennmaterial gelegt, was die Fettkäufer nicht leiden wollten, da sie gewohnt waren, sich dadurch zu unterscheiden, daß sie die Törse auf das Feuer legten. Die kurz vorher noch fröhlichen, aber durch Getränke erhitzten Jagdgenossen zogen ihre Dolche und Schwerter. Juwe Adelen, obschon sanften Charakters, sah sich doch genöthigt, Partei zu nehmen und erhielt im Gefecht eine tödtliche Wunde.

Bei der Nachricht von diesem Vorfalle kehrte Adelen auf seine Stins zurück, um sein Erbgut in Besitz zu nehmen und den Tod seines Vaters zu rächen.

Er zeigte bald, daß seine Untergebenen und Nachbarn an ihm keinen so milden Herrn und freundlichen Nachbar haben würden, wie sein Vater gewesen war; und sein erstes Geschäft war es, seine Kriegsknechte zu rüsten, die Mörder seines Vaters auf ihren Stinsen zu überfallen und sie des Lebens zu berauben.

Diese Mordthaten wurden zwar gesühnt, aber nicht, ohne daß ein bedeutender Theil von den Gütern der Bestiegenen in Adelen's Besitze blieb, während seine kühne That ihm bei seiner Partei einen großen Namen machte.

Nur die sanften Ermahnungen seiner Mutter und Madzy's schweesterliche Rathschläge hielten ihn etwas im Zaum und hinderten ihn wenigstens eine Zeit lang, sich in neue Streitigkeiten einzulassen. Doch fürchtete die edle Frau, daß ihr Sohn, wenn sie einst ihrem Manne nachgefolgt sein und er der Leitung entbehren würde, sich ganz dem Einflusse seines herrschsüchtigen Wesens hingeben möchte.

Ihr sehnlichster Wunsch war es daher, daß Madzy durch ihr richtiges Urtheil, ihren scharfen Verstand und ihre sanfte Gemüthsart ihrem Sohne einst eine Führerin auf seinem Lebenswege sein möchte. Madzy, die nie einen andern jungen Mann, als Ceerp, kennen gelernt hatte und eine schweesterliche Zuneigung zu demselben hegte, war den Wünschen ihrer Pflegemutter nicht entgegen und gewöhnte sich gleichsam von selbst an den Gedanken, ihre Tage dereinst als Burgfrau auf Adelastrins zu verleben.

Was Ceerp betraf, so betrachtete er Madzy noch zu sehr als Kind, als daß er ernstlich daran hätte denken sollen, ihr den Hof zu machen, obgleich er den Wunsch seiner Mutter theilte, da er voraussah, daß Madzy dereinst ein artiges und liebes Weibchen werden würde.

Auch schmeichelte ihm der Gedanke, daß die Besitzungen der reichen Erbin von Dekama ihn dereinst zu dem mächtigsten Edelmann in ganz Friesland machen würden.

Die stille Lebensweise, welche Madzy seit ihrer frühesten Kindheit auf Adelastrins geführt hatte, sollte indessen aufhören. Die Frau von Adelen, welche seit einigen Jahren bereits von einem auszehrenden Leiden heimgesucht war, fühlte das Nahen ihres Endes. Noch auf dem Sterbebette gab sie den innigsten Wunsch zu erkennen, daß Madzy ihres Sohnes Gattin werden möchte, und als das tief ergriffene Mädchen nicht zu antworten vermochte, legte sie die Hände der Beiden, die sie am meisten geliebt hatte, ineinander und entschlief schmerzlos, getröstet durch den Gedanken, daß sie ihrem Sohne eine brave Frau erzogen habe.

Als Sjoerd Dekama diesen Todesfall erfuhr, sah er ein, daß er nun die lange vernachlässigte Tochter auf seine Stins zurücknehmen müsse. Er sandte seinen Schloßvogt, um sie abzuholen, und sie kam zu ihm, eine Fremde in dem Hause ihres Vaters.

Freilich war der alte Dekama innerlich stolz auf seine Tochter, als er sah, wie schön und lebenswürdig sie geworden sei, allein

seit so langer Zeit war seine Etins von keinem weiblichen Wesen bewohnt worden, daß es ihm schwer fiel, ihr die Gemächlichkeiten zu verschaffen, welche ihr Geschlecht und ihr Stand erforderten, und das junge Mädchen führte daher ein höchst trauriges Leben in Gesellschaft eines Mannes, der allem Umgange mit Frauen ganz abhold war.

Anfangs kam Seery Adelen bisweilen und brachte einige Abwechslung in das einförmige Leben, allein seit er in Streit mit den Mönchen von Vidlum gerathen war, wurden seine Besuche seltener und hörten endlich ganz auf.

Aber auch die gegenwärtige Lage des Fräuleins von Dekama sollte nur von kurzer Dauer sein. Dekama starb, ehe ein Jahr vergangen war, an einem Schlaganfalle, dem man seiner Wuth darüber zuschrieb, daß Staveren und zwei andere friesische Städte die Feigheit gehabt hätten, dem Grafen von Holland als ihrem Herrn zu huldigen.

In seinem Testamente bestimmte er, daß Herr von Aylva, sein Waffengefährte aus früherer Zeit, fast der einzige Mann, der ihm nicht verhaßt war, der Vormund seiner Tochter werden sollte.

Aylva hatte kaum den Willen seines verstorbenen Freundes gehört, als er nach Dekamastins eilte.

Madzy hatte den Oldermann bisher nicht persönlich gekannt, aber ihr Vater hatte ihn ihr oft als einen vollkommenen Ritter gerühmt, der nur den einen Fehler habe, daß er zu wenig Frieser sei, was Dekama den Reisen des Oldermanns in das Ausland zuschrieb.

Bei näherer Bekanntschaft mit dem Vormunde lernte Madzy den liebenswürdigen und edeln Charakter desselben kennen.

Mit Verwunderung erkannte sie nun, daß es noch eine andere Art von Menschen gebe, als ihr Vater und Adelen waren. Sie hörte nicht mehr auf fremde Sitten schelten, hörte nicht mehr ausschließlich das rein Friesische empfehlen, sondern vernahm von Gewohnheiten und Gebräuchen, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt hatte, lernte einen gebildeten und feinen Ton kennen, der weder auf Dekamastins, noch auch auf Adelasins jemals bekannt gewesen war.

Mit Freude nahm sie daher das Anerbieten des Herrn von Aylva an, einige Zeit auf seiner Etins in Gesellschaft seiner Schwester zu

leben, und an diesem neuen Aufenthaltsorte entwickelten sich die schönen Anlagen, welche Madzy von Natur hatte, vollständig.

Die beiden Fräulein von Aylva waren zwar jünger, als ihr Bruder, aber doch alt genug, um Madzy durch ihr Beispiel zu leiten, und gewährten ihr eine eben so angenehme, wie lehrreiche Gesellschaft. Beide waren nicht nur in den damals üblichen weiblichen Arbeiten, sondern auch in Gesang und Saitenspiel bewandert, und Madzy ließ ihre Lehrerinnen bald hinter sich zurück.

Außerdem wurde Aylvastins oft von willkommenen Gästen besucht, die sowohl durch den herzlichen und angenehmen Umgang des OIdermanns, wie durch die Talente der Schwestern angezogen wurden, und so verflossen denn die schönen Tage von Madzy's Jugend in der angenehmsten Weise.

Inzwischen war Seery Adelen durch die Beredsamkeit des Pater Syard bewogen, mit den Mönchen von Lidlum Frieden zu schließen.

Er dachte nun wieder an Madzy und machte sich Vorwürfe, daß er dieselbe eine Zeit lang vernachlässigt habe.

Aber er betrachtete seine Heirath zu sehr als eine abgemachte Sache, als daß er sich bei dem ersten Besuche auf Aylvastins wegen der langen Vernachlässigung seiner Braut hätte entschuldigen sollen.

Madzy hatte in der letzten Zeit wenig an ihn gedacht und betrachtete ihn nicht mehr mit dem furchtsamen und ehrerbietigen Blicke, wie früher. Er war ihr jetzt nur noch ein unhöflicher und roher Landjunker, der noch Vieles lernen müsse, um sie zu gewinnen, und wenn Adelen von der bevorstehenden Verheirathung sprach, so wandte sie ein, daß sie noch viel zu jung sei.

Dieses war die Lage der Dinge, als Vorgänge in Stavereu stattfanden, welche den Beschluß in dem Beerstal oder der Landesversammlung der Friesen veranlaßten, drei Abgeordnete an den Grafen von Holland zu senden.

Die Wahl der Geistlichkeit fiel auf den Abt von Sanct Odulf, der als Nachbar von Stavereu das meiste Interesse bei der Sache hatte und das Vorgesallene am Besten mußte beurtheilen können. Der Oostergoo ernannte Aylva, da derselbe nicht nur durch seine bedeutenden Besitzungen, sondern auch als OIdermann von Leuwarden einen großen Einfluß hatte. Im Westergoo wählte man Seery Adelen, weil man sich vor seiner Macht beugte.

Besorgt, daß Madzy während der Gesandtschaftsreise von irgend einem Liebhaber abtrünnig gemacht werden könnte, drang Adelen darauf, daß Aylva sein Bündel mit nach Harlem nehme, indem er jedoch zugleich den Wunsch nicht verhehlte, daß sich Madzy dort so wenig wie möglich öffentlich sehen ließe.

Aylva war gern bereit, den ersten Theil des Wunsches zu erfüllen, wobei es ihm nur leid that, daß seine Schwestern, die indessen geheirathet hatten, das junge Mädchen nicht begleiten konnten; erklärte dagegen in Bezug auf den zweiten Wunsch, daß er keinen Grund sehe, Madzy die Bergnügungen zu versagen, welche ein kurzer Aufenthalt in Holland ihr gewähren konnte.

Madzy selbst hob jedoch alle Schwierigkeiten, indem sie erklärte, daß sie nur mitginge, um für alle Bequemlichkeiten zu sorgen, an welche ihr Vormund gewöhnt sei, während sie gar kein Verlangen trage, öffentlich zu erscheinen und den seiner gebildeten holländischen Damen etwa zum Gespött zu dienen.

Die gute Madzy hatte aber nicht bedacht, daß diese Reise sie in Verhältnisse bringen würde, von denen sie bisher keine Idee gehabt hatte. Sie fand sich auf ein Mal, ohne zu wissen, wie? als Bankapsel an den Hof des Grafen geschleudert, geschmeichelt, bewundert und beneidet. Sie hatte die süße Sprache von Rittern gehört, mit denen der plumpe Adelen keinen Vergleich aushalten konnte, und war zu sehr Weib, um nicht Behagen zu finden an der höfischen Sprache des Grafen von Holland und seiner Edeln. Ihr Herz schlug lauter, wenn sie sich den wackern Deodat vorstellte mit seinem hellen, freundlichen Blick, seinem sanften Benehmen, seiner einnehmenden Stimme und seinen gefälligen Sitten.

„Was kann mir aber das Alles helfen?“ fragte sie sich, während Sytske ihren Kopfspuß ordnete; „es würde von Deodat Thorheit sein, mich zu lieben, und von meiner Seite noch größere Thorheit, seiner Liebe Gehör zu geben. Rimmer würden die Friesen einen Ausländer als Madzy Dekama's Gemahl dulden, und mein guter Name wäre für ewig verloren, wenn ich mein Vaterland verleugnen und einem Fremdlinge ohne Vermögen und Herkunft folgen wollte. Nein, wenn ich Ruhe und Glück genießen will, so muß ich Beides im Lande meiner Väter suchen, und dazu ist es nöthig, daß ich auch den friesischen Sitten treu bleibe.“

XV.

Das auf dem Jagdhaufe des Grafen veranstaltete Mahl übertraf alle bisher in Holland gegebenen Gelage an Pracht und Reichthum.

Das Wetter, sonst so unbeständig in jenen Gegenden, war seit geraumer Zeit so günstig, als wäre es zur Feier von Festen ausgesucht gewesen, und man hatte daher ohne Mühe alle Vorbereitungen auf dem Vogelgesang treffen können.

Da das Jagdhaus zur Aufnahme so zahlreicher Gäste zu klein war, so hatte man vor demselben im Freien mehre Tafeln aufgeschlagen und mit Bänken umgeben, deren rohe Arbeit durch kostbare Decken und Polster versteckt wurde.

Auf einer der Tafeln prunkten zwei vollständige Kastele mit Bollwerken und Thürmen, von denen die Banner des Grafen weheten, und in welchen sich ein Theil der Hornbläser befand, die während der Mahlzeit die Gesellschaft mit ihrer Musik erheitern sollten.

Unter den alten Linden standen Schenktische, auf welchen blinkende Kannen und Kühlfässer von verschiedener Form und verschiedenen Metallen prangten. Neben diesen Schenktischen standen als Wächter zahme Bären mit langen Spießern, die sie bei der Annäherung der Gäste grüßend senkten.

Die größte Bewunderung erregten drei künstliche Elephanten, die aber — zu Ehren des gräflichen Wappens — mit rothen, gelben und schwarzen Streifen bemalt waren. Aus dem Rüssel des einen strömte Rheinwein, aus dem des zweiten ein weißer Franzwein, und aus dem des dritten Claret.

Auf der Mitte der Tafel, an welcher die gräfliche Familie nebst den vornehmsten Herrschaften saß, stand eins der mechanischen Kunstwerke, an welchen man in jenen Zeiten großen Gefallen fand. Es war das ein Baum mit goldenen Blättern und silbernen Blüthen, auf dessen Zweigen kunstreich gearbeitete Vögel saßen, welche mit den Flügeln schlugen und artige Melodien pffifen.

Es war etwa um sechs Uhr Abends.

Schon waren die meisten Gäste versammelt und wanderten in den anmuthigen Gängen auf und nieder, mehr um die Zeit zu vertreiben, als um ihre Eßlust zu schärfen.

Diese letztere hatte sich in Folge der mannigfachen Thätigkeit, welche der Tag mit sich führte, ohnedies sattfam eingefunden, so daß Mancher die Pferde beneidete, welche sich in den in Eile errichteten Nothställen an reichlich herbeigeschafftem frischem Futter labten.

Endlich erschien der Graf mit seinem Gefolge.

Seine Stirn schien umwölkt, und so sehr er sich auch bemühte, seine Gäste freundlich und heiter zu bewillkommen, so entging doch Keinem seine üble Laune.

Er hatte böse Nachrichten von Utrecht erhalten.

Stets war es das Streben des Grafen von Holland gewesen, einen Lehnsmann oder nahen Verwandten auf den bischöflichen Sitz zu Utrecht zu bringen, um sich ihren Einfluß auf das Stift zu bewahren. Aus diesem Grunde hatte auch Wilhelm der Vierte dem Jan van Arkel, dem Sohne eines seiner mächtigsten Vasallen, die Mitra verschafft.

Aber Jan van Arkel entsprach, wie wir bereits wissen, den Absichten seines Beschützers sehr wenig. In den kräftigsten Mannesjahren, wider seinen Willen zum geistlichen Stande bestimmt, einem hochstrebenden und stolzen Geschlechte entsprossen, das nur ungern irgend Jemand über sich erkannte, hatte der ritterliche junge Mann keine Lust gespürt, bloß dem Namen nach Bischof, in der That aber eine von dem Grafen am Gängelbände geleitete Puppe zu sein. Er löste die an den Grafen verpfändeten Besitzungen ein und ging selbst nach Grenoble, um unverantwortlich für die Widerspenstigkeiten des Stiftes gegen den Grafen zu sein, deren Seele er eigentlich war.

Um seinen Einfluß wieder zu gewinnen, hatte der Graf, als Schirmherr des Bisthums, Einsicht in die Rechnungen desselben verlangt.

Aber nach Beendigung des Turniers wurde ihm von einem Eilboten ein Brief überbracht, in welchem das Kapitel jene Einsicht auf das Bestimmteste verweigerte.

In der ersten Aufwallung des Zornes hatte der Graf einen Gehdebrief an das Stift abgesandt, und es war eben der durch diesen Vorfall erregte Mißmuth, der noch in seinen Augen zu lesen war.

Während diese seine Gemüthsstimmung nur eine neue Veranlassung erwartete, um sich in heftigen Ausbrüchen des Zornes zu äußern, trat Adelen zu ihm, Madzy an der Hand führend und von seinen Mitabgeordneten begleitet.

Ein feinerer Menschenkenner würde die zusammengezogenen Brauen des Grafen bemerkt und erkannt haben, daß sich dieselben bei dem Vortreten des Friesen noch enger zusammenzogen; er würde sich gefürchtet haben, den Löwen zu reizen, würde einen günstigern Augenblick abgewartet haben — aber Adelen war nicht der Mann, der solche Rücksichten genommen hätte.

Reck trat er vor den Grafen und sagte, indem er ihm Madzy vorstellte:

„Herr Graf! Gestern hatte Madzy fünfzig Bewerber, die es aber nur dem Scheine nach waren; heute hat sie einen Verlobten, der es aber aufrichtig meint. Ich würde Euch bereits gestern meine Verlobung angezeigt haben,“ fuhr er dann fort, indem er seine Stimme genugsam steigerte, um von dem nicht fern stehenden Deodat gehört zu werden, „war aber meiner Sache noch nicht ganz gewiß. Besonders thut es mir leid, daß ich in Folge eines Irrthums die Absichten dieses Ritters“ — er zeigte auf Deodat — „verkannt habe. Ich nehme meine Worte zurück und erkläre, daß ich bereue, ihn beleidigt zu haben, seit ich das wahre Sachverhältniß erfuhr. Sofort nach unserer Rückkehr nach Friesland, die hoffentlich recht bald stattfinden wird, soll unsere Vermählung vollzogen werden.“

Graf Wilhelm hörte zwar diese Anrede bis zu Ende, gab aber während derselben vielfache Beweise seiner Ungeduld, selbst des Mergers und Zornes, was indessen Adelen nicht bemerkte.

Als jedoch Adelen geendigt hatte, vermochte sich der Graf nicht länger zu bezwingen.

Die Verbindung Madzy's mit dem Friesen vereitelte einen seiner Lieblingspläne — Holland und Friesland durch eine Verheirathung der reichen Erbin mit einem seiner Vertrauten mehr zu nähern — und des Friesen kecke Sprache, die er bisher nur aus Politik geduldet hatte, wurde ihm nun ganz unerträglich.

Er stieß heftig mit seinem Stocke auf den Boden, blickte den Friesen mit zornglühenden Augen an und rief aus:

„Bei Sanct Japik! grober Frieser! seid Ihr denn so sicher

den morgenden Tag zu überleben, daß Ihr bereits einen Hochzeitstag ansteht? Bei allen Heiligen! die Jungfrau ist älternlos, und ich, als Landesherr, bin ihr gesetzlicher Vormund, daher Niemand sie heirathen wird, der nicht unsere Zustimmung hat."

Alle Umstehenden wurden durch diesen Ausbruch des Zornes erschreckt, und selbst Adelen war so bestürzt, daß er für einige Augenblicke verstummte und unwillkürlich die Hand an den Griff seines Säbels legte.

Beaumont, der als des Grafen guter Engel stets an dessen Seite stand, flüsterte diesem aber schnell in das Ohr:

"Bedenkt, was Ihr thut! Bedenkt, daß wir uns keine neuen Feinde auf den Hals laden dürfen."

Aber durch diesen wohlgemeinten Rath wurde nur Del in das Feuer gegossen.

"Hole der Teufel alle Nachsicht!" rief der Graf aus. "Was bin ich? Bin ich der Herr dieser Lande, oder nur ein Spielball in den Händen meiner Unterthanen? Lange genug haben wir die Plumpheit dieses Vasallen ertragen, der es nur darauf anlegt, uns zu beleidigen. Bei Sanct Japik! hätten wir nicht unser Ritterwort gegeben, den auf morgen angeetzten Zweikampf gestatten zu wollen, so läge dieser Scerp Adelen schon längst in dem Verliese unseres Schlosses im Haag."

Adelen hatte indessen seine Entschlossenheit wieder erlangt und wollte eben dem Grafen eine rasche Antwort geben, als Aylva ruhigen Schrittes vortrat und das Wort nahm.

"Graf!" redete er diesen an. "Wenn Scerp Adelen Euch heute Morgen beleidigte, so bin ich weit entfernt, ihn deshalb zu entschuldigen. Allein wir durften erwarten, an dem Hofe Wilhelm's des Guten, des Herrn aller Könige, des vollkommensten Ritters Europa's, die Gastfreundschaft zu finden, auf welche wir als Eingeladene und als Gesandte doppelten Anspruch haben. Da dieses nicht der Fall ist, so werden wir Ew. Gnaden einer Gesellschaft überheben, welche Euch lästig geworden ist."

Der Graf hörte diese Worte an und biß während derselben auf den Knopf seines Stockes, mit welcher Beschäftigung er noch fortfuhr, als Aylva bereits geendet hatte.

Daher war Aylva schon im Begriffe, sich mit einer Verbeugung

zu beurlauben, als Beaumont zu ihm trat und ihn bei der Hand zurückhielt.

„Bleibt, edler Aylva,“ sagte er. „Die Worte des Grafen galten Euch nicht.“

Zu dem Grafen gewandt fuhr er dann fort:

„Mein edler Nefse! Diese Edelleute sind Eure Gäste. Laßt sie nicht mit einer so schlechten Erinnerung an Eure fürstliche Gastfreundschaft abziehen.“

„Wir haben sie nicht gehindert, von derselben Gebrauch zu machen,“ versetzte Wilhelm stolz, „aber es war an der Zeit, ihnen eine Belehrung zu ertheilen, welche sie eigentlich von unsern Herolden hätten empfangen sollen.“

Damit entfernte er sich eilig und ging auf die Gräfin zu, welche an dem andern Ende des Plazes zwischen edlen Frauen und Jungfrauen stand.

Die meisten Umstehenden folgten dem Grafen, und nur der alte Wappenkönig, welcher die letzten Worte Wilhelm's nicht überhört hatte, trat auf Adelen zu, um in halb freundlichem, halb strafendem Tone denselben in der Etikette zu unterweisen, während Beaumont und Teylingen bemüht waren, den Aldermann und den Abt zu bewegen, daß sie nicht um eines, dem Grafen im Aerger entfallenen Wortes willen das Fest verlassen möchten.

„Ihr müßt wissen,“ belehrte der alte Baypaert den trotzigen Friesen, „daß man den Grafen nicht anreden darf, ohne zuvor durch einen Herold die Erlaubniß dazu erbeten zu haben. Sollte kein Herold da sein, so wendet man sich an einen gräflichen Schildknappen, und fehlt auch ein solcher, an einen der dienstthuenden Pagen. Ich verwaltete mein Amt bereits unter Graf Floris, der so herablassend war, daß er ein Opfer seiner übertriebenen Güte wurde; dann unter Graf Johann dem Ersten, der die Sanftmuth selbst war; dann unter Graf Johann dem Zweiten, welcher in jeder Weise strebte, das Wohlwollen seiner Unterthanen zu erwerben; jetzt unter Graf Wilhelm dem Guten, dessen Beiname schon genügend andeutet, was er ist, — aber keiner von allen diesen edlen Grafen duldete je, daß ein Untersasse, und wäre er ein Bannerherr gewesen, unangemeldet das Wort an ihn richtete, sei es bei der Tafel, sei es beim Spiel, — mit alleiniger Ausnahme der

Berwandten des gräßlichen Hauses, z. B. der Herren van Brederode, van Boorne, van —“

„Das Alles ist schön und gut,“ unterbrach den Sprechenden Seerp Adelen, der schon gelangweilt wurde durch diese Predigt, und kein Mittel des Entweichens fand, weil ihn der alte Mann beim Armel festhielt, „aber wir Friesen gehen am Liebsten unsern eigenen Weg und sprechen, was und wo und wann es uns gelegen ist. Aber der Graf soll über meine Worte nicht mehr zu klagen haben.“

„Ihr habt nicht nur mit Worten gefehlt,“ versetzte der unerbittliche Wappenkönig, „sondern auch mit Handlungen, indem Ihr Eure Braut dem Grafen vorstelltet. Das hätte durch den Vormund der Jungfrau geschehen müssen, welcher sie einer Edelfrau der Gräfin anzuvertrauen hatte, durch welche sie dann auf eine, vorher von dem Grafen näher bestimmte Weise Sr. Gnaden vorgestellt wäre, worauf besagte Jungfer Braut —“

„Ja, Ihr habt Recht — meine Braut!“ rief Adelen aus und sah sich plötzlich erschreckt nach allen Seiten um, „meine Braut! — wo ist sie?“

Mit diesen Worten schob er die ihn umstehenden Herolde, Page und Hofbeamten, welche sich an dem wichtigen Tone ergöhten, in welchem der alte Paypaert die Regeln der Hofetikette vortrug, stürmisch zur Seite und schaute rund um, ob er nicht Madzy irgendwo entdeckte.

Madzy war erschreckt zurückgewichen, als sie die Wuth des Grafen sah, und in kleiner Entfernung stehen geblieben, ohne in diesem Augenblicke Jemandes Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Indessen sie sich auf diese Weise allein und in jener peinlichen Lage befand, in die sich ein junges Mädchen versetzt fühlt, wenn es sich, getrennt von den Seinigen, mitten unter Fremden sieht, wurde das Peinliche dieser Lage noch durch das unerwartete Nahen eines Bären erhöht, der zwischen den Herolden und ihr frisch einherschritt.

Das ungeschlachte Thier hatte sich wahrscheinlich auf seinem Posten gelangweilt und zog daher einen kleinen Lustgang vor.

Madzy war jedoch wenig erbaut über diese ihr fremde Erscheinung und wich noch weiter zurück bis in einen der bogigen Laubengänge, welche den Platz umgaben.

Hier trat Deodat plötzlich zu ihr.

„Nur ein Wort, edles Fräulein,“ sagte der junge Ritter. „Ich fühle, wie wenig Zeit und Ort geeignet sind, aber Noth kennt kein Gebot und überdies ist es das letzte Mal, daß ich Euch mit einer Anrede belästige.“

„Ritter!“ erwiderte Madzy, „ich bin Seerp Adelen's Braut und darf Euch nicht anhören. Erlaubt, daß ich zu meinem Vormunde zurückkehre.“

„Nur einen Augenblick!“ wiederholte Deodat in bittendem Tone. „Es ist, als hätte der Himmel selbst mir diese Gelegenheit gesandt, und ich darf sie daher nicht unbenutzt verstreichen lassen. Bedenkt, daß ich morgen auf Tod und Leben mit Eurem Verlobten kämpfen muß.“

„Ich weiß das nur zu gut,“ antwortete Madzy mit bebender Stimme. „Ist es nicht möglich, diesen Zweikampf rückgängig zu machen?“

„Seerp Adelen ist zu trotzig, um sich zu beugen, und von seiner Seite wird daher kein Zurücktreten erfolgen. Was mich betrifft, so würde ich gern mein Leben hingeben, ehe ich die Lanze gegen Jemand fällte, der, wie ich sehe, Euch theuer ist, — allein ich habe nicht für meine Ehre allein zu kämpfen, sondern es ist die Sache meines Gebieters, die meinem Arme und meiner Ehre anvertraut ist, und ich würde in den Augen der gesammten Ritterschaft entehrt sein, wenn ich mich bei dem bevorstehenden Kampfe nicht so benehmen wollte, wie es meine Pflicht ist. So ist also keine Möglichkeit vorhanden, den Kampf zu vermeiden.“

Madzy schlug schweigend die Augen nieder.

Sie fühlte, daß Deodat Recht habe.

„Ich wollte Euch daher nur bitten, es mir nicht zu verargen, wenn ich bei dem Zweikampfe meiner Pflicht als Ritter genüge. Will es die Vorsehung, daß Adelen durch meine Hand falle, so haßt mich, aber rechtfertigt mich in Euerm Herzen, weil ich nicht anders handeln konnte.“

„Wenn diese Versicherung etwas zu Euerm Glücke beitragen kann —“ begann Madzy seufzend.

„Das Glück und ich haben Abschied von einander genommen,“ unterbrach Deodat die junge Friesin. „Warum sollte ich es länger

verhehlen, ich liebe Euch, und weiß nun, daß ich keine Hoffnung hegen darf."

"Ritter!" bat Madzy, „verlaßt mich! Es geziemt sich nicht für mich, daß ich Euch länger anhöre. Man hat Euch wahrscheinlich gesehen, man wird uns belauschen — man hat uns bereits belauscht."

Bei diesen Worten stieß sie einen ängstlichen, halberstickten Schrei aus, denn neben ihnen stand Reinald leichenblaß, die Arme gekreuzt und die Augen vor Zorn funkelnd.

Reinald hatte sich, als er von Deodat's Treulosigkeit gegen ihn überzeugt zu sein glaubte, in jenem Zustande heftiger Gemüthsbewegung befunden, in welchem Verstand und Herz durch das erhitzte Blut übertäubt werden und der Mensch unfähig ist, richtig zu fühlen und richtig zu unterscheiden.

Reinald's Charakter erlaubte keinen Mittelweg zwischen Liebe und Haß; so innig er früher seinen Feind geliebt hatte, so heftig war er daher jetzt gegen ihn aufgebracht.

Er war etwas spät zu dem Feste gekommen, hatte daher von dem Wortwechsel zwischen dem Grafen und Seery Adelen nichts vernommen, wohl aber aus hier und da aufgegriffenen Worten ersehen, daß die schöne Friesin verlobt wäre, ohne recht begreifen zu können, mit wem? Und als er sich dem fürstlichen Paare genähert, hatte er aus dem Munde des Grafen die Aeußerung gehört:

„Das junge Mädchen darf den plumphen Friesen nicht heirathen! Wenn Deodat morgen siegt, so soll sie entweder der Lohn seiner Tapferkeit werden, oder in ein Kloster gehen!"

Damit hatte Reinald genug gehört.

Wüthend suchte er Deodat auf, ihn wegen seiner Treulosigkeit zur Rede zu setzen, und fand ihn — bei Madzy.

Deodat ließ sogleich Madzy's Hand los und wollte mit Reinald sprechen, aber dieser ließ ihm keine Zeit dazu.

„Du sollst mich nicht länger mit gleißenden Worten hintergehen, listiger Verräther!" rief er aus. „Was ich sah, das ist mir genug! Hier ist Deine Strafe!"

Mit diesen Worten zog er seinen Dolch und stieß ihn in Deodat's Brust.

Dieser schwankte und fiel.

Mit einem Schrei des Entsetzens sprang Madzy hinzu und fing den Verwundeten in ihren ausgebreiteten Armen auf, worauf sie ein Anie zur Erde beugte und mit dem andern das Haupt Deodat's stützte.

Reinald hatte seinen Dolch fallen lassen, und war unbeweglich stehen geblieben.

„Du hast recht gehandelt, Bruder!“ stammelte Deodat, dessen Antlitz bereits von der Blässe des Todes überzogen wurde, „und doch hätte es nicht von Deiner Hand geschehen sollen, die — fliehe, Reinald, fliehe! — Es ist mir süß, so zu sterben.“

Sein brechendes Auge ruhte mit inniger Liebe auf Madzy.

Bald aber schloß es sich. Sein Haupt sank nieder, gleich dem eines Todten.

Reinald bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und entfloh dann in das Gebüsch.

Fast in demselben Augenblicke erschien Adelen in Begleitung einiger Edelleute.

„Was zum Henker!“ rief Adelen aus, „was bedeutet das? Madzy hält einen Fremden in den Armen!“

„Hilfe!“ rief ihm Madzy entgegen; „um des Himmelswillen, Hilfe! Er stirbt! Wenn Ihr brave Ritter seid, so helft und seht dem Mörder nach, der dort in das Gebüsch entflohen ist.“

„Wer ist der Mörder?“ fragten mehre Stimmen.

„Sein Freund, der schwarze Italiener.“

„Reinald!“ riefen Alle bestürzt aus, und Mehre eilten in das Wäldchen, ihm nachzusehen.

„Ich bin ihm vielleicht Dank schuldig,“ sagte Adelen finster und ruhig, indem er abwechselnd Deodat und Madzy anblickte.

„Er ist todt und wird keine Eifersucht mehr bei Dir erregen,“ entgegnete Madzy halblaut und in einem Tone, welcher ihren tiefen Schmerz verrieth.

„Madzy! mein Kind!“ rief Aylva, der inzwischen mit mehren Gästen herbeigekommen war. „Bedenke, wo Du bist, und was Du thust!“

Er nahm sie bei der Hand, um sie von diesem Schauplatz des Elendes zu entfernen. In diesem Augenblicke fielen seine Augen auf die starren Züge des Ermordeten, und ein kalter Schauer durchlief seine Adern.

Er hatte den Tod unter allen Gestalten gesehen, er war daran gewöhnt, den blutigen Tod auf dem Schlachtfelde zu schauen — und dennoch fühlte er sich dieses Mal so heftig ergriffen, daß es ihm war, als hätte Reinald's Dolch ihn selbst in das Herz getroffen.

„Gibt es keine Hoffnung mehr?“ fragte er und starrte ängstlich die Leiche an.

„Er ist vielleicht noch zu retten!“ rief Madzy und ergriff schnell diese Gelegenheit, um noch einige Augenblicke zu verweilen.

Dann legte sie ihre Hand auf sein Herz und rief nach kurzer Frist aus:

„Er lebt noch! Ein Arzt! ein Arzt!“

„Was ist vorgefallen?“ fragte der Graf, mit Hast sich dem Schauplatz des Mordes nähernd. „Hat etwa der elende Frieser gewagt, den Dolch gegen einen meiner Edelleute zu erheben?“

Fragend blickte er abwechselnd auf Beaumont und Adelen.

„Nicht der Frieser,“ antwortete Beaumont und schüttelte wehmüthig sein Haupt, „der Mörder ist entflohen. Aber es wird Zeit, den Leichnam auf einen passendem Platz zu bringen.“

Zwei Edelleute hoben Deodat vom Boden auf und trugen ihn in das Jagdhaus, während Beaumont sein Haupt stützte, und Aylva neben der Leiche herging, ohne seine Augen von dem todtenbleichen Antlitz abwenden zu können.

Noch mehre Andere folgten mit sichtbarer Theilnahme dem Trauerzuge.

Nur Adelen blieb zurück mit Madzy, welche nach Entfernung des Leichnams ihres Zustandes wieder bewußt geworden und schluchzend zur Seite getreten war.

„Wie nun?“ fragte Adelen unter einem höhnischen Lächeln; „willst Du der Leiche Deines Geliebten nicht folgen?“

„Du bist grausam!“ antwortete Madzy, der ihre Thränen nicht gestatteten, mehr zu sagen.

„Nicht so grausam, wie Du, die Du an dem Tage, an welchem Du mir Treue gelobtest, mit einem jungen Taugenichts auf abgelegenen Pfaden umherschwärmst, mit Deiner Untreue mein Herz durchbohrst und schlimmere Wunden schlägst, als die, welche Dein Buhle empfing. Ich schulde Reinald doppelten Dank, weil er mich gerächt hat.“

„Du verkennst mich und den edlen Jüngling, der —“

„O! fahre nur fort! — Erröthe nicht! — Also: der edle Jüngling, der —“

„Du hast Recht! Wozu soll ich auch erröthen?“ entgegnete Madzy, indem sie ihre weibliche Würde ganz wiedergewann. „Ja, er hegte eine hoffnungslose Liebe für mich und war gekommen, mir ein ewiges Lebewohl zu sagen. Das ist sein einziges Vergehen, wenn es überhaupt ein Vergehen war. Das meinige ist: ihn angehört zu haben, und konnte ich diese Günst Dem versagen, der morgen vielleicht sterben mußte?“

„Vortrefflich!“ rief Adelen aus. „Ich weiß nun genug und gebe Dir Dein Wort und Deinen Ring zurück. Ich mag Dich nicht zur Frau.“

Bei diesen Worten zog er den von Madzy empfangenen Ring vom Finger, zerbrach ihn zwischen seinen Zähnen und warf ihn dem unglücklichen Mädchen zu Füßen.

Dann wandte er sich ab und entfernte sich mit raschen Schritten, indem er Madzy in einer Stimmung zurückließ, die sich eher fühlen, als beschreiben läßt.

Der Bruch Adelen's mit seiner Geliebten blieb nicht lange geheim. Die Gräfin war eben mit ihren Edelfrauen und mehren Gästen herbeigekommen, um etwas Näheres über den traurigen Vorfall zu erfahren. Da sah sie Adelen's heftige Bewegungen und Madzy's gedrückte Haltung — und errieth halb und halb, was zwischen ihnen vorgegangen war.

„Uns scheint,“ sagte die Gräfin, „daß der Bräutigam seine Braut nicht sehr zufrieden verläßt.“

„Er sollte eigentlich recht zufrieden sein,“ bemerkte Oda van Wassenaar gegen ihre Freundinnen, „da er mit einem Schlage von dem Nebenbuhler und dem Todfeinde befreit ist.“

„Pfu! Oda! noch spotten zu können über den Tod des braven Deodat!“ mißbilligte Ottilie mit Thränen in den Augen.

„O, ich bedaure den Ritter von ganzem Herzen,“ antwortete Oda, „aber die schöne Friesin möchte noch mehr zu bedauern sein, da ihr Verlobter sie verläßt, und von ihren Anbetern der eine ermordet ist, der andere aber wahrscheinlich enthauptet werden wird.“

„Sollte wirklich Reinald einer solchen Niederträchtigkeit fähig gewesen sein?“ fragte Ottilie.

„Nichte nicht zu schnell und zu hart,“ ermahnte Oda; „ich meines-
theils möchte mir einen Anbeter wünschen, der mich stark genug
liebte, um den ältesten und besten Freund seiner Liebe zu opfern.
Unsere holländischen Junker, in deren Adern Buttermilch fließt,
möchten zu solcher Liebe nicht fähig sein.“

„Ich danke dem Herrn, daß sie es nicht sind,“ erwiderte
Ottilie. „Du bist abscheulich, Oda, und ich werde heute kein
Wort mehr mit Dir sprechen.“

„Du hast Recht,“ versetzte Oda. „Gehe lieber, die stolze
friesische Jungfrau aufzurichten, die vorgestern Abend so großes
Aufsehen erregte, und nun dasteht, wie eine Bauernmagd, welche
die Eier hat hinfallen lassen.“

Ottilie folgte nicht sowohl diesem Rathe, als vielmehr dem
eigenen Antriebe ihres mitleidigen Herzens.

Die Gräfin war an Madzy vorüber gegangen, indem sie sich
stellte, als bemerke sie dieselbe nicht. Da sie die nähern Umstände
des Mordversuchs nicht kannte und meinte, daß Madzy vielleicht
schuldig sein könnte, so wollte sie ihrer Würde nichts vergeben,
indem sie mit der Friesin spräche. Ottilie dagegen, die stets ge-
neigt war, von Andern das Beste zu denken, blieb zurück, nahm
die Verlassene bei der Hand und fragte sie, in fast kindlicher Un-
schuld, ob sie sehr erschrocken sei und bereits etwas gegen den
Schrecken eingenommen habe.

„Ich bin sehr ermattet,“ antwortete Madzy, „und möchte wohl
einen Augenblick ausruhen können.“

„Nehmt meinen Arm und stützt Euch auf mich,“ sagte Ottilie.
„Wir wollen uns auf jene Bank setzen und Zweder wird etwas zu
trinken holen.“

Zweder war ein Knecht Ottilien's und diente als Page bei der
Gräfin.

Kaum hatte er den Wunsch seiner Tante vernommen, als er
mit Pfeileschnelle davon eilte, einige Erfrischungen zu holen, in-
dessen die beiden Fräulein langsam dem Wäldchen zugehen.

Mit der zarten Bescheidenheit, welche ein Kennzeichen des guten
Herzens und der feinen Erziehung ist, enthielt sich Ottilie, trotz
ihrer Neugierde, der trauernden Madzy durch irgend eine Frage
wehe zu thun. Schweigend nahm sie mit ihr Platz auf einer
Gartenbank und drang in sie, etwas von dem Wasser zu trinken,

welches Zweder gebracht und in das er — denn vermöge seines Postens hatte er gelernt, was bei Aufregungen des weiblichen Geschlechts dienlich sei — einige Tropfen Hirschhorngeist gemischt hatte.

Madzy sprach ihren Dank auf herzliche Weise aus, und äußerte dann den Wunsch, nach Hause zurückzukehren. Sie fragte Zweder, ob er Herrn von Aylva ersuchen wollte, sie zu begleiten.

„Gern werde ich den Auftrag übernehmen,“ antwortete Zweder mit dem Anstande eines vollendeten Hofmannes, „obwohl es mir stets angenehmer sein würde, die Nachricht von Eurer Ankunft, als die von Eurem Weggehen zu überbringen.“

Er ließ sein Käppchen einen Halbkreis durch die Luft beschreiben und entfernte sich.

Unterwegs begegnete er der Gräfin, welche mit ihrem Gefolge von der Erkundigungsreise zurück kam und eifrig mit Beaumont sprach. Er blieb daher ehrerbietig stehen und wartete, bis der Zug vorüber war.

„Hast Du einen Auftrag, Knabe?“ fragte die Gräfin, als sie Zweder's Haltung bemerkte.

„Ich soll dem Herrn von Aylva melden, daß das Fräulein von Dekama sich zu entfernen wünscht.“

„Das glaube ich,“ antwortete Beaumont achselzuckend, „allein es wird nicht wohl möglich sein.“

„Fräulein,“ wandte sich inzwischen Ottilie an Madzy, „ich sehe dort den Hof herbeikommen; wollen wir nicht ein entlegenes Plätzchen auffuchen?“

„Gern!“ antwortete Madzy schnell und nahm den Arm des Fräuleins van Raaldwyk an.

Schon war aber ein Edelknabe dem Hofe vorangeeilt und holte die sich entfernenden Damen ein.

„Herr von Beaumont wünscht Euch zu sprechen,“ sagte er zu Madzy.

Diese erschrak, folgte aber sofort an dem Arme ihrer Führerin dem Boten Beaumont's.

Die Gräfin war zwar von Madzy's Unschuld noch nicht ganz überzeugt, fühlte aber doch für dieselbe etwas, das Ähnlichkeit mit Mitleid hatte, und glaubte daher ihrer Ehre unbeschadet sie anreden zu können.

Sie richtete einige unbedeutende Fragen an sie und sagte dann: „Herr von Beaumont hat etwas mit Euch zu besprechen, daher wir uns von Euch entfernen. — Fräulein van Raaldwyk, wir haben Euch vermißt; Euer Platz ist bei uns, wenn wir nicht irren.“

Ottilie erröthete und wischte eine Thräne ab, welche durch diesen öffentlichen Verweis in ihr Auge gelockt wurde. Dann wollte sie wieder in die Reihen der Hofdamen treten, aber Madzy hielt ihre Hand fest und sagte:

„Habt Dank, denn Ihr seid von Allen, die ich hier kennen lernte, die einzige, in deren Brust ein Herz schlägt. Madzy Dekama wird Euch nie vergessen! O, erröthet nicht und bereut es nicht, freundlich gegen mich gewesen zu sein, denn eine einzige um mich vergossene Thräne wird Euch im Alter süßere Erinnerungen gewähren, als alle Hofesgunst sie Euch bieten kann.“

Mit diesen Worten ließ Madzy die Hand des Fräuleins van Raaldwyk los, welches nun gerührt und verlegen unter die andern Hofdamen zurücktrat.

Beaumont hatte indessen mit der ihm eigenthümlichen Liebenswürdigkeit Madzy's Hand erfaßt und fragte sie in freundlichem Tone, wie sie sich befände.

Madzy dankte für diese Theilnahme und gab dann den Wunsch zu erkennen, sich möglichst bald zu ihrem Vormunde zu begeben.

Beaumont that, als habe er ihren Wunsch nicht gehört, und erzählte dann, daß man Deodat's Wunde untersucht und bis zur Ankunft des Arztes nach dem Rathe des Abtes von St. Odulf ein mit Hirschhornöl befeuchtetes Tuch auf dieselbe gelegt habe.

„Die Wunde ist tief,“ schloß er, „aber noch darf man hoffen, daß kein edler Theil verlegt ist.“

Diese Nachricht war ein wohlthuender Balsam für Madzy's Herz.

Sie hatte sich gescheut, nach dem Zustande des Verwundeten zu fragen, und um so willkommener war ihr daher diese durch Herrn von Beaumont erhaltene Nachricht.

„Wir müssen uns Vorwürfe machen, daß wir Euch so lange vergaßen,“ sagte Beaumont, „allein wir dachten, daß Euer Verlobter bei Euch wäre.“

„Ich habe keinen Verlobten mehr,“ antwortete Madzy mit bebender Stimme.

„So ist es also wahr? Die Frau Gräfin erzählte mir von einer Unterhaltung, die zwischen Euch stattgefunden habe und dem Anscheine nach — doch verzeiht, ich berühre da einen Punkt, der mich nichts angeht und Euch vielleicht peinlich ist. Auch wird es Zeit, daß ich meinen Auftrag ausrichte. Euer würdiger Vormund wollte Euch auffuchen, aber er ist von dem traurigen Ereignisse so ergriffen, daß ihm die Beine den Dienst versagten. Offenbar ist ihm der Vorfall noch mehr zu Herzen gegangen, als mir, der ich doch seit Jahren in dem freundschaftlichsten Verhältnisse mit dem guten Deodat stehe. Da ich jedoch den Auftrag des Grafen ungern einem Hofbedienten überlassen wollte, so bin ich selbst gegangen und frage Euch, ob Ihr wohl Kraft genug fühlen würdet, den Mörder zu sehen.“

Als er sah, daß Madzy erschreckt zurückbebt, fuhr er fort:

„Vergebt mir den Schrecken, den ich Euch mache. Es wird heute vielleicht nicht nöthig sein. Da Ihr aber allein bei der That waret, so kommt Alles auf Euer Zeugniß an.“

„Wenn ich dieses Zeugnißes nicht überhoben werden kann,“ entgegnete Madzy, „so lege ich es lieber heute, lieber sogleich ab, da meine Seele jetzt einmal so aufgereggt ist, daß ein peinliches Gefühl mehr fast keinen Einfluß auf mich haben wird.“

„Ich glaube, daß Ihr Recht habt,“ sagte Beaumont. „Dann seid so gut und nehmt meinen Arm an. Es thut mir leid, daß die Gräfin Euch nicht die Unterstützung ihrer Jungfrauen gelassen hat — doch werde ich sorgen, daß Ihr nach Beendigung des Verhörs einige Mädchen zu Eurer Bedienung erhaltet.“

XVI.

Als Madzy von Herrn von Beaumont mehr todt, als lebendig in das Jagdhaus geführt wurde, gewährte dieses ein Bild von sehr dramatischer Wirkung.

Graf Wilhelm, dessen ohnedies schon gereizte Stimmung durch die Verwundung seines Lieblings Deodat noch gesteigert war, schritt mit finstern Blicke und die Hände auf dem Rücken gekreuzt in dem Saale auf und ab, einem in einen Käfig gesperrten Löwen nicht ungleich.

Seine Diener hatten an verschiedenen Stellen Gruppen gebildet und sprachen leise mit einander.

Bei einer dieser Gruppen stand der alte Wappenkönig und sprach mit großer Feierlichkeit von den Schwierigkeiten, welche die Anordnung des Begräbnisses mit sich bringen würde, indem der Adel des jungen Italieners noch durchaus nicht bestätigt wäre und es sehr fraglich sei, ob Graf Wilhelm das Recht gehabt habe, denselben ohne Beistimmung des Kaisers zum Ritter zu schlagen.

Ihm gegenüber stand Aylva, welcher seinen Platz an dem Krankenlager dem Beichtvater des Grafen hatte abtreten müssen, der dem Verwundeten, sobald er zu sich käme, die Dienste seines heiligen Amtes anbieten wollte. Der würdige Aldermann war in tiefes Nachdenken versunken und gebeugt durch seinen Kummer.

Weiter hin standen einige stiftische Edelleute, welche in einem leisen, aber eifrigen Gespräche begriffen waren, denn sie hatten so eben die Nachricht erhalten, daß man in dem Bisthume Rüstungen anstelle, um ernstlichen Widerstand zu leisten, falls der Graf seine Vogtei über das Bisthum mit Gewalt geltend machen wollte.

Nicht weit von ihnen hatte sich Adelen an die Wand gelehnt und seinen Arm über einen Hirschkopf geschlagen, welcher dieselbe verzierete. Er war in Gedanken versunken und blickte bald nach der Thür eines Nebenzimmers, in welchem der Verwundete lag, bald nach dem Grafen, bald nach dem Mörder.

Dieser Letztere stand ungesesselt, doch waffenlos in der Mitte einiger Waffenknechte an dem einen Ende des Saales. Man hatte ihn in dem Augenblicke ergriffen, als er ein Pferd bestieg, um zu entfliehen. Eine geisterhafte Blässe üb. rzog sein Gesicht, aber seine schwarzen Augen durchirrten den Saal mit einem Ausdruck von Hoheit. Als er Madzy erblickte, verbreitete sich sogar ein Lächeln des Triumphes über seine Züge.

Madzy hatte den Mörder nicht sogleich bemerkt, sondern ihre Aufmerksamkeit auf ihren Oheim gerichtet, welcher traurig und gebeugt ihr entgegen kam.

„Madzy,“ sagte er leise zu ihr, „ich hätte die Erbin von Dekama nicht über das Salzwasser führen sollen.“

„Jungfrau,“ sagte dagegen der Graf, als er ihrer ansichtig wurde, „wir haben Euch hierher entboten, um Zeugniß abzulegen. Hat der Mann dort dem armen Decodat seine Wunde beigebracht?“

Madzy folgte mit ihren Augen der von dem Finger des Grafen angedeuteten Richtung, bedeckte sie aber mit beiden Händen, als sie den Italiener sah.

„O! habt Mitleid und verschont mich!“ bat sie.

„Und wozu müßt sie hier erscheinen?“ fragte Reinald trotzig. „Habe ich mein Vergehen etwa geleugnet? Ja, diese Hand hat sein verrätherisches Herz durchbohrt und sich dazu des Dolchs des Muehlmörders bedient, weil ihr nicht erlaubt war, die Lanze des Ritters anzuwenden.“

„Genug!“ sagte der Graf. „Es bedarf freilich keiner weitem Untersuchung. Indessen ist er Ritter und kann adlige Richter verlangen.“

„Euer Gnaden verzeihen,“ nahm Paypaert das Wort; „sintemalen der junge Mann nicht vermocht hat, durch beglaubigte Urkunden seine Herkunft zu erhärten, also bleibt es zweifelhaft, ob ihm die Vorrechte des Adels einzuräumen sind.“

Der Graf achtete nicht auf die Bemerkung des alten Mannes, sondern befahl, den Gefangenen im Thurm einzuschließen und entfernte sich dann in Begleitung der Eingeladenen.

Madzy aber warf sich an den Hals ihres Vormundes und bat ihn, mit ihr ein Fest zu verlassen, das einen so traurigen Anfang genommen hatte.

Aylra erfüllte gern ihren Wunsch und begab sich mit ihr nach den Pferden, während Reinald von den Waffenknechten in den Thurm des Jagdhauses geführt wurde, aber mehr mit dem triumphirenden Blicke eines Siegers, als mit dem wankenden Schritte eines Gefangenen in der Mitte seiner Wächter ging.

Als er durch die Seitenthüre trat, welche sich nach der dunkeln, nach oben führenden Treppe öffnete, drängte sich Adelen an ihm vorüber und drückte ihm einen Dolch in die Hand. Schnell ergriff er denselben und verbarg ihn unter seiner Kleidung.

Dann begab sich der Friese zu dem Plaze, wo sich die Gäste des Grafen bereits zum Mahle niedergesetzt hatten, mußte aber lange um die Tische herumwandern, bis es ihm gelang, ein Plätzchen neben dem Abte von Sanct Odulf zu erlangen.

Dieser schien bereits die unangenehmen Vorfälle des Tages vergessen zu haben und war damit beschäftigt, einer Pfauenpastete eine tüchtige Pressche beizubringen.

Da der Graf verstimmt war und nicht sprach, auch die Gäste selbst wenig zur Heiterkeit geneigt waren, so lief das Mahl still und geräuschlos ab, und man trennte sich früher, als es anfänglich beabsichtigt gewesen war.

Am folgenden Morgen versammelte sich wieder eine zahlreiche Volksmenge auf dem Sande zu Harlem, um den Zweikampf zu schauen, welcher als Nachfeier des Turniers verheißen war.

Zwar hatte sich die Nachricht verbreitet, daß der Kämpfer des Grafen verwundet oder gar getödtet sei, allein etwas Gewisses wußte man doch nicht, und überdies war die Wache des Kampfplatzes zu rechter Zeit erschienen. Der Graf sowohl, wie Beaumont, waren nämlich mit Staatsangelegenheiten in einem so hohen Grade beschäftigt gewesen, daß sie es vergessen hatten, die Wache abzubestellen oder einen andern Kämpfer statt Deodat's zu ernennen, während Paypaert gleichsam maschinenmäßig alle Anstalten so getroffen hatte, als sei die Abhaltung des Zweikampfes gar nicht zu bezweifeln.

Folglich erschien er mit seinen Herolden und Trompetern in den Schranken und war eifrig beschäftigt, Alles gehörig zu ordnen, während er von Zeit zu Zeit einen verwunderten Blick nach den Eizen des Adels richtete, die nur von einzelnen Edelleuten der Umgegend besetzt wurden, denen von Deodat's Verwundung nichts bekannt geworden war.

„Ueber diese verzweifelte Langsamkeit!“ murrte der Greis. „Wahrlich! in den Tagen meiner Jugend ließ man die Zeit nicht so unnütz verstreichen, wenn es galt, einen Zweikampf zu schauen. Ist denn ein Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Rittern nicht mehr werth, als ein Hahnengefecht?“

Auch das Volk murrte schon.

„Sollte wirklich nichts daraus werden, Nachbar?“ wandte sich der Waffenschmied an den kleinen Marktschreiber.

„O! meine Nachrichten sind immer gut!“ entgegnete der Kleine. „Der lumpige Frieser hat gestern beim Feste den Italiener erstochen und ist dafür in den Thurm geworfen.“

„Dann wundere ich mich nur, daß die Herolde versammelt sind,“ antwortete der Waffenschmied.

„Davon versteht Ihr nichts,“ versetzte Klas Gerrits; „Zeit und

Ort sind bestimmt, und kommt auch kein Mensch, so muß der Priester dennoch in die Kirche.“

„Auch befremdet es mich,“ fuhr der Waffenschmied fort, „daß der Graf einen Ausländer, wie diesen Deodat, zu seinem Kämpfen gewählt hatte, während doch Holländer genug vorhanden sind, dem Friesen eine Lehre zu geben.“

„Ist nicht der Graf selbst ein Fremder?“ fragte Klas Gerrits; „und kann man etwas Anderes erwarten von Einem, der über See gekommen ist? Hennegauer, Italiener, Frieße — das ist Alles einerlei!“

„Ihr werdet wenigstens anerkennen, daß der vorige Graf viel für uns gethan und den Titel des Guten vollkommen verdient hat.“

„Dafür macht es sein Sohn um so schlimmer. Bei seiner Heirath schon hat er uns vierzig Pfund abgepreßt, während wir nach dem Privilegium König Wilhelm's nur zwanzig Pfund zu zahlen hatten. Aber unser Magistrat besteht freilich aus Herrenbedienten, und es sollten ganz andere Männer am Ruder sitzen.“

Bei diesen Worten warf sich der Kleine nicht wenig in die Brust, denn er meinte, daß er selbst ganz und gar aus dem Holze sei, aus welchem die Bürgermeister von Harlem gemacht werden sollten.

„Vergeßt Ihr denn, daß Harlem sich seit den Zeiten des Königs Wilhelm auch um das Doppelte vergrößert hat?“ fragte der Waffenschmied.

„Und doppelt ärmer geworden ist!“

„Ihr seid undankbar, Nachbar. Bedenkt, wie viel Reichthum allein diese Festlichkeiten in die Stadt bringen!“

„Reichthum? — Ja, den Wirthen, welche Getränke verkaufen und die Steuern umgehen, — den Waffenschmieden, welche eine doppelte Anzahl von Gesellen halten, aber dafür bei dem bevorstehenden Kriege auch doppelt zu den Steuern herangezogen werden sollten.“

„Bei dem bevorstehenden Kriege!“ rief der Waffenschmied aus und rieb sich erfreut die Hände. „Ei! lieber Nachbar, theilt mir darüber etwas Näheres mit.“

Indessen vermochte der Marktschreiber diesen Wunsch nicht zu erfüllen, denn ein lautes Jubelgeschrei des Volkes verkündigte die Ankunft des einen Kämpfers.

„Da ist er! da ist er!“ rief der Waffenschmied und vergaß selbst den bevorstehenden Krieg.

„Wer?“ fragte der kleine Marktschreiber, dessen Blick über die ihn umstehende Menge nicht hinwegreichte.

„Der friesische Ritter, den Ihr in den Thurm habt stecken lassen. Mich dünkt, Ihr bezöget Eure Nachrichten stets aus den trübsten Quellen. Wer weiß, ob nicht Ritter Deodat auch noch erscheint!“

„Ist es aber auch der Frieser?“ fragte der noch immer ungläubige Marktschreiber.

„Meint Ihr, ich kenne die Rüstung nicht, welche ich selbst gefertigt habe? Und die Streitart, welche dort an seinem Sattelknopfe hängt, habe ich erst gestern Abend geschärft und seinem Diener eingehändigt.“

Es war in der That Seery Adelen, der in die Schranken ritt und dann sein Pferd anhielt.

„Unerhört!“ murrte Baypaert. „Da ist nun einer der Kämpfer, und noch fehlen die Kampfrichter.“

„Herr Waffenkönig!“ sagte ein Herold, „sollte nicht hier ein Mißverständniß obwalten, da doch der eine Kämpfer bekanntlich verwundet, vielleicht todt ist?“

„Der Graf muß einen andern Kämpfer bestellt haben,“ antwortete der Waffenkönig. „Mache mir daher den Kopf nicht warm, sondern eile, nach Stil und Brauch den Ritter dort zu fragen, weshalb er hier erschienen ist.“

Der Herold schwieg, ritt auf Seery Adelen zu und richtete seinen Auftrag aus.

Seery hatte mühsam die Antwort erlernt, welche ihm Vater Syard wohl funfzig Mal vorgefagt hatte und declamirte:

„Ich bin Seery Adelen und komme gewappnet und zu Rosse, wie es einem Edelmann geziemt, um einen rechten Kampf zu wagen und meiner Herausforderung nachzukommen gegen Wilhelm, Grafen von Hennegau und Holland, und nehme zu Zeugen meines guten Rechts unsern Herrn, unsere liebe Frau und meinen Patron Sanct Niclas. Ich verlange, daß Ihr mir meinen Theil vom Felde, vom Winde, von der Sonne, und was sonst geziemend und erforderlich ist, zugesteht. Wenn das geschehen ist, werde ich meine Pflicht thun mit der Hilfe Gottes, unserer lieben Frau und meines

Patrons St. Nicolas, zu Fuße oder zu Pferd; mit solcherlei Waffen, als von den Kampfrichtern mögen gutbefunden werden."

Nachdem diese Litanei dem Waffenkönige gemeldet war, gab dieser den Auftrag, daß die Trompeter blasen und den Gegner aufrufen sollten, im Namen des Grafen von Hennegau sich gegen Seerp Adelen zu stellen.

Aber umsonst verhallten Trompetenton und Aufruf in der Luft. Niemand erschien.

"Man muß warten," sagte Baypaert, "und dem Gegner die gesetzliche Frist von drei Stunden lassen; erscheint er dann nicht, so ist anzunehmen, daß der Herausfordernde seiner Pflicht genügt habe."

Alein die erste Stunde verstrich und die zweite ging gleichfalls vorüber, ohne daß ein Gegner in den Schranken erschien.

Das Volk murrte und lief ungeduldig um die Schranken umher, während die jungen Edelleute, welche sich auf den Tribunen eingefunden hatten, entrüstet waren über die Schande, welche den Grafen treffen würde, wenn kein Kämpfe erschiene, um sein Recht zu vertheidigen, und schon davon sprachen, daß Einer von ihnen die Stelle des Ausbleibenden vertreten müßte.

"Soll denn der verdammte Frieze unsern Grafen ungestraft höhnen?" rief der Waffenschmied ungeduldig aus. "Ha! wenn der alte Baypaert nicht Jedem, in dessen Adern kein adliges Blut fließt, die Schranken verböte, so wollte ich gegen den übermüthigen Ritter die Ehre Hollands vertreten, und zwar ohne Waffen, nur mit meinem Hammer, und wollte sehen, ob er mir mit Schwert und Streitart etwas anhaben könnte, oder ob ich ihn nicht platt zusammenhammern würde, wie eine Herdplatte."

"Um so eher," setzte der Marktschreiber hinzu, "als Ihr die schwachen Stellen der von Euch geschmiedeten Rüstung kennen müßt."

"Oho!" entgegnete der Schmied, "ich gebe es dem Besten auf, auch nur eine schwache Stelle an einem Harnisch zu suchen, der aus meiner Schmiede kommt."

"He! Meister Helmschläger!" riefen in diesem Augenblicke mehre Edelleute, "habt Ihr keinen Panzer für uns fertig?"

"Ich würde dem, welcher jenen Prahlhans glücklich bekämpfte, den besten Panzer, der je aus meiner Werkstätte kam, unentgeltlich liefern," antwortete der patriotische Waffenschmied, "aber der Helm

hat selbst meinen letzten Harnisch auf dem Leibe, und zwar einen tüchtigen Harnisch, wie ich versichern kann. Ich wollte, meine Hände wären lahm geworden, als ich die Nägel in denselben schlug."

"Wo soll man Waffen finden?" riefen die Edelleute aus. "Hört nur, wie sich der unverschämte Frieser geberdet!"

Adelen ritt nämlich fortwährend an den Schranken auf und ab, indem er rief:

"Holla! Ihr tapfern Holländer! Hat denn Keiner von Euch den Muth, die Ehre seines Grafen zu vertreten?"

"Laßt uns zu den Johannitern gehen," sagte Einer der jungen Edelleute, "dort werden wir Waffen finden."

Und mehre der jungen Ritter begaben sich nach der Johannisstraße, fanden aber, daß man ihnen schon zugekommen sei. Auf dem Klosterhofe saß der ehrwürdige Comthur, Herr Hugo von Koukerk, bereits in voller Rüstung zu Pferde. Er hatte die Gräfin, welche bereits am frühen Morgen nach dem Haag gereist war, geleitet und bei seiner Rückkehr erfahren, was sich auf dem Sande begeben. Daher hatte er sich sofort die Rüstung anlegen lassen und war jetzt bereit, die Ehre des Grafen im Zweikampfe aufrecht zu halten.

Als er aber, umgeben von seinen Rittern und den erfreuten Edelleuten, dem Sande entgegenritt, meldete ihm das laute Jauchzen der Menge und plötzliches Trompetenschmettern, daß man auch ihm bereits zugekommen sei.

Ein unbekannter Ritter, in einfacher Rüstung, ohne Wappenschild und Devise, war in die Schranken geritten.

Der Herold, welcher von dem Wappenkönige abgesandt war, den Ritter nach seinem Begehre zu fragen, kehrte mit der Antwort zurück, daß er als Kämpfer für den Grafen auftrete, seine Befugniß vollkommen dargethan habe, aber aus wichtigen Gründen unerkannt bleiben wolle.

"Das ist gut und schön," antwortete der Wappenkönig, "allein wer soll das Amt eines Kampfrichters übernehmen?"

"Könnte das nicht der Comthur?" fragte ein Herold.

Die beiden Kämpfer waren damit zufrieden, und der Comthur, welcher den ihm gemachten Antrag bereitwillig annahm, ritt mit zweien seiner Ritter, die er zu Beisitzern gewählt hatte, in die Schranken.

30
80
12
25
90

UB Wien

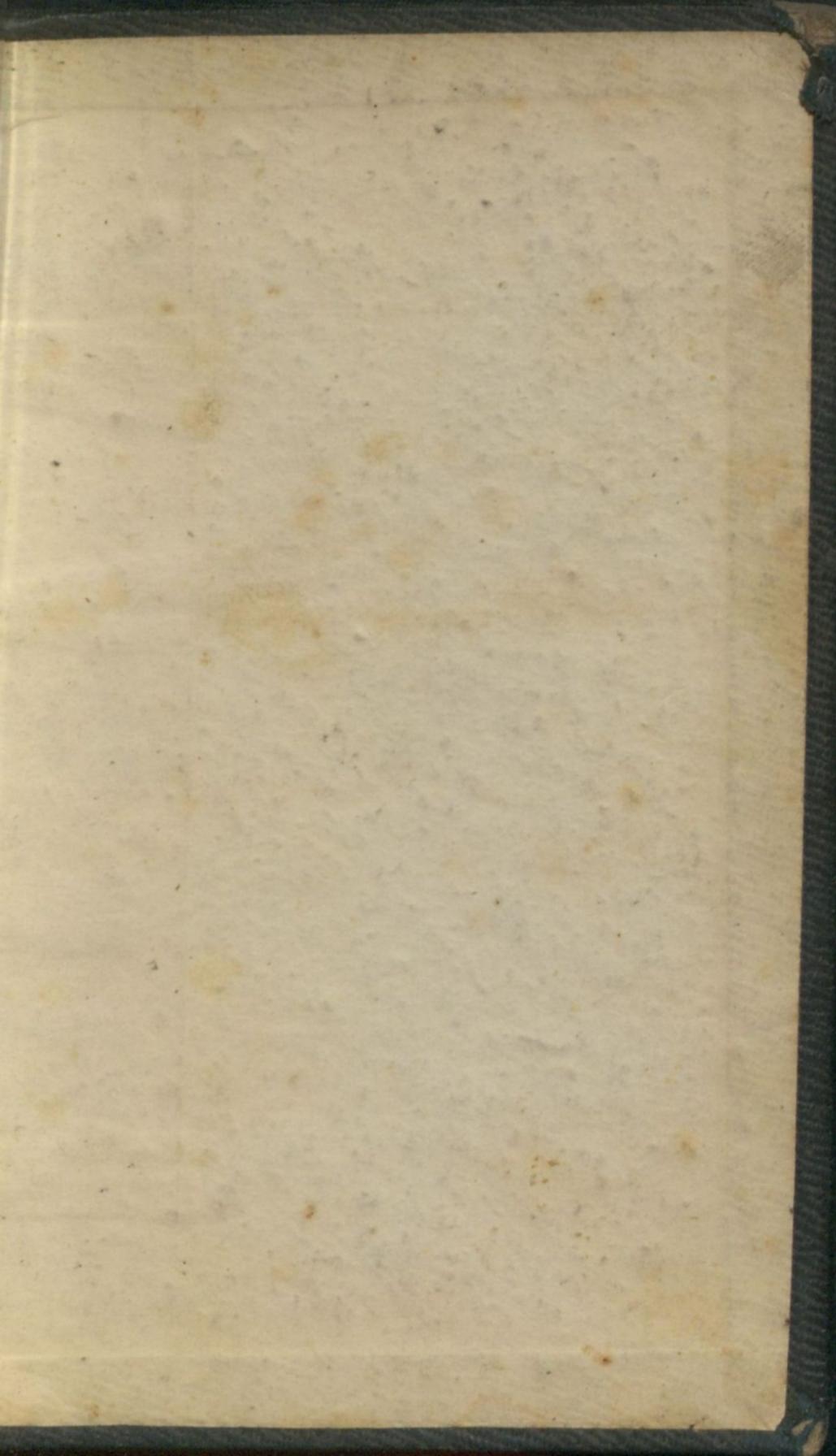


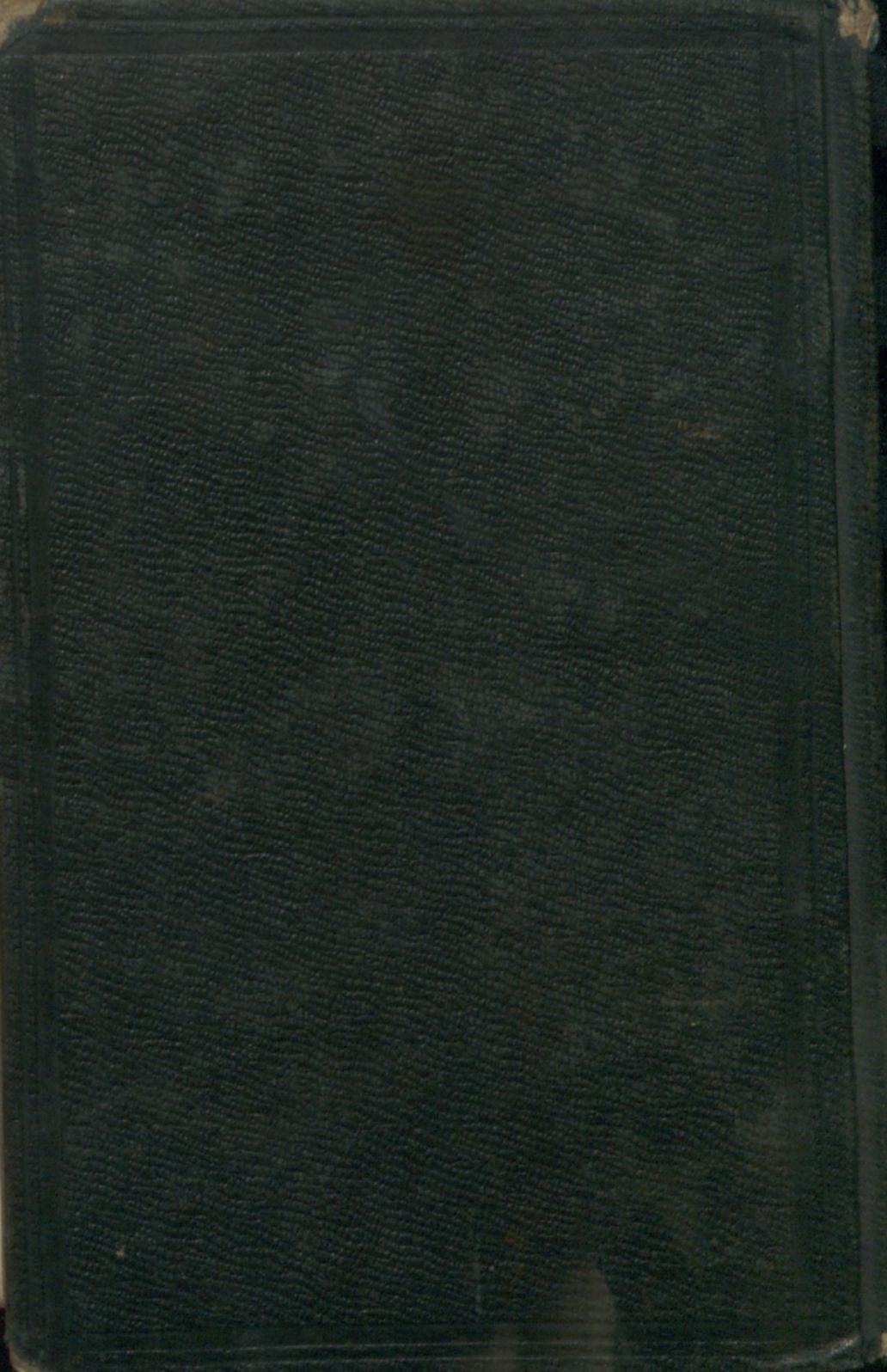
+AM56741620X

105
30

75.46

Curry St 1
1410 bank





www.books2ebooks.eu